Friedrich Weisser's

sämmtliche

prosaische Werke.

Zweyter Theil.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

1807.

Vierte Abtheilung.

I, Der neue Komet. 3
II. Ankündigung. 41
III. Bettler-Glück. 54
IV. Owen und der Rauchtobak. . . . 58

1807.

Fünfte Abtheilung.

I. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher. . . . 61
II. Der Rabe unter den Singvögeln. . . 69
III. Die Wunder des Fäßchens. . . . 71
IV. Die Ehrenvestigkeit am Galgen. . . 76
V. Ueber die Todesanzeigen in den Zeitungen. 78
VI. Die schöne Verschwenderinn. . . . 88

Seite.
VII. Ueber poetische Anthologien. . . . 94
VIII Die Stillschweigen gebiethende Frucht. 104
IX. Ueber persönliche Nachahmungen auf der Schaubühne. 108

1 8 0 7.

Sechste Abtheilung.

I. Indianischer Kunstfleiß. 119
II. Die Ziegenböcke an ihren Vertheidiger. . 121
III Papierverbesserungen. 129
IV. Leben und Thaten einer Ungenannten. 130
V. Der Mann mit den langen Ohren. . 146
VI Die gerettete Lusiade. 151
VII. Die Negerjagd. 154
VIII. Wichtige Erfindung für die Schafe. . 157
IX. Wichtige Erfindung für die Menschen. . 158
X. Neue Sparsuppe. 160
XI. Die Tulpenliebe. 162
XII Die räthselhaften Geschöpfe. . . . 164
XIII Die Jungfrau von Orleans im Schauspiele und im Kartenspiele. 166

1 8 0 8.

I. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher. . . . 171
II. An die Verzweiflung. 188

Seite.

1809.

Erste Abtheilung.

I. Eine seltsame Heilig= und Seligsprechung. 205
II. Die Wachsfigur. 229
III. Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher. . . . 251

1809.

Zweyte Abtheilung.

I. Der Schneemann. 263
II. Der Schiffbruch am Magnetberge. . . 270
III. Die schwarze Farbe an die weisse Welt. 275
IV. Ueber das Stillschweigen der meisten Schriftsteller nach dem Tode. 289
V. Ueber die Blattgröße der Bücher. . . 299
VI. An die Langeweile. 309

1809.

Dritte Abtheilung.

I. An den Tod. 323
II. Die Spielsucht. 364

Seite.

1 8 0 9.

Vierte Abtheilung.

I. Das Kalender-Geschenk. 383
II. Die Alten und die Buchdruckerkunst. . . 393
III. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 395
IV. Scherzrede am Geburtstage eines Freunds. 403
V. Ueber eine Erzählung im Tübinger Damenkalender auf das J. 1810, die Ueberraschung. 408

1 8 1 0.

Erste Abtheilung.

Die Brautwerbung. 429

1 8 0 7.

Vierte Abtheilung.

Der neue Komet,

oder

der flammende Vorläufer und Verkündiger einer höchstwichtigen Schrift,

welche unter dem Titel:

Carl Scheibe, der Junge,

ehemahliger Professor der ehemahligen Geschmacks-lehre auf der ehemahligen hohen Schule zu Schöppenstädt

ein lebensbeschreibender Versuch

von

seinem ehemahligen Amtsbruder,

D. Nikolaus Pulverhorn,

in der nächst bevorstehenden allgemeinen Buß- und Fastenzeit,

bey Peter Hammer, in Cöln,

einstweilen in zwölf Bänden in Viertelbogengröße ans Licht treten wird.

Amsterdam 1807.

Im Verlage der uralten Societäts- Buch- und Kunst-handlung.

I.

— — pulchrum est, digito monstrari et dicier: Hic est!

Persius.

Nur ein Thor kann in so traurigen Zeiten, wie die unsrigen, es sich einfallen lassen, ein großer Mann zu seyn. Mancher andern beschwerlichen Folgen des Wagstücks nicht zu gedenken, ist der Verwegene seines Lebens nicht einen Augenblick sicher. Hat er auch nicht immer zu fürchten, daß man es ihm nimmt, so darf er desto gewißer seyn, daß man es beschreibt, und wer erfuhr in einem ungewöhnlichern Grade dieses unerwünschte Schicksal, als der Held, der, wenn ihn der Zufall statt zu einem Schöppenstädter Professor, zu einem Planeten gemacht hätte, die prunkvolle Sonne selbst verdunkeln würde, mit einem Wort, als der Herr Professor, Carl Scheibe, der Junge?

Wo erscheint vom Morgen bis zum Abend ein Zeitungsblatt, das ihm nicht, indem es ihm das holdeste aller Bilder, das seinige, mit schmeichelhaftem Pinsel darstellt, eine Röthe in das bescheidene Antlitz jagte? Alle Welt kennt ihn als den abgesagtesten Feind einer gewißen Gattung der Berühmtheit. Aber nicht ein Mensch kehrt sich an den Eifer, mit welchem er die meisten Lobsprüche ablehnt, und einige Zudringliche sind mit den ihrigen nur desto verschwenderischer, je weniger sie auf seinen Dank dafür rechnen können. Man erhebt, um nur einige Beyspiele anzuführen, die von ihm gewagten Dollmetschungen hoch über die Urschriften selbst, und als er vor Kurzem mit Ramlers und Matthisons Kunsturtheil und Geschmack eine Blumenlese aus den Werken alter Poeten unternahm, war er nicht der Einzige, von welchem die Sammlung der Welt als klassisch angepriesen wurde. Einige vergleichen ihn, weil er, wenn schon nicht die Leyer zu spielen, doch alte Leyern auszuflicken versteht, mit dem Orpheus, und lassen sich zum

Voraus die Besorgniß anfechten, auch er möchte seine Eurydice verlieren, und zuletzt von rasenden Weibern zerrissen werden. Einige gehen endlich in der Parteylichkeit für ihn so weit, daß sie sogar die Werke loben, die er noch nicht geschrieben hat.

Wer hat aber bey einer, ich möchte sagen so allgemeinen Wuth, die Verdienste des Mannes zu beleuchten, weniger das Recht, die Rolle eines stummen Zuschauers zu spielen, als ein Freund, welcher der strahlenden Sonne so nahe steht, als ich? In der That, ich wäre ein ärgerer Rebell, als weiland Wilhelm Tell, wenn ich mich weigerte, vor dem seines Kopfs ermangelnden Hut des Gewaltigen, der Landvogt auf dem Helikon zu seyn verdient, den meinigen abzunehmen.

Ich bringe also schreibend mein Weihrauch-Opfer. Aber ich schreibe nicht wie Cramer über Klopstock ein bloßes Er und über Ihn über Carl Scheibe, sondern die vollständigste Lebensgeschichte, die jemahls ein alter oder neuer Plutarch ge-

wagt hat. Mag auch durch mein Beginnen das Blümchen Wunderhold an dem Busen meines Helden verwelken! Was kann ich für die Größe des Mannes? Soll ich, weil er das Lob nicht leiden kann, ihn schelten, und ihn statt eine himmelanstrebende Ceder ein kriechendes Unkraut nennen? Wie könnte ich mir eine Ungerechtigkeit, wie diese zu Schulden kommen lassen? Troß unserer Freundschaft muß ich ihn gegen seinen Willen loben, und weil ich ihn loben muß, so muß er mir auch verzeihen. Amicus Plato, amicus Aristoteles, amicus Scheibius, sed magis amica veritas.

Da diese meine Ankündigung ein wichtigen Ereignißen vorauslaufender Komet ist: so wird man mir auch erlauben, daß ich, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, ihr einen Umriß meines Werks als Schweif anhänge.

Ich übergehe die Anrufung der Musen, weil ich leider bekennen muß, daß ich zu tauben Ohren sprach. Sollte, fragte ich mich selbst, als die neun eben so klugen als spröden Jungfrauen

mich schlechterdings ohne Beystand ließen, sollte Carl Scheibe, der Junge, wohl gar das Unglück haben, von ihnen gehaßt zu werden! Strafbarer Gedanke! Oder finden sie mich nicht würdig, sein Leben zu beschreiben? Ich bin es freylich nicht. Aber welcher Sterbliche ist es außer ihm selbst? Oder wollten sie mir andeuten, daß ein Stoff, wie der meinige, da er den Dichter von selbst begeistert, den Beystand jeder Muse entbehrlich macht? Diese Erklärung war es, die mir am meisten einleuchtete, und ob ich Unrecht habe, davon wird sich der Leser aus den nachfolgenden Proben überzeugen.

Erstes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird gezeugt.

Es fehlt leider nicht an Vätern, die Nichts weniger als stolz auf die Ehre sind, ihren Söhnen das Daseyn gegeben zu haben, und sollte man es glauben, daß auch der Vater meines Helden in diese Reihe gehört. Er wird beynahe

rasend, wenn Jemand des bedenklichen Augenblicks, über welchen der Vater des berühmten Tristram Schandi so umständlich gewesen ist, daß er seinen Sohn in den Stand setzte, in der Erzählung seines Lebens so weit zurückzugehen, als es vor und nach ihm keinem Sterblichen möglich war, zufällig und nur von fern gedenkt, und der Leser wird es also nicht mir zur Last legen, wenn er gleich bey dem Anfang meiner Geschichte einer von mir selbst am meisten beklagten Lücke begegnet. Je dürftiger jedoch dieser Theil des Werks ist, desto lebhafter fühle ich die Pflicht, die übrigen so reich als möglich auszustatten.

Zweytes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird geboren.

Carl Scheibe, der Junge, dieses Licht der Welt, erblickte das Licht der Welt... zu Halle? Zu Göttingen? Zu Greifswalde? Zu Leipzig? Zu Wittenberg? Zu Helmstädt? Zu Marburg? Zu Gießen? Zu Heidelberg? Zu Königsberg?

Zu Freyburg? Zu Tübingen? Zu Jena? Ihr fragt und rathet vergebens. Wie könnte ich es gegen meinen Helden verantworten, wenn ich ihn durch meine Verrätherey einer Ehre beraubte, welche den alten Homer über alle Sterblichen erhebt? Darf ich mir nähmlich auch nicht schmeicheln, daß sich einst sieben Städte um die Ehre, Carl Scheibe, den Jungen, hervorgebracht zu haben, streiten, so werden es doch zuverläßig wenigstens sieben Bauernhöfe thun, und aus diesem wichtigen Grunde soll kein Sterblicher den Nahmen seines Geburtsorts von mir erfahren, ob ich ihn gleich so gut weiß, als das Nest, in welchem einst der berühmte Till Eulenspiegel sein närrisches Daseyn begann. Uebrigens würde Carl Scheibe, der Junge, auch ohne diesen Streit mit dem Homer um den Vorzug streiten. Hat man nicht in unsern Tagen unumstößlich bewiesen, daß der blinde Bänkelsänger, dieser sogenannte Göttliche, nicht einmahl ein Mensch, sondern ein wahres Nichts, nähmlich gar nicht gewesen ist. Und erfährt Carl

Scheibe, der Junge, nicht bey lebendigem Leibe die nähmliche Auszeichnung? Behaupten nicht Leute, die ihn täglich vor ihren Augen herumwandeln sehen, behaupten nicht ohne Ausnahme alle Leser seiner unsterblichen Werke, behaupten nicht sogar die Studenten, ob sie ihn gleich täglich hören müßen, er sey eine wahre Null auf dem Parnaß, wie auf dem Katheder, in der gelehrten, wie in der bürgerlichen Welt.

Der junge Homer, nähmlich der jüngste, zappelte noch unter den Händen der Hebamme, als bereits die mächtige, und von Groß und Klein angebetete Fürstinn der Finsterniß, welche von Leuten, die immer nur reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, schlechtweg die Dummheit genannt zu werden pflegt, mit bleyernem Fittich herbeygeschwebt kam, und den Neugebornen durch einen Kuß auf die Stirn zu ihrem Liebling einweihte. Ob dieser Kuß auf die Stirn einen so nachtheiligen Einfluß auf das Hirn des Neugebornen hatte, daß er unsern Helden noch als Professor gehindert haben würde,

das Pulver zu erfinden, diese Frage zu entscheiden, ist für mich eben so schwer, als sie dem weltberühmten Erfinder der Schädellehre leicht seyn würde. Genug, daß der Herr Professor, trotz dieses unwillkommenen Pathengeschenks, mit einem corpore sano gesegnet ist. Geht ihm der mens sana ab, so kann er sich leicht mit den Göttern trösten, die bekanntlich ebenfalls keinen Menschenverstand haben.

Drittes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird getauft.

Von Rechtswegen widme ich dem Taufnahmen meines Helden, dessen Geschichte nicht weniger merkwürdig ist, als die Taufnahmengeschichte des bereits von mir erwähnten Tristram, ein eigenes Kapitel.

Dem Carolus Magnus zu Ehren nannte ihn sein Vater Carl, weil er hoffte, er werde sich einst, trotz jenem Kaiser nicht nur um die edle Poesie und durch das Sammeln ihrer Werke um

die alten Barden verdient machen, sondern auch wenn gleich kein Magnus auf dem Regentenstuhle, oder dem sogenannten Throne, doch ein Maximus auf dem Professorstuhle seyn. Zwar hätte er nach der väterlichen Absicht nicht Carl allein, sondern einem eben so großen Kaiser, dem Cäsar zu Ehren, zugleich auch Julius heißen sollen. Der innere Kopf meines Sohns, sprach der ehrliche Mann, wird, ich prophezeye es, einst so kahl seyn, als der äußere des Römers, und die gegen ihn verschworenen Cassiusse und Brutusse der gelehrten Republik werden ihm, nicht wie jenem nur drey und zwanzig, sondern zehn Mahl so viel Wunden beybringen, obgleich der Eiserne an keiner den Geist aufgibt. Aber die zärtliche Mutter wollte schlechterdings Nichts von dem Nahmen Julius wissen. Wie kann es Dir einfallen, sprach sie zu ihrem Gemahl, für unsern Sohn einen Nahmen aus der Heidensprache zu entlehnen, die, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, in seinem Christenkopf nimmermehr wird haften wollen, und die Folge zeigte,

daß die verständige Frau nur zu richtig geweissagt hatte. Carl Scheibe, der Junge, lernte kein Wort Latein. Allein nicht zu gedenken, daß er auch kein Deutsch lernte, und ihm also aus dem nähmlichen Grunde auch ein deutscher Nahme hätte verweigert werden müßen, hätte er, da Cäsar selbst, gerade wie er, weder mensa decliniren, noch amo conjugiren lernte, dieses Umstands ungeachtet immerhin Julius heißen können, und es ist Schade, daß der Herr Professor schon der ganzen Welt als Carl Scheibe, der Junge, bekannt ist, und also nicht wohl mehr umgetauft werden kann. Doch möchte ich ihn beynahe bitten, sich von nun an und zum erstenmahl auf dem Titel des vierten Theils seines neuesten Werks der Originalität wegen Carl und fast auch Julius Scheibe zu nennen.

Da ich einmahl bey dem Kapitel von den Nahmen bin, so glaube ich dem Leser eine kurze Rechenschaft schuldig zu seyn, was es mit dem Prädicat der Junge, hinter dem Nahmen des Herrn Professors, dessen er sich nie selbst zu be-

dienen pflegt, und es also bloß leidend besitzt, für eine Beschaffenheit habe. Allerdings dankt er es vorzüglich der Amtsbrüderschaft mit dem Herrn Papa. Allein es stecken noch ganz andere Geheimniße hinter der Sache, die ich in einem besondern Abschnitte meines Werks vollkommen befriedigend aufgeklärt zu haben, mir schmeichle.

Viertes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, ist – ein Junge.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß ungezogene Knaben vorzüglich die Blumen zum Gegenstand ihres Muthwillens machen, und auch Carl Scheibe, der Junge, hatte kaum das Flügelkleid abgelegt, als er es bereits zu seiner Lieblingsbeschäftigung machte, den Leuten boshafter Weise in die Gärten zu steigen, und Rosen und Lilien, Nelken und Violen, Veilchen und Tausendschön, kurz, was ihm in die Hände fiel, nicht etwa nur vom Stock zu reißen, sondern zu zerknicken, und der schönsten Blätter zu berau-

ben. Er hatte die Unverschämtheit, die Beweise seines Zerstörungssinns öffentlich zur Schau zu tragen, und sich selbst den Nahmen eines Blumenfreunds, statt eines Blumenschänders beyzulegen. Und weit gefehlt, daß er durch seine beständige Jagd, die er auf Blumen machte, sich einige Kenntniß derselben erworben hätte, blieb er auch in diesem Fache im höchsten Grad unwissend, und da er noch bis auf den heutigen Tag kaum Rosen und Nelken von einander zu unterscheiden weiß, so darf man sich nicht wundern, daß er in seiner Jugend mehr als einem Mädchen, bey dem er den Seladon spielte, statt eines Straußes von Vergißmeinnicht, eine Handvoll Gänseblümchen zu Füßen legte.

Fünftes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, geht zum erstenmahle in die Schule.

Da einige Uebelgesinnte es schlechterdings läugnen, daß der Herr Professor jemahls eine

Schule besucht habe: so findet der wahrheitsliebende Biograph für nöthig, diesen sonst wenig bedeutenden Umstand ausdrücklich zu bemerken. Wohl übrigens dem Manne, der den Staub und den übrigen Unrath der Schule rein abschüttelt, sobald aus ihm selbst ein Schulmeister wird!

Sechstes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, heirathet.

Carl Scheibe, der Junge, von Schöppenstädt, hatte kaum aufgehört, aus Nürnberger Flinten und Blaseröhren zu schießen, als Amor, der Junge von Amathunt, nach ihm schoß, und ihn so schwer verwundete, daß nur der traurige Hymen ihn heilen konnte. Uebrigens war er keiner der jämmerlichen Helden, welchen nach der Heirath Nichts mehr zu thun übrig bleibt, als sich hin zu legen und zu sterben. Carl Scheibe, der Junge, ward geboren, lebte, nahm ein Weib, und — starb nicht, sondern machte sich

unsterblich. Wie könnte sonst die Geschichte seines Lebens, deren sechstes Kapitel bereits seine Heirath enthält, auf zwölf Quartbände anwachsen?

Siebentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird in seiner Ehe Vater – eines Buchs.

Um sich unsterblich zu machen, muß man entweder die Menschen todtschlagen, oder etwas für sie schreiben, oder mit andern Worten, man muß entweder ein Held, oder ein Schriftsteller seyn. Die friedfertige Natur des Herrn Professors leitete ihn auf den letzten Weg, und wie sehr muß man daher den armen Mann beklagen, daß er auch hier sich in schreckliche Feindseligkeiten verwickelt sehen mußte. Kaum hatte ihn irgend ein Falkenauge am Fuß des Parnasses ausgespäht, als man bereits sein edles Blut fließen sah, und was ihn von Rechtswegen am meisten schmerzt, ist der Umstand, daß die

Feinde, die ihn aufs jämmerlichste zurichteten, weder mit Flinten, noch mit Schwertern, weder mit Pfeilen, noch mit Dolchen, sondern bloß mit – Geißeln bewaffnet waren.

Achtes Kapitel.

Nicht Carl Scheibe, der Junge, sondern der Vater von Carl Scheibe, dem Jungen, ist auch der Vater des Buchs.

Im Eingange dieses Kapitels wirft der Verfasser die wichtige Frage auf: Darf ein Vater das an sich leichte Geschäft des Bücherschreibens statt seines Sohns verrichten? Aber er zerhaut den Knoten durch die Gegenfrage: Wer kann es einem Vater wehren, seinen lahmen und krüppelhaften Sohn auf die Schultern zu nehmen? Daß, setzt er hinzu, in diesem Falle die Vorübergehenden stehen bleiben, und ausrufen: Welch ein armer Teufel doch dieser Sohn ist! muß der Krüppel freylich leiden. Bey dieser kleinen Demüthigung hat es aber auch sein Be-

wenden, und der Lahme kommt auf den väterlichen Schultern so weit, als Jeder, dem die Natur gesunde Füße verliehen hat. Uebrigens wird man schon im folgenden Kapitel den Helden als Schriftsteller, wenn auch nicht selbst gehen, doch wenigstens hinken sehen.

Neuntes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, dollmetscht eine Tragödie fürs Theater und wird bey dieser Gelegenheit von einem ungeschlachten Recensenten, der aber von ihm nicht ungeschlachtet bleibt, und eigentlich der ungeschlachtste heißen sollte, gröblich mißhandelt.

Man kennt leider nur noch zerstreute Blätter von dem Stück, und es ist also für die schöne Literatur so gut als verloren. Es war aus der Sprache der Feuerländer übersetzt, und hatte den Titel: Dickkopf, Prinz von Schneeberg, oder der gerechte Königsmord. Da die feuerländische Sprache sehr schwer ist, und es dem Herrn Professor an einem guten

Wörterbuche gebrach, so sind einige kleine und einige große Fehler eingeschlichen. Den Dialog wagten die Kunstrichter nicht zu loben. Den Jamben merkte mans zwar an, daß sie ein Mensch, folglich eines der armen Geschöpfe gemacht hatte, die, wie die Bibel versichert, alle mannigfaltig fehlen. Indessen hatte der Verfasser lange Sylben kurz, und kurze lang zu gebrauchen, sich nur in dem Falle erlaubt, wenn er sich gar nicht anders zu helfen wußte. Noth, sagte er, hat kein Geboth, in der Prosodie wie in einem Schiffbruche, und wer kann ihm widersprechen? Da dem Hrn. Prof. anderwärtige wichtige Geschäfte eine neue Auflage seines Dickkopfs zu besorgen nicht erlauben: so ist zu wünschen, daß ein geschickter Sammler die einzelnen Bruchstücke nach und nach zur Hand zu bringen trachte, um das Ganze wieder herzustellen. Er muß sich aber an Kaufleute wenden, die mit andern Waaren, als mit Büchern handeln.

Zehentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, will selbst aufs Theater gehen.

Es ist allerdings schwer ein Held zu seyn. Aber man frage alle Priester der Melpomene, ob es nicht beynahe eben so schwer ist, den Helden zu spielen, und die Leser werden also schon aus diesem Grunde dem Entschluße des Herrn Professors ihre Bewunderung nicht versagen. Freylich behaupten seine Feinde, er hätte mit weniger Angst, als irgend ein Anderer, die Bühne betreten können, weil er von jeher an das Schicksal unglücklicher, oder unbeliebter Schauspieler gewöhnt gewesen sey, die man mit einem musikalischen Instrument von sehr schneidendem Ton von der Bühne gehen heißt.

Eilftes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird auf dem Theater nicht angenommen, und eben daher auch nicht ausgepfiffen.

Es ist unverzeihlich, einen Menschen, der auf dem ungeheuren Welttheater Männiglich zu lachen macht, den Zutritt auf das elende breterne zu versagen. Wahrlich der Unternehmer, der einen Carl Scheibe, den Jungen, abwies, verdiente noch jetzt ohne Gnade entweder gleich dem Regulus in ein Faß mit Nägeln, oder wenigstens in eine stachelvolle epigrammatische Anthologie gepackt, und den Parnaß hinabgerollt zu werden. O daß doch die berühmte Neuberinn Carl Scheibe, den Jungen, gekannt hätte! Er allein hätte ihre unglückliche Bande vor dem bekannten schrecklichen Falle bewahrt, und zuverläßig hätte Johann Christoph Gottsched, der Große, diesen Hanswurst nicht von der Bühne gejagt.

Zwölftes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, verzweifelt, sein Glück in der Fremde zu machen, und kehrt daher als ein zweyter Ulysses, nach vielen zu Wasser und zu Lande, und besonders bey den Sirenen bestandenen Abenteuern in die Arme seiner Penelope zurück.

Der Biograph bedauert, daß die mächtige Circe, die Menschen in Thiere verwandelte, nicht zur Zeit der Reisen unsers Herrn Professors ihr Wesen noch trieb. Es wäre, meint er, der Mühe werth gewesen, zu sehen, in welcher Umkleidung diese Erzzauberinn ihn entlassen, ob sie ihn mit einem Hermelinmantel, oder gar mit einem goldenen, oder einem dem Silber wenigstens der Farbe nach ähnlichen Vließ geschmückt hätte.

. . . .

Hi . . . .

. . . . grau

a . . . .

. . . . . Haa . . . .

tus . . . .

. . . .
in . . . .
. . . . Ohr . . . . . .
Ms . . . .
. . . . . . as . . . . us . . . .

Dreyzehentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, wird zu Hause Professor.

Der Verfasser zittert bey diesem Kapitel nicht wenig vor dem Vorwurfe, er falle ins wunderbare, Unnatürliche und Unglaubliche, behauptet aber mit einem großen Philosophen, der nächstens auch ein berühmter Philosoph seyn wird, daß, so wie jeder Mensch entweder Mann, oder Weib, also auch jeder entweder ein Lehrender, oder ein Lernender seyn müße, und daß, was man von einer dritten Klasse, die weder lehre, noch lerne, erzähle, eine bloße Fabel, wie die von den Hermaphroditen, sey. In diesem Satze liege eine natürliche Bestallung für den Herrn Professor. Alle Welt wisse, daß er Nichts ge-

lernt habe, und er müße also eben so gewiß ein Lehrender, und zwar nach dem Umfange seiner Unwissenheit einer aus der vornehmsten Klasse, und also ein Professor seyn, als er, wenn er kein Mann wäre, ein Weib seyn müßte. Uebrigens theilt er dem Leser noch die kritische Entdeckung mit, daß das Sprichwort: Ein Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande, vor Alters so geheißen habe: Ein Prophet gilt nur in seinem Vaterlande.

Vierzehentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, zieht mit einer geschmackvoll geordneten Sammlung von Mammuthsknochen und Drachenzähnen auf den Messen und Jahrmärkten herum.

Die Nachahmungssucht war die herrschendste Leidenschaft unsers unglücklichen Helden, und kaum hatte daher ein gewißer wohl geachteter Mann zum Vergnügen und zur Belehrung des Publikums eine Sammlung von natürlichen und künstlichen Merkwürdigkeiten angelegt, als Carl

Scheibe, der Junge, neidisch auf die Ehre und den Gewinn, den ihr Urheber dieser Sammlung verdankte, und da er als Professor ohnehin noch mehr Langeweile hatte, als er machte, alle Winkel durchkroch, um eine ähnliche zusammenzuraffen. Allein leider führte ihn ein natürlicher Trieb immer nur dahin, wo Nichts als Kehricht zu finden war, und spielte ihm der Zufall auch zuweilen einen bessern Fund in die Hände, so warf er ihn entweder mit Abscheu wieder von sich, oder er feilte und hämmerte so lange an demselben, bis alle Welt das Ding für sein eigenes Werk, und also für Plunder erklärte. Man kann denken, welche schöne Raritäten er auf diese Weise zusammenbrachte. Aber Nichts desto weniger brüstete er sich ganz unleidlich mit seiner — Knochenlese. Er packte die Schofelwaare in drey Bündel, die er mit seinem Wappen, der Figur eines Ziegenbocks bezeichnete, und auf der vornehmsten Messe in Deutschland, wohin er zog, schrie er, indem er Gass' auf, Gass' ab ritt, troß dem geübtesten Zahnarzt:

Wer kauft, wer kauft eine klassisch geordnete Sammlung von Mammuthsknochen und Drachenzähnen, die sich ihrer Gestalt und Bestimmung nach an die Perlen- und Edelstein-Sammlung anschließt, mit welcher der achtungswürdige Torstensohn den Freunden auserlesener Kostbarkeiten ein ungemein schätzbares Geschenk gemacht hat. Einige Leute liefen auf das Geschrey hinzu, und nahmen die Herrlichkeiten in Augenschein. Aber sie verließen den Charlatan sogleich wieder mit lautem Hohngelächter, und da rechtliche Messen durch betrügerische Winkelkrämer seines Gelichters nur beschimpft werden: so ließ eine weise Obrigkeit ihn zur Stadt hinausjagen. Aber er kehrte sich an kein Verbot, und statt sich auf den Jahrmarkt von Plundersweiler, wohin er verwiesen war, zu begeben, erschien er schon auf der nächsten Messe wieder, und erst als er bey seinem dritten Erscheinen förmlich die Staupe erhielt, verschwand er zur Freude des Publikums für immer.

Fünfzehentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, heckt einen neuen Plan aus, und zieht sich mit gleicher Unehre aus der Sache.

Und es begab sich, daß zur Zeit, als Carl Scheibe, der Junge, wegen seines verbotenen Knochenhandels ausgestäupt wurde, drey Männer in Deutschland lebten, deren jeder sich eine besondere, bisher noch nie gekannte Nahrungsquelle ausfindig gemacht hatten. Der erste, der sich von der Freymüthigkeit nährte, zeigte den Leuten an, wenn sie schielten, oder hinkten, oder einen Höcker hatten, und ob er gleich dafür von den Schielenden, Hinkenden und Höckerigten kein anderes als ein solches Trinkgeld bekam, das nicht von der Hand des Gebenden in die Hand des Empfangenden, sondern auf den Rücken desselben kommt, so belohnte ihn doch die Schadenfreude derjenigen, die entweder von jenen Gebrechen wirklich frey waren, oder von welchen er sie verschwieg. Der zweyte verdiente

sich sein Brot durch Eleganz, und war der Abgott des schönen Geschlechts, zu welchem bekanntlich auch die jungen Herren gehören Der dritte endlich stand früh auf, und heftete, indem er von Haus zu Haus ging, den Leuten ein Blatt an ihre Schlafkammern, auf welchem mit großen Buchstaben die Worte: Guten Morgen! zu lesen waren, und zugleich enthielt dieses Blatt noch allerhand schöne und erbauliche Reimlein, nützliche Lehren und gute Schwänke, und war beliebt bey Jungen und Alten. Endlich, rief Carl Scheibe mit begeistertem Entzücken, endlich ist mir der Weg gezeigt, der mich schlechterdings der lächelnden Glücksgöttinn in die Arme führen muß! Faust und seine Spießgesellen singen:

„Uns ist ganz kanibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen."

Aber ich Armer, obgleich mit nicht weniger Genie ausgerüstet, als ein Frosch, ein Brander, ein Siebel und ein Altmeyer, ich muß singen:

„Ganz kanibalisch hungert mich,
Als wie fünfhundert Wölfe.“

Aber bald soll Deutschland mich satt und unsterblich zugleich sehen. Um wie andere Leute mein Brot und meinen Lorber zu haben will ich, da Niemand sich besser prügeln lassen kann, freymüthig, ich will, da die Proben meines klassischen Geschmacks ballenweise in der uralten Societäts=Buch= und Kunsthandlung zu Amsterdam liegen, elegant seyen; ich will es endlich dahin bringen, daß die wachsamsten Leute, wenn ich ihnen mein Blatt an die Schlafkammer hefte, ihren Morgen verschlafen, und sich also das Frühstück ersparen.

Voll von diesem schönen Vorsatz eilte Carl Scheibe, der Junge, stehenden Fußes nach der Hauptstadt seines Vaterlands, und das Erste, was er unternahm, war, daß er sich als ein altes Weib verkleidete, und den Nahmen Madam Deutsch annahm. Aber so ernstlich auch die Alte es sich angelegen seyn ließ, um die Freymüthigkeit, die Eleganz, und die Kunst,

den Morgen zur einschläfernden Mitternacht zu machen, aufs Höchste zu treiben, so sah sie doch ihre Bemühungen mit schnödem Undank belohnt. Man schwor, eine liederlichere, langweiligere, schwatzhaftere und abgeschmacktere Vettel, als diese sogenannte Madam Deutsch, sey auf keinem Fisch- oder Obstmarkt zu finden, und zwang sie endlich nach einem Aufenthalt von siebzehn Tagen die Stadt zu verlassen.

Der arme Herr Professor! Das tragische Ende seiner Verkleidung mag ihm für die Zukunft zur Warnung dienen. Statt unter der Larve eines alten Weibs, zeige er sich, um wenigstens Furcht einzuflößen, in der Haut eines Löwen. Ist diese groß genug, um alles zu verbergen, was man nicht haben darf, um für einen Löwen gehalten zu werden: so kann er getrost ausrufen: Bene vivit, qui bene latet!

Sechzehentes Kapitel.

Carl Scheibe, der Junge, hat eine Menge Feinde.

Eigentlich hat Carl Scheibe, der Junge, gar keine Feinde, oder wenigstens sehr gutmüthige, die ihn bloß auslachen, und der Biograph bekennt daher, Carl Scheibe, der Junge, sey ein Thor, daß er, so oft irgend ein lustiger Scherztreiber sich einen kleinen Spaß mit ihm mache, sogleich mit Heulen zum Papa laufe, um sich seines veralteten und schlaffen Bogens zu bedienen. Der Biograph meint ferner, Nichts müße einem ächten Ritter mehr Freude machen, als auf seinen Zügen recht viele Lindwürmer und Drachen anzutreffen. Carl Scheibe, der Junge, sey aber kein Ritter, sondern eine Memme, die sich hinter eine Mauer verkrieche, und die Lindwürmer und Drachen Hunde schimpfe.

Diese sechzehn Kapitel, von welchen der Verfasser hier nur einen kurzen Auszug lieferte, füllen die beyden ersten Bände seines Werks. Bey den folgenden, worin die Geschichte etwas ein=

förmig wird, sah er sich genöthigt, die Eintheilung in Kapitel zu verlassen.

Dritter Band.

Carl Scheibe, der Junge, will eine Geschichte der Kunst, auf dem Seil zu tanzen, schreiben.

Vierter Band.

Carl Scheibe, der Junge, will eine Geschichte der Kunst, auf dem Seil zu tanzen, schreiben.

Fünfter, Sechster, Siebenter, Achter, Neunter, Zehenter, Eilfter und Zwölfter Band.

Carl Scheibe, der Junge, will eine Geschichte der Kunst, auf dem Seil zu tanzen, schreiben.

In magnis voluisse sat est! und also wird sich Niemand wundern, wenn der Biograph des Herrn Professors in einem einzigen Wollen von ihm Stoff zu zehen großen Quartbänden findet. Ich

danke übrigens dem Himmel und dem Herrn Professor, daß auf das große Wollen nicht auch noch das größere Vollbringen folgt. Der Henker möchte der Biograph eines Menschen seyn, der was er will, es sey noch so ungeheuer, auch thut. Uebrigens hat das servum pecus der Nachahmer dem Herrn Professor auch bey dieser Gelegenheit Verdruß gemacht. Ein berüchtigter Marktschreyer bekam Wind von seinem — Wind, und kündigte auf der Stelle an, daß er eine Geschichte der Poesie schreiben — wolle, und man behauptet mit eben so vieler Zuversicht, als Wahrscheinlichkeit, beyde Werke würden in demselben Augenblick, in demselben Verlag, und mit denselben Lettern gedruckt erscheinen, für gleichen Preis zu haben seyn, von dem Publikum gleichen Beyfall erhalten, und endlich gleicher Unsterblichkeit sich zu erfreuen haben.

Beschluß.

Der Neid, der sich bey jeder Gelegenheit nach Opfern für seinen Zahn umsieht, könnte leicht, um mein Verdienst zu schmälern, behaupten, ich dächte meine Biographie eben so wohl zu meinen, als zu des Herrn Professors Ruhm, und zugleich aus geldsüchtigen Absichten zu schreiben, und um also wenigstens den letzten Vorwurf von mir zu entfernen, erkläre ich hiemit öffentlich, daß der ansehnliche Bogenlohn, den mir der großmüthige Peter Hammer für mein Werk bezahlt, bis auf den letzten Heller zu einer Bildsäule für den preiswürdigsten aller Professoren verwendet werden soll. Man glaube nicht, daß ich prahle. Die Ausführung meines Plans wird mir durch den Umstand sehr erleichtert, daß der sich vorzüglich durch seine edle Dreistigkeit auszeichnende Herr Professor, weil er bereits mit einer eisernen Stirn, und zum Besten der Literatur mit einer nicht zu ermüdenden eisernen Hand versehen ist, mit geringen Kosten in sein

eigenes Denkmahl verwandelt werden kann. Wer Stirn und Hand von Eisen besitzt, zeigt offenbar ein Streben ins Eherne, und muß also unendlich leichter, als jeder andere Sterbliche in das der Vergänglichkeit wie der Scham trotzende Metall umzuschaffen seyn, und auf alle Fälle sind wenigstens bey den beyden genannten Theilen Arbeitslohn und Mühe erspart.

Sollte wider Verhoffen der Herr Professor gegen diese Veredlung seines Ichs mit erheblichen Einwendungen auftreten, so bin ich entschlossen, das seinem Denkmahl gewidmete Geld zu einer Schulanstalt zu verwenden, in welcher die Anfangsgründe der Muttersprache Ciceros, und der Muttersprache Luthers gelehrt werden, und die lauter junge Professoren, welche in ihrer frühern Jugend sich mit wichtigern Dingen beschäftigten, zu Schülern hat.

Endlich muß ich auch noch das Publikum vor einem Afterscheibe warnen, der keinen Andern neben sich dulden, und sein eigener heilloser Biograph seyn will. Kaum war diesem mein

Vorhaben zu Ohren gekommen, als er mir und meinem Verleger die Unterdrückung meines Werks zu Gunsten des seinigen zumuthete! Welche Unbescheidenheit! Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß er große Aehnlichkeit mit meinem Schöppenstädter Helden, und zugleich den Vorzug vor diesem hat, die Zierde einer weit berühmtern hohen Schule, als Schöppenstädt, zu seyn. Allein Nichts desto weniger ist er, neben diesen gestellt, nur ein jämmerlicher Strohmann, oder wenigstens ein Strohkopf. Gegeben zu Schöppenstädt, den 31. des Weinmonats 1807.

D. Nicolaus Pulverhorn.

Nachschrift.

Ich bin verloren! So eben kommt mir der erste Abdruck dieser Ankündigung zu Gesicht. Himmel, welche Verwirrungen hat meine Entfernung vom Druckort angerichtet! Das ganze vierzehente Kapitel handelt gar nicht von dem Herrn Professor, Carl Scheibe, dem Jungen,

sondern gehört in meine Biographie eines schon vor mehr als hundert Jahren verstorbenen merkwürdigen Mausfallen- und Hechelnkrämers. Es findet sich ferner ein Hiatus im zwölften Kapitel, an welchem ich ganz unschuldig bin, der achtlose Setzer aber ohne Zweifel desto schuldiger ist. Da Leute, die aus Allem Gift zu saugen gewohnt sind, durch die abgedruckten einzelnen Buchstaben und Worte leicht zu dieser oder jener eben so hämischen als falschen Deutung verleitet werden könnten: so bin ich es dem Herrn Professor schuldig, die mangelhafte Stelle zu ergänzen. Man lese also:

„Ueber eine solche Auszeichnung würden die übrigen Herrn Professoren von Schöppenstädt, mich ausgenommen, so wie gewiße neidische Schriftsteller, wenn sie sich nicht gar zu Tode geärgert hätten, wenigstens graue Haare bekommen, und die Ohren gehängt haben, ut iniquae mentis asellus."

Verwünschter Setzer der verwünschten uralten Societäts- Buch- und Kunsthandlung in

Amsterdam! Wenn ich nicht auf der Stelle die nöthigen Umdrucke anordne, so werde ich durch Deine Schuld schöne Händel mit dem keinen Spaß verstehenden Herrn Professor bekommen. Gut, daß mein Hauptwerk die Presse noch nicht verlassen hat. Ich fliege noch heute mit Extrapost nach Cöln, damit Peter Hammer mir nicht ähnliche Streiche macht.

II.

Ankündigung.

Eine schalkhafte Rede schläft in einem närrischen Ohr.

Shakespear im Hamlet.

Bin ich nicht der unglücklichste aller Schwaben, oder gar aller Sterblichen? Ich habe einen Herzensfreund, der so gut unter die Sterne versetzt zu werden verdient, als Kastor und Pollux, und dieses mein zweytes Ich lebt nicht etwa in dem alten oder neuen Westphalen, sondern, wird man es glauben? in Nova Zembla, und täglich rufe ich daher aus: Der Henker hohle einen Freund, den ich mit keinem andern Maß, als

mit der bittern und schwarzen Tinte laben, und nicht anders, als mit dem spitzigen Mund der Feder küssen kann! Im Ernst, zehn Mahl lieber wäre meine Frau in Nova Zembla, als mein Herzens-Julius, und gerade jetzt verursacht mir meine weite Entfernung von ihm die größte Herzensangst. Ich erfahre nähmlich aus der Nova Zemblaischen Literaturzeitung, daß er von einer giftigen Tarantel, die sich, man weiß nicht wie, in sein Vaterland verirrte, mitten auf den Kopfwirbel gestochen worden ist, und da ich in seinem Kopf besser Bescheid weiß, als er selbst, so bin auch ich allein, der es wagen darf, an die Heilung des armen Mannes zu denken. Aber bis ich nach Nova Zembla komme, können die Würmer längst so satt von ihm seyn, als das Publikum von seinen Anthologien, Dollmetschungen, parodirenden Recensionen und übrigen Geburten seines eisernen Fleißes und seines bleyernen Verstands, und welch ein glücklicher Umstand ist es daher, daß die Arzney, die ihm, wenn nicht völlige Heilung, doch Linderung ver-

schaffen soll sich unter jeden Himmelsstrich versenden läßt, wenn sie gleich in Nova Zembla selbst, wo bekanntlich nicht nur das Quecksilber in der gläsernen Röhre des Wärmemessers, sondern auch der Witz manches Professors in dem knöchernen Behälter, den man das Kranium nennt, nicht gedeihen will. Diese Arzney, welche ein gewißer, längst zu seinen Vätern versammelter Chemiker in Rom, mit Nahmen Marcus Valerius Martialis, vortrefflich zu bereiten verstanden haben soll, wird noch heut zu Tage in den verzweifeltsten Hirnkrankheiten mit dem besten Erfolg, wenn man nähmlich von der ächten bekommt, gebraucht, und ich versuche sie auch bey meinem Kranken mit desto größerer Hoffnung, da er bisher in scheinbar gesunden Tagen sogar die unächte, ohne erst den Rath eines Arzts zu erwarten, mit unglaublichem Heißhunger zu verschlingen pflegte. Doch ohne längere Bildersprache! Zu Gunst und Frommen meines von der Tarantel gestochenen Herzensfreunds stelle ich unter dem Titel: „Zweytausend

berggeborene Mäuse. Manuscript nicht für viele Freunde, sondern für Einen. Von Simon Mohrenbleischer, ordentlichem und außerordentlichem Professor" eine Sammlung von zweytausend auserlesenen Epigrammen ans Licht.

Trotz seines bescheidenen Titels wird das Werk klassisch, und besonders die Feile dabey mit einer Kunst gebraucht seyn, die Nichts zu wünschen aber desto mehr zu erstaunen übrig läßt, und kein Leser wird diese Versicherung für eine Prahlerey halten, sobald ich ihm sage, daß das größte Verdienst bey der Sache nicht mir, sondern dem Manne gebührt, der erst neuerlich mit dem glücklichsten Erfolg seine bessernde Hand an Logau, Wernike und Gryphius, und sogar an den korrecten Kästner, und den noch korrectern, und bereits korrigirten Götz gelegt hat. Ihm, dem Einzigen, der in der Kunst die Feile zu führen, selbst die Grobschmiede zur Verzweiflung bringt, der den Hexametern, damit sie ja recht sicher einher gehen, nicht nur sechs, son-

dern acht und zehn Füße anflickt, mit Einem Wort, ihm, der nur mit sich selbst verglichen werden kann, und welchem die neidischen Kritiker des Morgenblatts und der Leipziger Bibliothek vergebens die schriftstellerische Ehre abzuschneiden suchen, ihm vertraute Simon Mohrenbleicher seine Hefte, und brach, als er sie zurück erhielt, vor Entzücken in ächt Hans Sachsische Knittelverse zum Lobe des Verbesserers aus.

Ich kann übrigens nicht läugnen, daß ich den Ruhm, der einer Arbeit dieser Art auf dem Fuße folgt, gar zu gern und um so lieber in meinen eigenen Nutzen verwendet hätte, weil bis jetzt, die Welt, eine gewiße Nichts bedeutende Literaturzeitung ausgenommen, noch nicht viel Rühmens von mir gemacht hat, und daß mir also ein Bekenntniß, das diesen Ruhm zum Eigenthum eines Andern macht, im höchsten Grad schwer fällt. Allein man muß durch fremden Schaden klug werden. Welch ein Mordgeschrey erhob erst neuerlich ein kritischer Scharwächter, der eine ähnliche kleine Plünderung, an dem al-

ten Ramler, die sich ein Armer in der höchsten Noth erlaubt hat, entdeckte, und ich hielt es daher für klüger unter ihm zu bleiben, als Leib und Leben für den Ruhm zu wagen.

Den Damen muß ich sagen, daß ich mich in meinen Epigrammen um Zucht und Ehrbarkeit wenig oder gar Nichts bekümmere. Mein Nova Zemblaischer Herzensfreund, nach dessen klassischem Geschmack ich mich richten mußte, und der in seinem Leben noch nicht roth geworden ist, wendet Alles an, auch andere Leute von der ihm so verhaßten Scham zu befreyen, und ich kann es daher keinem Vater verdenken, wenn er mein Buch seinen Töchtern, und selbst seinen Söhnen aus der Hand reißt. Denke ich vollends aus Gelegenheit des Schicksals der kürzlich in einer epigrammatischen Anthologie wieder ins Leben zurückgerufenen Dreyerschen Gedichte, an den Hamburger Henker, die Hamburger Schandglocke, und an den Hamburger ehrlosen Block: so ist meine Herzensangst beynahe so groß, als die Angst eines Professors, der einen Kandidaten über

Dinge prüfen soll, von welchen er selbst Nichts versteht.

Da Nova Zemblaische Nahmen nicht in deutsche Verse passen, so wählte ich für die meinigen einen deutschen, und zwar einen solchen, der längst, wenn gleich mit einem Buchstaben zu viel, unter die Sterne versetzt ist, und durch seine frostige Natur an Nova Zembla erinnert.

Den Verlag meines Werks wird eine neue Societäts- Buch- und Kunsthandlung in Schwaben übernehmen, der ich Nichts wünsche, als daß sie — schon vorhanden seyn möchte. Aber leider kann sie ihre Laufbahn nicht eher beginnen, als bis ein Mann für sie gewonnen ist, der als Altgesell irgend einer auf Bestellung arbeitenden Bücherurtheils-Fabrik ihre eigenen, und andere ihm unentgeldlich zugeschickten Verlagswerke, trotz des entschiedenen Unwerths, dem betrogenen Publikum anzupreisen, nicht erröthet. Dieser Heros der Schamlosigkeit, wo er auch in diesem Augenblick sein Pfund vergräbt, er melde sich, und er wird finden, daß er sein Bischen

Ehre nicht besser zu Geld machen kann, als wenn er es der Anstalt verkauft. Aber als ob ordentlich auf ein Mahl alle Leute Sclaven der Rechtlichkeit geworden wären, konnte, trotz der vortheilhaften Bedingungen, bis jetzt noch kein Mann, wie man ihn braucht, ausgekundschaftet werden, und Einige, von welchen man doch wußte, daß sie in Sachen des Gewinns Nichts weniger als bedenklich sind, und nicht leicht einen Antrag, bey dem ein goldner, oder silberner, oder auch nur ein kupferner Preis zu erwerben ist, von sich weisen, fanden sich doch durch diesen höchlich beleidigt. Indessen mag das Publikum ohne Bedenken unterzeichnen und vorausbezahlen. Es wird sich zuverläßig ein Verleger finden, und die Unterstützer des Werks wird ihr Geld so wenig reuen, als wenn sie das Buch gekauft hätten, dessen Verfasser ihm nicht umsonst einen Ziegenbock zum Wahrzeichen gegeben hat. Da man aber eine Maus so wenig als eine Katze im Sack zu kaufen gewohnt ist: so will ich den Liebhabern zu gefallen drey der meinigen,

noch ehe ihre wahre Geburtsstunde schlägt, aus ihrem Berg hervorschlüpfen lassen.

Erste Maus.

Epigramm nach vorgeschriebenen Endreimen.

„Am Nordpol glänzt der theure Glitz;
Auf seinen Nahmen reimt sich Witz.
Doch sucht Ihr ihn in seinem ..... Kopf,
So reim' ich auf den Euren ... Tropf!"

Es war in einer Gesellschaft von berühmten Nahmen die Rede, und ein geistreiches Frauenzimmer kam daher auf den Einfall, mir einen der berühmtesten, der je auf Nova Zemblaischen Lippen schwebte, zu einem Epigramm in Endreimen vorzuschreiben. Da die Worte, auf welche gereimt werden mußte, sehr schneidende Gegensätze enthalten, so war die Aufgabe nicht leicht. Ich schmeichle mir aber Nichts desto weniger, mich mit ziemlichem Glück aus der Sache gezogen zu haben.

Zweyte Maus.

An Liscovs Schatten.

„O schwebe noch einmahl, o Liscov! schwebe nieder
Auf dieses Narrenrund von Deinem Sternensitz!
Denn weh' uns Armen! auch Pilippi kehrte wieder
Vom finstern Tartarus, und stahl den Namen....Glitz."

Kaum hatte ich diesen Einfall niedergeschrieben, als der Geist des beschworenen Spötters an meinem Pult erschien, und mich zürnend also anredete: Frevler! wie kannst Du einen Todten so leichtsinnig beschimpfen? Der Hallische außerordentliche Professor Philippi, verspotteten Angedenkens, war freylich ein Narr. Aber so weit ging seine Narrheit keineswegs, daß er noch jetzt fähig wäre, sich unter dem Nahmen seines noch weit närrischeren Nova Zemblaischen Amtsbruders dem Spott und dem Gelächter der ganzen Welt aufs neue Preis zu geben, und Du kannst mir also glauben, er ist so weit entfernt, sollte er auch noch zehen Mahl auf dem Erdboden erscheinen, den Nahmen Deines Helden zu borgen,

daß er vielmehr fürchtet, der Teufel möchte diesen auf den Einfall bringen, sich mit dem Nahmen Philippi zu brüsten.

Dritte Maus.

Auf den übersetzten Hamlet.

„Wer Deinen Hamlet liest, ruft voll Entsetzen aus:
Den Adler, ach! erwürgt hier eine Fledermaus.“

Das häßliche Thier! ruft ganz Deutschland aus Einem Munde. Ich aber nehme das häßliche Thier in Schutz. Was ist denn dabey zu lachen, oder zu schelten, wenn ein Professor in Nova Zembla in müßigen Stunden den Shakespear übersetzt? Shakespear wird doch wohl nicht gar ihn übersetzen sollen? Daß die jambische Dollmetschung erbärmlich ist, läugne ich nicht. Aber Schlegel hat uns ja bereits eine gute geliefert. Was sollen wir also mit einer zweyten guten? Eine schlechte fehlte uns noch, und diese haben wir jetzt, Dank seys der eben so redlichen, als rühmlichen Bemühung meines Herzensfreunds!

Ich frage jeden unbefangenen Leser, ob meine Mäuse nicht ein allerliebstes Ungeziefer sind, und ob sie es nicht mit Ungeduld erwarten, daß der trächtige Berg sich seiner ganzen Brut entledigt? Ist meine Hoffnung kein leerer Wahn, so muntere man den Nova Zemblaischen Herrn Professor, der ein eben so einsichtsvoller, als unpartheyischer Kunstrichter ist, auf, daß er fortfährt, meine Werke in seiner Literaturzeitung dem Publikum durch Schmähungen zu empfehlen. Für jede beweisende Kritik, er traue dem Wort eines biedern Schwaben! bezahle ich ihn auf der Stelle, nicht etwa mit einigen Thalern — diesen Ehrensold mag er von seinem Vater fordern — sondern mit tausend Epigrammen. Gegeben zu Waldangeloch in Schwaben, den 13. Nov. 1807.

Simon Mohrenbleicher.

Nachschrift.

So eben erhalte ich eine Todespost, die meinen armen Herzensfreund, trotz aller Mor=

genblätter, Leipziger Bibliotheken und Taranteln, neues Leben geben muß. Eine berüchtigte Literaturzeitung, von welcher er aus gerechter Vorliebe für die Nova Zemblaische Nebenbuhlerinn stets ein abgesagter Feind gewesen ist, hat endlich, wie ihr beständiges Irrereden längst voraussehen ließ, ein Ende mit Schrecken genommen. Hunger und Kummer brachten ihr den Tod, und Schmach und Hohn folgen ihr nach. Niemand weint an ihrem allzuspäten Grabe, und nur einige ihrer Schooßhunde hört man an demselben heulen, weil die Bestien nicht mehr bellen dürfen.

III.

Bettler=Glück.

Hätte ich die Wahl zwischen dem Völkerhirtenstabe und dem Bettelstabe, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, nach dem letzten zu greifen.

Entweder gibt es gar keine Glücklichen auf der Welt, oder die Bettler sind es. Man stoße sich ja nicht an den Lumpen, mit welchen sie ihre Blöße bedecken. Von welchen Kleidern kann man mit größerem Recht behaupten, daß sie Leute machen, als von den ihrigen? Nicht so sicher erkennt man den König an seinem Purpur, als den Bettler an seinem Kittel. Und kann man

leichter allen lästigen Kleiderordnungen und Kleidertaxen entgehen, als durch einen Anzug, an welchem, wie Jeder auf den ersten Anblick gestehen muß, Nichts verschwendet ist, als das Gegentheil der Verschwendung — die Sparsamkeit.

Wer beneidet einen Bettler, und ist er nicht eben deswegen beneidenswürdig?

Niemand steht so hoch, um ihm nicht zinsbar zu seyn. Er gibt Nichts dem Kaiser, aber der Kaiser gibt ihm, und der Geiz selbst fühlt eine kleine Gewissensregung, wenn er ihm eine Gabe versagt. Die gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer zerbrechen sich die Köpfe mit Untersuchungen, wie sein Zustand zu verbessern sey, während er sich ruhig in den Schatten eines Baumes wirft, und die Grasmücke zwitschern hört. Er hat keine Staatsumwälzung zu scheuen, und wenn man von der Welt das Oberste zu unterst kehrt, er steht im Augenblick wieder auf seinen zwey, oder auf seinen anderthalb Füßen, und setzt das goldene Handwerk, das er in der Monarchie anfing, in der Republik fort.

Heil also einem Stande, dem das Glück ersetzt, was ihm an Achtung abgeht, und der von seinen Mitgliedern Nichts fordert, als das Leichteste, daß sie — Nichts haben! Heil ihm, und Schmach allen Projectmachern, die mit einem Vorschlag um den andern hervortreten, ihn ganz auszurotten! In der That muß ich zum Beschluß diese Unbesonnenen noch fragen, ob sie auch wissen, was sie wollen? Soll man um Liebe und um Gnade, um Rang, um Titel und um Ordensbänder, um Recensionen und um Lorberkränze, um Landgüter und Palläste, um ganze Haufen Gold und Silber, und nur nicht um einen Kupfer-Pfennig betteln dürfen? Muß man nicht glauben, Ihr wäret närrisch geworden, wenn man Euch nach solchen widersinnigen Grundsätzen handeln sieht? Gesteht Ihr nicht selbst ein, daß man z. B. bey der Ehrlichkeit leicht zum Bettler wird, und wenn Ihr also das Betteln verbiethet, ist es nicht eben so viel, als ob Ihr die Ehrlichkeit verböthet?

Ich denke, so wenig rathsam es auch ist,

sich es gerade viel kosten zu lassen, damit die Leute ehrlich sind, so sollte man doch den Sonderlingen, die sich durch diese Grille an den Bettelstab bringen, auch den Bettelstab nicht vollends aus der Hand reißen wollen.

IV.

Owen und der Rauchtabak.

Der bey vielen Dichtern und Prosaisten, und bey vielen ehrlichen Leuten überhaupt so beliebte Rauchtabak war es bey dem bekannten Epigrammendichter Owen, welcher der Muttersprache nach den Engländern, und seiner Dichtersprache nach den ausgestorbenen Römern angehört, so wenig, daß er in einem eigenen Epigramm seinen Lesern erlaubt, sein Buch zu Allem zu gebrauchen, wozu Papier sich gebrauchen läßt, nur nicht — zum Anstecken der Pfeife.

In der That, eine Erlaubniß wie diese, will sehr viel sagen, und ich weiß kaum, ob der Dichter seinen Abscheu gegen das verhaßte Kraut auf eine stärkere Art hätte ausdrücken können.

1 8 0 7.

Fünfte Abtheilung.

I.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Wer irgend einmahl in seinem Leben erträgliche Verse ans Licht gestellt hat, kann sicher darauf rechnen, daß nach seinem Tode auch seine Reime gedruckt werden.

2.

In einem gewißen Alter ist es höchst gefährlich, sich noch auf den Witz zu legen, und von diesem gilt nicht, was man von dem Verstande zu sagen pflegt, daß er nicht vor den Jahren kommt.

3.

Herr Carl Julius Schütz, der später einen Nahmen durch seine Frau, die Schauspielerinn und mimische Künstlerinn Hendel, erhielt, hat im Jahr 1806. eine epigrammatische Anthologie herauszugeben angefangen, die er selbst als klassisch ankündigte, welcher aber die Leipziger Bibliothek der redenden und bildenden Künste den Vorwurf machte, sie sey erstens in einem solchen Grade unvollständig, daß man in ihr mehrere Nichts weniger als unbekannte Dichter vergebens suche; sie erzeige zweytens, was die Auswahl betreffe, den Dichtern doppeltes Unrecht, einmahl durch Verwerfung vorzüglicher, und ein anderes Mahl durch die Aufnahme mittelmäßiger, oder gar schlechter Epigramme; sie lasse drittens bey der Frage, ob Verbesserungen Statt finden sollten, auf eine höchst sonderbare Weise nicht die wahrgenommenen Flecken, sondern das Alter der Dichter entscheiden; sie behalte viertens selbst bey denjenigen Dichtern, die sich nach ihrem Grundsatze Verbesse-

rungen gefallen lassen müßten, die schreyendsten Verletzungen der Sprache und des Versbaues bey; sie verkenne fünftens den Geist des Epigramms so sehr, daß sie auf eine nie erhörte Weise einige der aufgenommenen in der Mitte geschlossen, und die Spitze, also gerade den Theil, der sie zum Epigramm mache, weggestrichen habe; sie vollziehe endlich sechstens das freylich schwere Geschäft des Feilens mit so entschiedenem Unglück, daß unter ihren gewagten häufigen Aenderungen auch nicht Eine sey, wodurch der Dichter gewonnen habe, die meisten hingegen wahre Verschlimmerungen genannt zu werden verdienten. Wer hat Recht, die Bibliothek, oder Herr Schütz? Das Publikum hat zu Gunsten von jener entschieden, indem es diesen bey seiner Sammlung so wenig unterstützte, daß er sie mit dem dritten Theile zu schließen genöthigt war.

Nicht ungerecht scheinen die Forderungen, welche die Bibliothek an den Herausgeber einer epigrammatischen Anthologie macht. Sorgfältig und gewissenhaft soll er alle und jede ihm offen-

stehende Quellen benutzen. Es sey, meint sie, keineswegs genug, wenn man in einer Sammlung dieser Art eine selbst glückliche Auswahl der vorzüglichsten Epigramme bekannter Dichter finde. Der Sammler müße sein Augenmerk auch auf solche richten, deren Werke entweder bereits so gut als vergessen, oder doch der Vergessenheit nahe wären, oder die nur wenige Epigramme verfertigt hätten, oder bey welchen das Gute mit dem Schlechten in einem nachtheiligen Verhältniße stehe. Es sey Pflicht für ihn, wenn unter hundert und mehreren verunglückten Versuchen sich auch nur Ein gelungener befinde, diesen einen ans Licht zu ziehen, und von dem Untergange zu retten. Die Epigramme eines Logau und Wernike, eines Kästner und Lessing und anderer könnten sich zur Noth auch ohne die Bemühungen eines Sammlers erhalten. Aber jedes bessere Stück, das einen Dichter von niedrigem Range zum Verfasser habe, wenn es eine Stelle in der Anthologie finde, sey ein reiner Gewinn für die Poesie, und erwerbe dem

Herausgeber den gerechtesten Anspruch auf den Dank des Publikums. Die Bibliothek hat nicht vergessen ihren dem Herrn Schütz gemachten Vorwurf eines unglücklichen Sammlers und noch unglücklichern Verbesserers mit einer Menge Beyspiele zu belegen. Von Logau z. B. ist aufgenommen:

Die Welt.

„Die Welt ist wie ein Meer, in dem ein Jeder fischt,
Nur daß den Wallfisch der, den Stockfisch der erwischt.“

Ausgelassen dagegen hat Herr Schütz:

Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

„Leser, steh, erbarme Dich dieses bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.“

Was die Aenderungen betrifft: so schiebt Herr Schütz unter anderem einem Kleist statt

„Stutzt', als er dessen Bild erblickt“

den Vers unter:

„Stutzte, als er sein Bild erblickt.“

Auch einer Verletzung der Ehrbarkeit wird der Blumensammler nicht ohne Beweis beschuldigt.

4.

Von einem im Jahr 1806 erschienenen sogenannten Pantheon der deutschen Dichter sagt eine Anzeige, Schreiber von dem Schlage des Herausgebers dieses Pantheons, für welche der Nahme Schriftsteller, so wenig er auch in gewißen Beziehungen zu bedeuten habe, doch noch zu ehrenvoll wäre, wären schlechterdings keiner Besserung fähig, und jede Fortsetzung ihrer Erzeugniße sey Nichts weiter als eine Fortsetzung ihrer Erbärmlichkeit, die man dem Publikum mit der nähmlichen Empfindung anzeige, mit welcher man die Geburt eines Mondkalbs in der sinnlichen Welt bekannt mache. Löblich, in ganzem Ernst löblich wäre die Menge der Druckfehler des Buchs, indem es einem solchen Werke auch an keiner äußern Unzierde fehlen dürfe, und zugleich eine offenbare Unschicklichkeit darin liege, wenn nur der Verfasser, und nicht auch der Setzer ein Sudler sey.

5.

Es gibt Schriftsteller, die viel getadelt, und noch mehr gelesen werden, von welchen man einen Band mit Kopfschütteln aus der Hand legt, um — nach dem zweyten zu greifen, und dagegen bleiben andere ungelesen, die billig gelesen werden sollten. Es mag ununtersucht bleiben, ob jene oder diese mehr mit ihrem Schicksal zufrieden zu seyn Ursache haben. Aber läugnen läßt es sich wohl nicht, daß wer nie, oder selten gelesen wird, kein ganz vortrefflicher, und wer häufig gelesen wird, kein ganz schlechter Schriftsteller seyn kann. Die Menge denkt und urtheilt zwar selten, aber sie empfindet desto richtiger.

6.

Mit Recht hat N. N. der Witzling die Satyre zu seinem Lieblingsfache gewählt. Man muß schlechterdings ein Thor seyn, um ein Werk von ihm zu lesen, und Wehe dem Thoren, der wirklich eins von ihm liest!

7.

Nichts ist lustiger, als die Wichtigkeit und das Selbstgefühl, mit welchem Herr W. G. Becker von seinem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen zu sprechen pflegt. In einer dem siebzehnten Jahrgange desselben vorgesetzten Erinnerung erklärt er die Unmöglichkeit, auf alle eingehenden Zuschriften und Sendungen zu antworten, und gibt dem Publikum zugleich zu verstehen, sein Reichthum an guten und zweckmäßigen Beyträgen sey so ungeheuer, daß ein Theil derselben, nähmlich der, welcher nicht von ordentlichen Mitarbeitern herrühre, nur in dem Leitgraben seiner Erhohlungen Platz finden könne. Ist man durch eine solche Sprache nicht berechtigt, das Höchste zu erwarten, und wer kann sich des Unmuths erwehren, wenn er am Ende den papiernen Sedezberg zum größern Theil Nichts als lächerliche Mäuse auswerfen sieht?

II.

Der Rabe unter den Singvögeln.

Eine Fabel.

Beynahe, sagte der Rabe, kann ich es den Vögeln, die sich auf den Gesang verstehen, nicht mehr verdenken, daß sie bisher meiner spotteten, so oft ich den Schnabel öffnete. Mein Singen will mir zuweilen selbst nicht ganz gefallen, und es scheint mir sogar, meine Stimme sey ein wenig rauh. Aber ich will sie verbessern. Bin ich nicht ein Vogel, so gut als die Nachtigall? und es sollte mir unmöglich seyn, in einer so leichten Kunst, als der Gesang ist, mit ihr zu wetteifern? Gewiß alle Bäume im Wald werden noch über meine Triller erstaunen, und man wird noch or=

dentliche Wallfahrten an den Galgen anstellen, bloß um einen Sänger, wie mich, zu bewundern.

Der arme Rabe! Er marterte sich beynahe halb todt, um zu singen, wie — ihm der Schnabel nicht gewachsen war. Aber er fand in den Vögeln noch strengere Kunstrichter, als zuvor, und von einem verbesserten Gesange wollten sie gar Nichts wissen. Freund Galgenvogel, rief ihm endlich der Schwan zu, Du bist und bleibst ein Stümper. Spare also Deine Mühe, und schone unsre Ohren. Nie wirst Du eine Stelle unter den Singvögeln erhalten, und wenn Du durch Deine Stimme nicht zum Gelächter werden willst, so suche nicht, sie zu verbessern, sondern laß sie gar nicht mehr hören.

* * *

Sind wir nicht so gut, als Jacobi, Voß, Hölty und Matthisson, rufen die Bave und Mäve unserer Zeit, und krächzen der Natur zum Trotz ewig neue und verbesserte Lieder. Aber welcher Schwan wird d i e s e Raben zum Schweigen bringen?

III.

Die Wunder des Fäßchens.

Andreas Lamey, Hofrath und Oberbibliothekar, und beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften zu Mannheim, hat sich ausgezeichnete Verdienste erworben. Er war Mitarbeiter des berühmten Schöpflin an dessen unter dem Titel: Alsatica illustrata, erschienenen Werke, und setzte es nach dem Tode desselben fort. Auch an dem nicht weniger großen Werke eben dieses Schriftstellers über die Marggrafschaft Baden war er der Gehülfe desselben. Er veranlaßte die Stiftung der Mannheimer Akademie. Er war endlich der Finder der Original-Urkunde,

wodurch Oesterreich vormahls der Erbschaft auf Bayern entsagt hatte, und die, wie man glaubt, zu dem baldigen Ende des nach dem Tode des Churfürsten Maximilian Joseph im Jahr 1779 entstandenen Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen wenigstens mit beytrug.

Dieser Mann, der so viel ist, und so viel leistete, dankt Alles, was er ist, dem Unterricht des vormahligen Diaconus von Münster, Andreas Brauer, diesen Unterricht selbst aber dem Umstand, daß er als der Sohn eines Kiefers, und als ein Knabe von zwölf bis dreyzehn Jahren, sich bey der Ausbesserung eines seinem Gönner von dessen Vater zugeschickten, und durch ein scheu gewordenes Pferd vom Karren geworfenen, und beschädigten Weinfäßchens zuerst thätig bewies. Der Diaconus unterrichtete den Knaben mehrere Jahre und so lange, bis er ihn Nichts mehr lehren konnte, und er war es auch, durch welchen sein Zögling später mit seinem Schwager Schöpflin in Verbindung kam.

Ein Weinfäßchen ist es also, welchem die

Welt einen vorzüglichen Gelehrten, die Literatur die Vollendung zweyer wichtigen Werke, eine Akademie ihre Stiftung, und endlich das deutsche Vaterland sogar die Erstickung einer bereits drohend aufgeloderten Kriegsflamme zu danken hat?.

Kann man mehr von einem Fäßchen, das kein Heidelberger Faß ist, verlangen, und hätte selbst der Wein, den es verwahrte, obgleich dieser edlen Gabe nicht leicht ein Wunder zu groß ist, größere Wunder wirken können? Man muß aber auch wissen, daß es sich schon durch sein Entstehen vor Seinesgleichen auszeichnete, und außerordentliche Dinge von sich erwarten ließ. Nicht genug nähmlich, daß es, wie viele andere Fässer und Fäßchen, sein Daseyn der königlichen Eiche verdankte, seine Stammmutter selbst hatte die Ehre, statt durch die Axt eines schnöden Zimmermanns, vom Jupiter selbst mit seinem Donnerkeil gefällt zu werden.

Ohne übrigens das Verdienst des Fäßchens schmälern zu wollen, läßt sich doch dem Manne,

der die Geschichte desselben zuerst für die Nachwelt niederschrieb, eine entschiedene Ungerechtigkeit gegen das Pferd vorwerfen, durch dessen Kampf mit der Anwandlung einer wahrscheinlich höchst gerechten Furcht es vom Karren geworfen wurde. Wäre dieses unter dem Druck eines unverdienten Schicksals seufzende, und zu einer schmachtenden Erniedrigung verurtheilte edle Geschöpf so stumpf gegen äußere Eindrücke gewesen, als Seinesgleichen es gewöhnlich zu seyn pflegen, der verdienstvolle Lamey wäre, trotz dem Fäßchen, ohne Zweifel Kiefer, und nicht Secretär einer Akademie der Wissenschaften geworden. Und doch, was wird von dem ersten Urheber seines Glücks gesagt, als der Gaul sey scheu geworden, und habe das Fäßchen vom Karren geworfen? Es ist wahrlich ein Glück, daß es dem guten Thier wahrscheinlich an Gefühl für diese Vernachläßigung fehlte, weil im entgegengesetzten Falle ihm nur der leidige Trost übrig geblieben wäre, daß auch zweyfüßige Lastthiere sich nicht selten durch große

und kleine Weinfässer, die aber nicht auf Karren, sondern auf Kutschen gefahren zu werden pflegen, der gerechtesten Ansprüche auf Ehre und Ruhm beraubt sehen müßen.

IV.

Die Ehrenvestigkeit am Galgen.

Eine alte französische Chronik erzählt, den 17. October 1409 sey dem ehrenvesten Johann von Montague der Kopf abgeschlagen, und sein Leichnam am Pariser Galgen aufgehangen worden.

Durch welches Verbrechen der ehrenveste Mann sich ein Schicksal zuzog, das ihn mit Leuten, die von Seiten der Ehre Nichts weniger als vest sind, in eine Klasse setzte, diesen Umstand hat, wie es scheint, der Chronikschreiber für zu unbedeutend angesehen, um ihn der Nachwelt zu hinterbringen.

Freylich hat die Ehrenvestigkeit selbst schon Manchen den Kopf gekostet, und vielleicht gehört der arme Hans von Montague auch in die Zahl der Märterer dieser Nichts weniger als beliebten Tugend.

V.

Ueber die Todes-Anzeigen in den Zeitungen.

Kaum kann Jemand das Leben der armen Seinigen mit größern Sorgen belästigen, als ein Mensch, der selber keins mehr hat. Man muß ihn begraben; man muß sich in seinen Nachlaß theilen; man muß ihn, so schwer es auch ist, besingen; man muß ihn, ob es gleich Manche noch schwerer finden, beweinen, und endlich muß man seinen Gönnern, Freunden und Anverwandten seinen Tod anzeigen, und sich die Beyleidsbezeugung verbitten.

Diese Todesanzeigen vertreten eigentlich die Stelle der Abschiedsvisitenkarten im Nahmen des

Verstorbenen, weil, wer zu leben weiß, die Welt noch weniger als eine Stadt ohne Abschied verlassen darf, und man sollte daher glauben, ihre Form würde sich durch Nichts als durch ihre Einfachheit auszeichnen, und immer dieselbe bleiben. Aber die tägliche Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Der menschliche Geist bleibt so ungern bey dem Nothwendigen stehen, und künstelt auch bey Gegenständen, die jeder Kunst widerstreben, und man liest daher gewöhnlich statt der Nachricht, daß Jemand die Schuld der Natur bezahlt habe, wahre prosaische Elegien, die sich nach dem Gesetz der Steigerung nothwendig am Ende in poetische Elegien verwandeln müßen.

Der Tod könnte es leicht übel nehmen, wenn man auch nur von den Todesanzeigen nicht mit dem erforderlichen Ernst spräche, und der leichtsinnige Scherz bleibe also ganz von der gegenwärtigen Betrachtung ausgeschlossen.

In öffentlichen Blättern sich über den Verlust eines Angehörigen kläglich geberden, ist nicht

viel besser, als bey eben dieser Veranlassung ein Geheul auf der Straße erheben. Euer Vater, Eure Frau, Euer Sohn, Eure Tochter ist Euch gestorben. Ueber dieses traurige Ereigniß seyd Ihr schlechterdings untröstlich, und wer weiß, wohin Euch die Verzweiflung, besonders wenn die Rede von dem Verlust einer Frau ist, noch führen würde — wenn Ihr nicht gute Christen wäret. Diese Empfindungen machen Eurem Herzen unendliche Ehre, und ich selbst kann Euch nicht genug dafür loben. Aber ich bitte Euch, was hat Eure Wehmuth mit dem Reichsanzeiger, oder mit dem Hamburger unparteyischen Korrespondenten, oder mit dem Schwäbischen Merkur zu schaffen? Man sollte doch eine Todtenfeyer von einer Todtesanzeige unterscheiden, und bedenken, daß eine Zeitung kaum ein ganz schicklicher Ort für diese, auf alle Fälle aber ein höchst unschicklicher für jene ist.

Daß die Zeitungs- und Chronikenleser sammt und sonders Eure Verwandte, Gönner und Freunde sind, werdet Ihr Niemand bereden, und man

fragt Euch also billig, warum Ihr Euch die Vielen, die es nicht sind, nicht etwa mit der bloßen Nachricht von Eurem erlittenen Verlust, sondern sogar mit der Aufzählung der Thränen, die Ihr bey dieser Gelegenheit vergossen habt, zu behelligen pflegt? Man muß, wie ein Dichter sehr treffend sagt, mißgünstig mit seinem Schmerz seyn. Nur eine stille Trauer geziemt dem wahren Gefühl, und nur sie ist eine würdige Trauer.

Aber, sagt man, die gedruckten Todesanzeigen müßen die geschriebenen, die sonst zur großen Beschwerde der Hinterbliebenen üblich waren, ersetzen.

Ich will nicht fragen, ob diese gedruckten Anzeigen gerade in den Zeitungen stehen müßen. Unter manchen Nachrichten in denselben, die man überschlägt, oder über die man lacht, mögen auch sie stehen. Aber indem Ihr ihren Zweck angebt, habt Ihr zugleich auch ihre Form bestimmt. Ihr wollt Euren Verwandten und Freunden einen Todesfall in Eurer Familie bekannt machen, und habt also weiter Nichts zu sagen nöthig, als

z. B. mein Vetter, der Zunftmeister Pfrieme, ist den ersten April im achtzigsten Jahr seines Lebens am Schlage gestorben. Was Ihr mehr sagt, braucht kein Mensch, er sey Euer Vetter oder nicht, zu wissen, und will keiner wissen. Daß Euch der Verlust Eurer Angehörigen betrübt, glaubt man Euch entweder ohne Versicherung, oder auch mit dieser nicht.

Ihr verbittet Euch in Euren Todesanzeigen die Kondolenz. Warum? Beyleidsbezeugungen vergrößern nur Euren Schmerz. Lächerlicher Grund! Wenn der Trost Eurer Freunde auch keinen Eingang bey Euch findet, wie kann er denn Euren Schmerz vergrößern? Und gesteht Ihr durch diesen Vorwand nicht ein, daß Ihr den Augenblick nicht erwarten könnt, wo es Euch statt zu weinen, wieder zu lachen vergönnt ist? Ein Mensch, der ernstlich und so betrübt ist, daß er sich sogar gegen den Trost seiner Freunde sträubt, macht sich dieser Mensch nicht zum Gelächter, wenn er eben diesen Freunden zuruft: Ich bitte Euch ums Himmelswillen, bleibt mir

mit Eurem Beyleid vom Hals, damit Ihr mich nicht noch betrübter macht! Der Betrübte glaubt gar nicht, daß er noch betrübter werden könne, und würde es sichs zur Schande rechnen, daß die Theilnahme Anderer an seinem Verlust ihn noch betrübter machen könne, als der Verlust selbst. Oder erkennt Ihr etwa die Beyleidsbezeugung für überflüßig? Oder wollt Ihr Euren Freunden die Mühe ersparen? Ueberflüßig ist die Beyleidsbezeugung freylich, so überflüßig, als — Eure Todesanzeige, und löblich ist es, daß Ihr Euren Freunden nicht zumuthet, unnütze und gedankenlose Worte zu verschwenden. Aber wenn es einmahl angenommen ist, daß man Niemand mehr bey einem Todesfalle unter den Seinigen seiner Theilnahme versichert, so kann offenbar Nichts unnützer seyn, als daß man bey jedem einzelnen Todesfalle die Bitte, mit Beyleidsbezeugungen verschont zu werden, wiederhohlt.

Noch ein wesentlicher Theil der meisten Todesanzeigen besteht auch darin, daß den Freunden und Gönnern des Verstorbenen für die ihm

erwiesene Freundschaft gedankt wird, und wer sieht nicht ein, daß die Dankbarkeit kaum mehr am unrechten Ort angebracht werden könnte, als hier? Wer sich Ansprüche auf den Dank eines Verstorbenen, oder seiner Hinterbliebenen erworben hat, sollte doch wohl diesen Dank nicht in einer Zeitung einernten müßen. Und da es auf alle Fälle gegen die Bescheidenheit streitet, sich selbst Dank zuzueignen, wie können wir von irgend einem unserer Freunde fordern, daß er bey einer nicht an ihn insbesondere gerichteten Todesanzeige sich sage: Mit diesem Dank bin ich gemeint! Dank ist keine Waare, die man, wie zuweilen das Geld, unter die Menge auswerfen, und es dem Zufall überlassen kann, ob gerade ein Würdiger sie aufnimmt.

Sagt man aber eine Menge Dinge in den Todesanzeigen, die man nicht zu sagen brauchte, so läßt man zur billigen Vergeltung eben so viele ungesagt, die von Rechtswegen gesagt werden sollten. Indem man uns mit der größten Redseligkeit von den vortrefflichen Eigen-

schaften eines Verstorbenen unterhält, meldet man uns oft nicht einmahl den Tag, an welchem er das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte. Vergebens fragen wir eben so oft, war der Selige ein Menschen- oder ein Viehhirt, ein Schulmeister, oder ein Schneidermeister? Brach er seinem Nächsten die Zähne aus, oder bekleidete er ihm die Füße? Wie alt diese Frau, oder jene Jungfer war, wird nicht selten so sorgfältig verschwiegen, als ob die Verstorbene selbst ein öffentliches Bekenntniß über die für Manche sehr kitzliche Frage abzulegen hätte. Liest man endlich nicht Todesanzeigen, in welchen der Leser in Ungewißheit bleibt, welcher von den beyden Gebrüdern Hinz und Kunz der Verstorbene, und welcher der Anzeigende ist.

Nichts könnte eitler seyn, als die Hoffnung, gegenwärtige Predigt gegen die Todesanzeigen werde Leute bekehren, und also ein besseres Schicksal haben, als jede andere Predigt. Es mag immer eine Thorheit seyn, aus einer Todesanzeige ein Klaglied zu machen, es ist ein-

mahl Sitte, und was Sitte ist, darf nicht unterlassen werden. Bekommt nicht Mancher durch eben diese Sitte Gelegenheit, von seiner eigenen Rührung, und von seiner Kunst Andere zu rühren, herrliche Proben abzulegen, und also mitten in seinem Jammer sein Licht vor den Leuten leuchten zu lassen? Wer liest nicht gern ein Erzeugniß seines eigenen Witzes, und wäre es auch nur eine Todesanzeige, gedruckt, und wie Mancher tröstet sich daher leichter über den Tod seines Vaters, weil er ihm Gelegenheit verschafft, in den Zeitungen zu zeigen, daß er zur Noth auch noch und so viel man fürs Haus braucht, seine guten Gedanken habe, und sie ganz erträglich zusammen zu setzen verstehe! Man denkt bereits auf die Todesanzeige, so lange der Sterbende noch athmet, und kann sie nöthigen Falls der eigenen Kritik desselben unterwerfen. Mit einem Wort, man hat zwar bisher geglaubt, die gesunde Vernunft und der gute Geschmack behaupteten ihre Ansprüche an die Zeitungs-Artikel so gut, als an die Werke

des Witzes und der Gelehrsamkeit. Allein wer wird an einen betrübten Menschen gleiche Forderungen machen, als an den Glücklichen, den keine eingefallene Trauer hindert, nach jeder Pfeife, und also auch nach der Pfeife der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks zu tanzen.

Uebrigens darf ich zum Beschluße die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Sterblichen durch die Todesanzeigen eine Pflicht gegen den Tod selbst erfüllen. Er ist der unüberwindlichste aller Helden, und Nichts ist also billiger, als daß die Zeitungen täglich voll von seinen Thaten sind.

VI.

Die schöne Verschwenderinn.

Marion de Lorme, die berühmte Freundinn der noch berühmtern Ninon de Lenclos, ließ sich in Einem Jahr ihre nothwendigen Handschuhe, Fächer, Pomaden und Essenzen funfzigtausend Thaler kosten, und die Rechnung dafür bezahlten nicht etwa funfzig Liebhaber, sondern von den vielen, die sie zählte, ein einziger, den die Geschichte unter dem Nahmen Emeri verewigte.

Stand der übrige Aufwand der Dame mit diesem in gleichem Verhältniß: so erfuhren wir wahrscheinlich nur darum seine wahre Größe nicht, weil diese sich nicht wohl mit Zahlen ausdrücken läßt.

Sollen wir nicht unserem Jahrhundert Glück wünschen, daß es keine solche Verschwenderinnen aufzuweisen hat, als das siebzehnte, in welchem die schöne Marion lebte? Welcher Mann, der jährlich fünfzigtausend Thaler einzunehmen hat, darf nicht darauf rechnen, daß nicht jede Frau, oder jede Geliebte ihm auch noch einige tausend für seinen eigenen Aufwand übrig läßt? Und doch will man noch immer die armen Frauen, die sich schon freywillig nur halb bekleiden, nöthigen, sich so gut als gar nicht zu kleiden. Wahrlich, die Verschwendung der Damen im siebzehnten Jahrhundert kann unmöglich ausschweifender gewesen seyn, als der Geiz der Männer im neunzehnten.

Da übrigens Marion den größten Helden und den grösten Staatsmann ihrer Zeit, den großen Condé und den Cardinal Richelieu, zu ihren Füssen sah, so ist es erst noch die Frage, ob man ein Recht hat, ihre Verschwendung zu tadeln. Die Geliebte solcher Männer muß sich nothwendig auch über Andere ihres Geschlechts erheben, und

was kann wenigstens in weiblichen und also in den schönsten Augen größer seyn, als wenn eine Dame jährlich die Einkünfte eines kleinen Fürstenthums — für Handschuhe ausgibt?

Der kleinste Umstand aus dem Leben einer Dame von diesem Rang kann andern Damen nicht unwichtig seyn. Ich bin, sagt Jede im Geist des alten Terenz, ein Frauenzimmer, und was also irgend ein Frauenzimmer angeht, geht auch mich an, und folgende Nachrichten von der schönen Marion bedürfen also so wenig einer Entschuldigung, daß vielmehr der Verfasser einer bedürfen würde, wenn er sie den Leserinnen vorenthielte.

Marion war zuerst heimlich an den bekannten Liebling Ludwigs XIII. Cinq-mars verheirathet. Dieser mußte aber troß seiner ehelichen Rechte, dem Cardinal Richelieu weichen, der noch überdieß seine Verweisung vom Hofe bewirkte.

Von einem Cardinal wurde sie geliebt, und von einem andern, dem Cardinal Mazarin, weil eine dem Hofe gefährliche politische Gesellschaft

ihre Zusammenkünfte in ihrem Hause hielt, so sehr gehaßt, daß ihre Freunde, um ihr Leben zu retten, sie für todt ausgeben mußten. Man hielt ihr ein förmliches Leichenbegängniß, das sie selbst hinter dem Vorhang ihres Fensters mit ansah, und sie hatte die Freude mit eigenen Augen sich zu überzeugen, wie sehr sich mehrere ihrer Liebhaber, die mit allen Zeichen der ernstlichsten und tiefsten Betrübniß ihrem Sarge folgten, ihren Verlust zu Herzen gehen ließen. Nachdem sie glücklich begraben war, flüchtete sie sich nach London, und hatte bald die Hand eines sehr reichen Lords erobert, der aber das Glück, die schönste Frau zur Gemahlinn zu haben, nicht lange genoß. Als seine Wittwe und Erbinn trat sie ihre Rückreise nach Frankreich an. Allein zwischen Dünkirchen und Paris wurde sie von einer Räuberbande überfallen, deren Anführer, nachdem der Brautschatz in seiner Gewalt war, auch die Braut selber raubte. Nicht der natürliche Tod des Räubers, nähmlich ein sehr unnatürlicher, sondern der natürliche Tod anderer

Menschen befreyte sie nach dreyjähriger Ehe von diesem Zwingherrn und Zwanggemahl. Die funfzigjährige, hunderttausend Livres reiche Wittwe kehrte nach Frankreich zurück, und um wieder zu einem etwas höhern Rang emporzusteigen, erwählte sie, statt des unehrbaren Räubers, einen ehrbaren Procurator zu ihrem vierten Gemahl. In ihrem ein und achtzigsten Jahr wurde sie zum vierten Mahl Wittwe, und lebte in diesem Stande zu Paris in der Vorstadt Saint Germain von einem Einkommen, mit welchem sie vormahls kaum eine Woche lang ihr Handschuh- und Fächerbedürfniß bestritt. Später entbehrte die arme Dame, die in jüngern Jahren selbst den Ueberfluß noch für Mangel hielt, sogar das Nothwendige, und wäre, da sie ihr Bedienter und ihr Kammermädchen rein ausplünderten, und einen Brief, worin sie die Hülfe ihrer Freundinn Ninon in Anspruch nahm, unterschlugen, ohne die Wohlthaten eines gutherzigen Nachbars, der dreyßig Jahre lang für ihren Unterhalt sorgte, vor Hunger umgekommen. Marion starb

endlich in einem Alter von nicht weniger als 135 Jahren zu Paris, nach einem Todtenscheine des Pfarrers Moncheray, vom 20. April 1741 den 5. Januar desselben Jahrs. Sie war den 5. März 1606 zu Batherain bey Giez, in der ehemahligen Franche-Comté von armen und niedrigen Aeltern geboren. Der Nahme ihres Vaters war Jacob Grapin, und den Nahmen Marion de Lorme gab ihr ihr erster Liebhaber, der berühmte Desbarreaux, der trotz ihrer übrigen Liebschaften immer einen Platz in ihrem Herzen behielt. Als ihre Schönheit den Cardinal Richelieu bezauberte, waren bey ihr bereits die Jahre gekommen, die andern Schönen, und in welchen andere Schönen nicht mehr gefallen, indem sie nicht weniger als vier und vierzig Sommer zählte.

Der Himmel mag es verhüten, daß nicht spätere Schönen auf den Einfall gerathen, die schöne Marion habe darum länger gelebt, als andere Damen, weil sie mehr als andere verschwendete! Kaum würden bey diesem Irrthum noch Kaiser und Könige es wagen dürfen, eine Frau zu nehmen.

VII.

Ueber poetische Anthologien.

Fuimus Troes! riefen die Trojaner auf den Trümmern ihrer in einen Aschenhaufen verwandelten Stadt, und fuimus vates! rufen die Deutschen beynahe mit noch größerem Rechte, wenn sie einen Blick auf den Zustand ihrer Poesie werfen.

Nur wenige der Männer sind noch übrig, die einst der Stolz unsers Parnasses waren, und jeder Verlust, den wir leiden, ist ein unersetzter und — ein unersetzlicher.

Diese eben so traurige, als unwidersprechliche Wahrheit sollte, indem sie uns demüthigte,

uns zugleich eine Aufforderung seyn, den Quellen des Zerfalls der schönsten und edelsten aller Künste, der Kunst, ohne welche das Leben keinen Reiz hat, und die Menschheit ewig ihre Vollendung entbehrt, nachzuspüren. Aber es gibt Leute, die uns dieser Mühe überheben, indem sie uns beweisen, daß wir von eben dieser Kunst, deren Zerfall wir bejammern, bisher gar keinen Begriff gehabt haben, und die uns ins Gesicht lachen, wenn wir, um sie zu widerlegen, uns auf Mosen und die Propheten, auf Klopstock und Wieland, und wohl gar auf Hagedorn, Haller, Gleim, Uz, Rammler, Gerstenberg, Jacobi, Götter, Bürger, und wie die Leute sonst noch heißen, die sogar mit Unglimpf zu nennen, sich jeder Famulus aus der neuen Kunstschule zur Schande rechnen würde, ich sage, wenn wir uns auf diese Leute berufen. Mit Einem Wort, es gibt keine Poesie, sprechen die Thoren in ihrem Herzen und — in ihren Skarteken, es gibt keine Poesie, als die unsrige, die wir zunächst einem uns leuchtenden innern Licht, sodann aber dem

Katholicismus, und endlich dem anhaltenden Studium der Meisterstücke verdanken, die man vorzüglich aus des Knaben Wunderhorn, welches noch besser der Knaben Wunderhorn heißen würde, und den Werken ähnlicher großen Geister kennen lernt.

Man hat es mit Recht sonderbar gefunden, daß diese Menschen, deren vorzüglichster Heiliger der unsterbliche Schuster Jacob Böhm, ist, auch den Shakespear anzubeten, sich die Miene geben. Dieses Bewunderung-Lügen ist indessen bloß lächerlich. Was soll man aber zu der Frechheit sagen, mit welcher man die unseligsten und trübsinnigsten aller Schwärmer behaupten hört, der hellste und scharfsinnigste aller Köpfe, der Mann, dem jede Art der Schwärmerey so fremd war, als ihnen Witz, Verstand und Geschmack, mit Einem Wort, Lessing sey der Herold und Vorläufer ihrer sinn- geist- und herzlosen Kunst-Träumereyen? Gerechter Himmel, wie würde es gewißen eisernen Stirnen ergehen, wenn den Geistern der Abgeschiedenen eiserne Hände ver-

liehen wären! Das Lustigste ist, daß sie über eben diesen Lessing, wenn sie von ihm als Verfasser der Emilia Galotti und des Nathan sprechen, die Achsel zucken. Wer hieß ihn aber auch zwey so erbärmliche Stücke ans Licht stellen, wovon das letzte gar keinen, das erste aber nur den Werth hat, daß die Heldinn — katholisch ist?

Wenn wir also den Klingklangspoeten, diesen für ihre selbstgeschaffene, mit Heiligenschein und Rosenkranz ausgerüstete Dulcinea kämpfenden Rittern von der traurig = lächerlichsten Gestalt glauben wollten, so hätten wir gar keine Ursache zu klagen. Werke, die das stolze Ausland sich neidisch durch Uebersetzungen zueignete, Werke, die wir selbst, trotz unserer — Nationaldemuth, für ziemlich erträglich hielten, und zum Theil sogar bewunderten, diese Werke, was sind sie anders, als redende Denkmahle unserer Geistesdürftigkeit? Unsere vermeinten klassischen Schriftsteller können sich nicht einmahl mit einem Hans Sachs messen, und die Trivialschüler, die man jetzt häufig auf unsern hohen Schulen antrifft, wissen

Bayerische Staatsbibliothek München

die romantische Poesie ganz anders zu behandeln, als der Verfasser des langweiligen Oberon. Kurz, wir befinden uns mit jenem Edelmanne in einer Molierschen Komödie im umgekehrten Falle. Er sprach sein ganzes Leben hindurch Prosa, ohne es zu wissen, und wir träumten länger als ein Menschenleben einen mächtigen Gesangs- oder Tonmund zu haben, und verstanden nicht einmahl — ein Sonett zu machen. Aber wir sind ein verstocktes Volk. Wir lachen den Urhebern der neuen Lehre ins Gesicht, und indem wir behaupten, daß aus allen diesen Kahlkopf schreyenden Knaben nie ein Prophet hervorgehen werde, machen wir es dem Staat zur Gewissenssache, diesen neuen Aposteln zum Schauplatz ihrer Lehre ein Irrenhaus, das man, um es ihnen lieb zu machen, ein Kloster nennen könnte, anzuweisen.

Mit gänzlicher Verachtung und Verschmähung der neu-poetischen Propaganda fahren wir also fort, um die verwaisten Musen und mit ihnen zu trauern, und feyern das Angedenken an bes-

sere Zeiten durch — Anthologien. In der That sind diese Sammlungen, von welchen im lyrischen Fache wohl der Matthissonschen der Vorzug gebührt, eine Folge des Zerfalls unserer Poesie. Wer nichts mehr zu gewinnen hoffen kann, überzählt, ordnet und hütet seine erworbenen Habseligkeiten mit der ängstlichsten Sorgfalt. Und wer kann ein Verfahren tadeln, das der treuen Anhänglichkeit unserer biederherzigen Nation an die Werke, die sie einmahl für schön und gut erkannte, zur höchsten Ehre gereicht? Das Angedenken mit Unrecht vergessener Dichter zu erneuern, und sogar das Gute der mit Recht vergessenen dem Untergange zu entreißen, ist ein Verdienst, dem eine Bürgerkrone und ein Lorberkranz zugleich gebührt.

Ob man bey Sammlungen dieser Art die Feile anlegen dürfe, oder nicht, diese Frage ist nahmentlich aus Veranlassung der Matthissonschen Anthologie von allen Seiten beleuchtet worden. Stimmen und Stimmchen haben sich hören lassen, und wenn gleich die Mehrheit viel-

leicht nicht mit Unrecht sich dafür erklärte, daß es besser sey, jedem Dichter auch seine Fehler zu lassen, so waren doch die Bessern zugleich so billig, dem feinen Geschmack, mit welchem der verdienstvolle Dichter Härten und andere kleine, nicht zum Wesen eines Gedichts gehörende Anstößigkeiten vertilgte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf alle Fälle kann doch wohl Bessermachen kein Verbrechen seyn. Man raubt Keinem seine Eigenthümlichkeit, wenn man ihm den Staub von seinem Kleide bläst, und die Leute sind also doch wohl zu weit gegangen, die über die Matthissonschen Aenderungen ein Geschrey erhoben, als ob man nicht die Feile an ein fremdes Gedicht, sondern das Messer an ihre eigene Kehle gesetzt hätte.

So wenig sich aber auch die Zweckmäßigkeit einiger der bisher erschienenen Anthologien mißkennen läßt, so fehlt es doch noch an einer allgemeinen, nähmlich einer solchen Anthologie, die sich über alle Fächer der Poesie verbreitete. Eine Sammlung dieser Art, die sich bloß auf

die vorzüglichsten Dichter zu beschränken hätte, und die ein wahres Bedürfniß unserer Literatur ist, müßte aus drey Abtheilungen bestehen, einer biographischen, einer kritischen und einer poetischen. Lebende Dichter wären, jedoch, nicht nur weil über Lebende mit weniger Unbefangenheit und mehr Leidenschaft geurtheilt wird, als über Verstorbene, sondern auch, weil jene noch täglich in dem Falle sind, neue Werke hervorzubringen, und die alten zu verbessern, von ihrem Plane ganz ausgeschlossen. Wegen des kritischen Theils der Anthologie ist nöthig zu bemerken, daß hier unter der Kritik keineswegs die neueste, sondern nur diejenige verstanden ist, die von jeher bey allen Leuten von Verstand, und nahmentlich bey Boileau und Home, bey Lessing und Engel so geheißen hat.

Die poetische Abtheilung könnte natürlich von größern Werken nur Bruchstücke, und nahmentlich von epischen Gedichten nur einzelne Gesänge, und von dramatischen nur einzelne Scenen liefern. Wenigstens müßte das Gegen=

theil bloß Ausnahme von der Regel seyn, und nie ohne triftige Gründe statt finden.

Den vollständigen Plan einer Sammlung dieser Art zu entwerfen, ist hier nicht der Ort. Aber wer kann zweifeln, daß sie zur Geschmacksbildung des Publikums mehr beytragen würde, als ganze Jahrzehende unserer zahllosen kritischen Journale, in welchen man vergebens nach festen, das Ganze beseelenden Grundsätzen forscht? Tausenden würde das Lesen der Dichter nicht nur einen ungleich höhern Grad des Vergnügens, sondern auch unendlich mehr Nutzen gewähren, wenn sie dabey einen verständigen Führer an der Seite hätten. Und würd nicht eben durch diese erhöhte Bildung des Geschmacks der Geschmack an den Dichtern selbst allgemeiner werden?

Gewiß besitzt Deutschland mehr als Einen Mann, der diesen frommen literarischen Wunsch zu erfüllen, Muth und Beruf hat. Oder sollten sich nicht mehrere Männer zu dem Zwecke vereinigen? Verdienen endlich nicht überhaupt

kritische Erörterungen des Characters und des Werths großer Dichter, auch ohne daß man eine Anthologie damit verbindet, eben so gut ihre Preise, als das beste Lustspiel, oder die beste Satyre?

VIII.

Die Stillschweigen gebiethende Frucht.

Eine in dem Südamerikanischen Lande Paraguay wachsende Frucht, Algarapa, oder Johannisbrot, hat die sonderbare Kraft, die besten Redner, und selbst die besten Rednerinnen stumm zu machen, indem sie Jedem, der sie roh genießt, auf einige Zeit die Zunge lähmt.

Können die Europäer der Natur genug danken, daß sie, wie viele andere Gifte, auch dieses ihnen versagte? Die Frucht hat die Tücke, außerordentlich süß zu seyn, und wie viel würden wir also in unsern Gesellschaften und an unsern Tafeln verlieren, wenn manches schöne Leckermäul=

chen, das zugleich ein allerliebstes Plappermäulchen ist, auch nur für Augenblicke wider seinen Willen das letzte zu seyn aufhörte? Würden wir nicht, da selbst Philosophen zuweilen ihrer Lüsternheit nur schwachen Widerstand zu leisten vermögen, von mancher weisen Sentenz und von manchem Orakelspruche durch die Schuld der heillosen Frucht nur die Hälfte, und also so viel als Nichts zu hören bekommen? Doch vielleicht ist meine Furcht, wenigstens was die schönen Plappermäulchen betrifft, eitel. Es hat nur Eine Eva gegeben, und dieser war nur gedroht, daß sie nach dem Genuße der verbothenen Frucht eine Sterbliche werde, nicht aber, daß sie auf der Stelle verstummen müße. Man würde gewiß Ursache haben, über die weibliche Enthaltsamkeit, welcher man bisher so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn das zungenlähmende Johannisbrot sie in Versuchung setzte, zu erstaunen. Hätte aber manche Frau wenig von sich, so hätte sie desto mehr von ihrem Manne zu fürchten, der ihr das Stillschweigen leicht

verrätherischer Weise in der Suppe, oder in einer Tasse Chocolate beybringen könnte. Und würde auf diese Weise nicht die Zahl der Kapitalverbrechen um Eins vermehrt? Oder ist es etwa weniger als ein Mord, wenn man einer Frau den Gebrauch ihrer Zunge auch nur auf eine Stunde entzieht? Kann der Frevel die Arme nicht, besonders wenn sie kaum zuvor ein Geheimniß erfahren hat, das Leben kosten?

Also noch ein Mahl, das Johannisbrot ist keine Frucht für die Europäer. Fehlt es uns auch nicht an langweiligen Sittenpredigern, und an Unverschämten, die dem Kitzel, Jedem die Wahrheit zu sagen, nicht widerstehen können, mit Einem Wort, fehlt es nicht an Leuten, die stumm gemacht zu werden verdienen, und bey welchen also die Frucht mit Nutzen gebraucht werden könnte, so fehlt es uns bekanntlich zugleich auch nicht an einem weit kürzern und sicherern Mittel, diesen Lästigen Stillschweigen zu gebiethen. Statt ihnen die Zunge durch

die südamerikanische Algarava nur zu lähmen, und zwar nur auf eine kurze Zeit zu lähmen, reißt man sie ihnen mit einem europäischen Werkzeuge lieber ganz aus.

IX.

Ueber persönliche Nachahmungen auf der Schaubühne.

Nein, ich bin nicht Ihrer Meinung, mein Bester! In meinen Augen ist unser gemeinschaftlicher Freund durch den kleinen Muthwillen, den sich einer unserer Schauspieler mit ihm erlaubte, indem er in einer seiner Rollen sein Aeußeres so genau als möglich nachzuahmen suchte, keineswegs beleidigt, und ich hoffe, meine Behauptung mit Gründen unterstützen zu können, die Sie wenigstens Ihrer Prüfung nicht unwürdig finden werden.

Wenn Gedanken zollfrey sind, warum sollen Geberden es nicht seyn? Meinem Bedenken nach

ist die Frage: Darf man die Außenseite von Jemand, seine Stimme, seine Geberden, seine Manieren nachahmen, keine andere, als diese: Hat dieser Jemand ein ausschließendes Recht an diese Außenseite, an diese Stimme, an diese Geberden, an diese Manieren, hat er ein ausschließendes Recht höckerig zu seyn, zu hinken, zu stottern, zu lispeln, geschwind oder langsam, laut oder leise zu sprechen? Ohne Zweifel würden Sie, mein Freund! eine Behauptung dieser Art eben so abgeschmackt, als unverschämt finden. Aber ich frage Sie, macht der Mensch nicht die nähmlichen Ansprüche, der einen Schauspieler belangt, weil er seinen Gang, oder seine Sprache, seine Art sich zu tragen, oder sich auszudrücken, oder alle diese Arten zusammen nachgeahmt hat. Ob der Nachgeahmte durch die Nachahmung lächerlich wird, auf diesen Umstand kommt es gar nicht an, und hören Sie ein Mahl, was der Schauspieler, wenn Sie seine Handlung von dieser Seite tadeln, Ihnen antwortet. Ich kann, wird er sagen, Nichts lächerlich machen,

was nicht lächerlich ist, und ist es lächerlich, zu hinken, oder zu stottern, warum sollte es nicht erlaubt seyn, auch im Schauspiele darüber zu lachen? Aber ich finde, Dank seys meiner Erziehung! weder das Hinken noch das Stottern lächerlich, und die Außenseite Ihres Freundes, der übrigens, wie Sie wohl wissen, weder hinkt, noch stottert, ahmte ich nach, nicht um ihn lächerlich zu machen, sondern um die Zuschauer durch die Nachahmung zu ergetzen. Dieser Unterschied, mein Herr! ist sehr wesentlich. Das Publikum l a ch t e bey meiner Darstellung Ihres Freunds nicht über diesen, sondern es belustigte sich an meinem bald mehr, bald weniger gelungenen Bestreben, mich in ihn zu verwandeln, eine lebendige Abbildung von ihm zu liefern, und ihn selbst gleichsam in den Fall der Leute zu setzen, die ihre eigene Person gesehen haben, und es ist also keine Schmeicheley für Ihren Freund, wenn Sie glauben, seine Ehre habe durch diesen Scherz gelitten. Gerade darum wählte ich eine nicht lächerliche Person, weil ich nur belusti-

gen, und nicht kränken wollte, wenn gleich selbst die Absicht zu kränken nie bewiesen, und in keinem Falle von irgend einem Richter in der Welt geahndet werden könnte.

Ich gestehe Ihnen, mein Freund! daß ich mit dieser Rechtfertigung des wackern Künstlers vollkommen übereinstimme. Der ehrwürdigste Mann kann, wenn er auf dem Theater persönlich nachgeahmt wird, der Versammlung einen ganzen Abend Stoff zum Lachen geben, ohne lächerlich zu werden. Fragen Sie sich selbst, fragen Sie die Zuschauer, ob unser Freund, seit wir sein Nachbild auf der Schaubühne sahen, in der öffentlichen Achtung gesunken ist, ob man jetzt an ihm lächerlich findet, was man zuvor mit Gleichgültigkeit betrachtete, und was er, wenn auch nicht mit allen, doch mit unzähligen andern Menschen gemein hat? Wäre aber unser Freund wirklich lächerlich, so würde er es freylich doppelt auf der Schaubühne geworden seyn. Aber seit wenn gibt denn die Lächerlichkeit dem Lächerlichen das Recht, nicht lächerlich gemacht werden zu

dürfen? Wenn geschriebene, gedruckte, gemahlte und in Kupfer gestochene Personal-Satyren erlaubt sind, warum sollten die mimischen, und also gerade diejenigen, die am wenigsten verletzen, weil der Künstler ihnen keine Dauer geben kann, verbothen seyn? Ich sage Nichts davon, daß eine genaue Nachahmung nicht ein Mahl möglich ist, und daß also schon der große Abstand zwischen dem Urbild und dem Nachbilde die Beleidigung zernichtet, und daß endlich Niemand mehr Schauspieler würde seyn wollen, wenn man auf der Bühne weder mit einem Höcker erscheinen, noch lispeln, noch stottern dürfte, ohne sogleich von allen Höckerigen, Lispelnden und Stotternden in den Logen und im Parterre vor Gericht geschleppt zu werden.

Wenn aber selbst die Thoren Nichts dadurch verlieren, daß das Aeußere ihrer Person auf die Bühne gebracht wird, warum sollte unser Freund, der keiner ist, sich von dem arglosen Künstler, dem wir so manchen heitern Abend verdanken, für beleidigt, oder gar für beschimpft halten?

Warum sollte er eine Klage erheben, die jeder Richter zurückweisen müßte? Was wollte er antworten, wenn der Künstler mit der Gegenklage aufträte: Der Kläger geberde sich allenthalben gerade so wie er in jener Rolle, und gebe ihn dadurch dem Gelächter des Publikums preis?

Wie steht es jetzt um Ihre Ueberzeugung, mein Freund? Ich behaupte, wie Sie sehen, geradezu: Jeder Mensch hat ein natürliches Recht, auf der Schaubühne und außer derselben sich wie sein Nächster zu geberden, und der Schauspieler, der sich dieses Rechts bedient, macht sich gegen den Nachgeahmten, der durch die Nachahmung unmöglich lächerlich werden kann, wenn er es nicht schon vorher ist, keiner Sünde schuldig. Bleiben Sie der entgegengesetzten Meinung, und verlangen Sie immer noch, daß der Künstler gestraft werde, der sich von der Laune hinreißen läßt, die Persönlichkeit eines Andern zu der seinigen zu machen: so bleibt mir Nichts übrig, als der Wunsch, daß man Sie zum Richter in dem beschwerlichen Rechtsstreit, bey welchem der Be-

klagte läugnet, das corpus delicti fehlt, und ein Zeugenverhör nicht anschlägt, bestelle. Oder wollen Sie etwa, was das letzte betrifft, irgend einem Menschen zumuthen, getreulich und ohne Gefährde, und so wahr ihm Gott helfen wolle, auszusagen: Der Schauspieler X habe den Rath Y auf der Bühne vorgestellt, oder mit andern Worten, er habe gerade so ausgesehen, gerade so gesprochen, gerade solche Bewegungen gemacht, wie dieser? Ich bitte mich wohl zu verstehen. Ich fordere keine entfernte Aehnlichkeit, ich fordere Gleichheit, und fordere sie nicht nur in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen. Entspricht die Nachahmung dieser Forderung nicht, so ist unser Schauspieler was Sie wollen, nur nicht der nachgeahmte Rath Y. Daß selbst dem überwiesenen Thäter noch die Einrede der Absichtlosigkeit übrig bleibt, will ich nicht einmahl berühren, ob ich Ihnen gleich zutraue, daß Sie in einer so lächerlichen Sache nicht so leicht zur Eides-Abnahme schreiten würden.

Gestatten Sie also, mein Freund! auch in

diesem Falle auf der Bühne eine Censur-Freiheit, die sie ihren Priestern ohne das größte Unrecht nicht versagen können. Darf man unsern Geiz, unsern Stolz und jedes unserer moralischen Gebrechen auf die Bühne bringen, warum nicht auch unsern Gang, unsere Sprache, unsere Geberden, und überhaupt alle unsere körperlichen Eigenthümlichkeiten? Niemand kann gleichgültiger selbst bey wirklichen Beleidigungen seyn, als wer sie nicht verdient, und sind wir Leute, die sich im Urbilde von Andern wohl sehen lassen dürfen, wie können wir uns fürchten, auch in einem getreuen Nachbilde vor ihnen zu erscheinen?

Wer übrigens allein dem Schauspieler persönliche Nachahmungen auf der Bühne verbiethen kann und soll, ist — er selbst. Mag es immer eine Schwäche seyn, wenn ein rechtlicher Mann sich durch die Darstellung seines Aeußern auf der Bühne für beleidigt hält, der Künstler von Gefühl wird auch diese Schwäche schonen, und sich ein Mittel der Belustigung, dessen er sich nicht, ohne einen Schuldlosen zu kränken, bedienen

kann, um so mehr versagen, da es ohnehin noch einer Untersuchung bedarf, ob dieses Mittel nicht überhaupt unter der Würde der Schauspielkunst ist. Was nahmentlich unsern Künstler betrifft: so wäre es ihm, wie Sie wissen, nie eingefallen, unsern Freund auf die Bühne zu bringen, wenn dieser ihn nicht durch die Behauptung, sein Aeußeres und seine Art sich zu geberden wären nicht ausgezeichnet genug, um mit Wirkung nachgeahmt zu werden, dazu gereizt, und am Ende gar dazu aufgefordert hätte, und wären also in der That persönliche Nachahmungen auf der Bühne so strafbar, als eine wörtliche oder thätliche Beschimpfung, unser Freund würde doch nach dem bekannten Rechtssatze, daß Demjenigen, dessen Willen man vollbringt, kein Unrecht widerfährt, mit seiner Klage abgewiesen werden.

1 8 0 7.

Sechste Abtheilung.

I.

Indianischer Kunstfleiß.

Man hat neuerlich in einem Taschenbuche Nachrichten von dem Kunstfleiße der Indianer gelesen, die ihnen zu großer Ehre gereichen.

Erstreckt sich der Kunstfleiß der Indianer einst auch auf die Herausgabe eines Taschenbuchs, so kann es ihnen an Nachrichten von dem Kunstunfleiße der Europäer, und nahmentlich der deutschen Europäer nicht fehlen. Daß diese Nachrichten sich über alle unsere Künste, die redenden, wie die bildenden, über die Poesie, wie über die Musik und die Schauspielkunst, über die Mahlerey, wie über die Bildhauerkunst erstrecken müßten, versteht sich von selbst.

Es wäre in der That zu wünschen, daß wenigstens in Indien von unsern Kunstunfleißigen gesprochen würde, da man in ihrem Vaterlande, ohne sich die schlimmsten Händel zuzuziehen, ihrer nicht anders als mit den größten Lobsprüchen gedenken darf.

II.

Die Ziegenböcke an ihren Vertheidiger.

Wie soll ich dem freundlichen Kammermädchen der Juno in meinem und meiner Brüder Nahmen für die Güte danken, mit welcher sie es duldete, daß in einem ihr gewidmeten, und ihren Nahmen führenden Taschenbuche unsers verachteten Geschlechts auf eine so schmeichelhafte Art gedacht wurde, daß wir, wenn uns statt unserer bärtigen Gesichter menschliche verliehen wären, fast noch mehr hätten erröthen müßen, als ein Dichter, dessen Bescheidenheit durch ein allzufeuriges Anerkennen seiner Talente auf die Probe gesetzt wird? Ich habe nicht

einmahl die gewöhnliche Münze der Menschen, in welcher sie eine Menge Schulden bezahlen — Worte, und mein Meckern, ich weiß es selbst nur zu gut, ist ein so widriger Ton, daß unser ehrenwerther Lobredner sehr wohl gethan hat, von ihm ganz zu schweigen.

Es ist im Ernst ein so seltenes Glück, wenn dem Verdienste einmahl seine Krone gereicht wird, daß ich noch bis auf die Stunde nicht begreifen kann, wie ich zu der meinigen gekommen bin. Wäre ich ein Elephant, unter dessen Fußtritt die Erde bebt, ein grimmiger Löwe, ein grausamer Tieger, ein reißender Wolf, oder sonst ein Raubthier, Nichts wäre natürlicher, als daß man mir, wie manchem Großen unter den Menschen, Hekatomben von Lobopfern brächte. Aber ich kann weder Millionen von Geschöpfen in den Staub treten, noch die Einkünfte eines halben Lands in meinen Schlund begraben. Ich zerfleische weder Lämmer noch Menschen, und vor mir zittern weder Herden, noch Nationen. Keine Mutter fordert mit Verwünschungen ihren

Sohn, keine Braut ihren Bräutigam von mir, und ich habe, seit die Welt steht, an allem Morden und Blutvergießen so wenig Antheil gehabt, daß vielmehr ehemahls das meinige fließen mußte, wenn man den Göttern danken wollte, daß sie dem Gräuel ein Ende gemacht hatten.

Daß ein Geschöpf, wie ich, so wenig auf eine Lobrede Anspruch zu machen hat, als ein Mensch, der hinter dem Pfluge hergeht, und in seinem Leben weder einen Degen zog, noch eine Kanone abfeuern ließ, wenn ich diese Wahrheit läugnen wollte, wahrlich ich verdiente von Leuten gelobt zu werden, die der Gelobte vor Gericht zu belangen das Recht hat. Zwar kann ich es nicht läugnen, ich bin ein harmloses, ein geselliges, ein nützliches Geschöpf. Aber eben weil ich es bin, desto außerordentlicher ist es, daß mir eine Auszeichnung dafür zu Theil wird. Liegt der Grund der Anerkennung meines Werths, wie ich beynahe vermuthen muß, in dem Character meines Lobredners, so bedaure ich den

guten Mann, und rathe ihm wohlmeinend, so eilig als möglich wieder auf den kegelförmigen waldigen Berg, auf welchem es ihm sowohl gefiel, zu wandern, um sich vor seinen Brüdern, den Menschen, die ihn als einen Sonderling nothwendig hassen und verspotten müßen, in der Höhle eines Kalkfelsens auf ewig zu verbergen.

So sehr ich aber im Ganzen in mein eigenes Lob einstimmen muß, so kann ich doch nicht umhin, einen Theil davon, der mich mehr erniedrigt, als erhebt, gänzlich von mir abzulehnen. Ich kann es nähmlich nicht anders als für eine Demüthigung halten, wenn mein beredter Vertheidiger mich mit einem Satyr und mit dem Socrates vergleicht. Werde ich meines Lebens noch sicher seyn, wenn man mich unter die Waldgötter versetzt, die ihren Nahmen zu gewißen, mit Recht allgemein verhaßten Schriften herleihen, und soll ich es mir, was den atheniensischen Bildhauer betrifft, noch zur Ehre schätzen, diesem weisesten unter den Menschen ähnlich zu sehen, nachdem es längst keine mehr ist, ihm

ähnlich zu seyn? Mag man mich indessen immer lieber mit den ältesten, als mit den neuesten Philosophen vergleichen, die meinen Bart verachten, und mich dafür in der Stößigkeit zu übertreffen suchen.

Ich habe von jeher durch mein Betragen gezeigt, daß ich weder nach Ruhm dürste, noch nach Lorbern strebe. Aber eben darum muß es mich doppelt schmerzen, daß die Menschen nicht nur undankbar genug sind, Alle Wohlthaten, die ich ihnen erzeige, zu vergessen, sondern auch meiner nie gedenken, als wenn sie mich dem Spott, oder der Verachtung Preis geben wollen. Welchen Nahmen als den unsrigen geben sie den muthmaßlich Verdammten ihres Geschlechts, indem sie behaupten, diese Böcke müßten dereinst von den frommen Schäfchen abgesondert werden? Und wie gut würde es gleichwohl um die Welt stehen, wenn manche Menschen, die man noch gar nicht zu den Schlimmsten zählt, nur halb so fromm wären, als wir?

Wohl pflegte, wie mein beredter Verthei-

ger ganz richtig bemerkt, das geschmackvolle Alterthum den besten Sänger in den Tragödien, und ohne Zweifel auch den Dichter mit einem Bock zu belohnen. Würden aber die Neuern, und nahmentlich die Deutschen, wenn die löbliche Sitte, sich für Verdienste dieser Art erkenntlich zu bezeugen, nicht ganz bey ihnen abgekommen wäre, mich nicht für ein Geschenk halten, das selbst für den Verfasser des besten griechisch-deutschen Trauerspiels zu schlecht wäre?

Eben so wenig Dank, als von dem ganzen Publikum, habe ich von den Schriftstellern, und nahmentlich von den Herausgebern der Almanache und Taschenbücher zu rühmen, die, wenn sie ihre Werke recht festlich geschmückt in die Welt schicken wollen, sie nicht besser als in meine zu Saffian verarbeitete Haut zu kleiden wissen. Und gleichwohl, wo ist ein Taschenbuch mir zugeeignet? Wo singt ein Dichter meinen Ruhm, wo preist ein Redner meine Ehre? Und schweigen nicht selbst diejenigen von mir, in deren Augen eine hohe Geburt das größte aller Verdienste ist,

und die es längst wissen, daß ich mich der Verwandtschaft der Amme rühmen darf, von welcher das arme schwache Knäblein der Rhea zum allmächtigen Donnerer gesäugt wurde, und die schon Jahrtausende am Firmament zu grasen die Ehre hat?

Doch bin ich nicht ungerecht? Bedarf ich eines andern Lobs, nachdem es Du, weise, gerechte, sanfte und gütige Göttinn des Regenbogens, es nicht unter Deiner Würde achtetest, die Rolle einer Heroldinn meiner Verdienste zu übernehmen? Du versagst Dein Lob allen verächtlichen Menschen, nicht aber einem mit Unrecht verachteten Thier. Gern würde ich Dir mehr als danken. Aber Du bist über jeden Lohn erhaben. Mit einer nur Dir eigenen Bescheidenheit erlaubst Du dem Taschenbuche, das mit Deinem Nahmen prangt, nur eine Hülle aus dem Stoff, auf den es gedruckt ist, und meine Haut würde ich Dir also vergebens für dasselbe anbiethen. Wollte ich die Kraft meiner schön gewundenen Hörner an diesem oder jenem Dir

hohnsprechenden Recensenten versuchen, so würde Deine Großmuth, die Dir nicht erlaubt, an Deinen Widersachern Rache zu nehmen, meinem gerechten Unwillen einen Zaum anlegen, und es bleibt mir also Nichts übrig, als von Dir mit dem in der Sprache des alten biedern Logau ausgedrückten Wunsch einen recht herzlichen Abschied zu nehmen, daß Ihr beyderseits, Deine Leser und Du, einander, wie bisher, wechselsweise gefallet.

Lorbern, welche allein eine würdige Belohnung für meinen Sachwalter wären, habe ich, ungeachtet ich mir mehr Beruf zu einer Ehrenbezeugung dieser Art zutraue, als mancher Eurer literarischen Urtheilsprecher besitzt, keine auszutheilen. Aber der wackere Gönner und Vertheidiger der Ziegenböcke wird sich über mein Unvermögen, ihm das gebührende Dankopfer darzubringen, leicht trösten, da er gewiß seyn kann, den verdienten Kranz aus der ersten Hand, aus der Hand des delphischen Gottes selbst zu empfangen.

III.

Papierverbesserungen.

Von Zeit zu Zeit hört man von neuerfundenen Papierverbesserungen, und erst vor Kurzem hat Herr Desetable der Ackerbau- und Handelsgesellschaft zu Caen Papierproben von seiner neu erfundenen Maschine, die nicht nur das Hervorbringen des Papiers erleichtern, sondern auch die Güte desselben erhöhen soll, vorgelegt.

Es gibt Veranlassung zu eigenen Betrachtungen, daß der Stoff, worauf geschrieben wird, sich gerade zu einer Zeit verbessert, in welcher fast Alles, was geschrieben wird, von Tag zu Tag sich verschlimmert.

IV.

Leben und Thaten einer Ungenannten.

Wenn jemahls die Welt dem Geschichtsschreiber eines Helden, oder dem Sänger desselben das Recht zugesteht, selbst auf einen Homer mit stolzen Blicken herabzusehen, kann es kein Anderer seyn, als ich. Ich beschreibe das Leben und die Thaten einer Heldinn, deren Nahmen ich zwar für jetzt noch aus guten Gründen verschweige, die aber kein Sterblicher, sobald er sie kennt, des Lobs, das ich ihr ertheile, für unwürdig zu erklären, die Kühnheit haben wird. Im Gegentheil, ich bin gewiß, daß die größten Männer ihm beystimmen, und daß selbst die

Damen, so ungern sie es sonst auch sehen, wenn man Andere lobt, mich keiner Uebertreibung beschuldigen werden.

Daß ich der Erste bin, der den Beystand der Musen und des Apolls, um diejenige zu feyern, anruft, für welche kein Lied zu erhaben seyn kann, gereicht mir eben so sehr zur Ehre, als es allen lebenden und verstorbenen Sängern zur Schande gereicht. Aber ich bin meines Lohns gewiß. Ohne ein Wort zu ihrem Ruhme zu sagen, wurden schon tausend Sänger durch meine Heldinn unsterblich, und läßt es sich also denken, daß sie den Einzigen, der ihrer Verewigung seinen Kiel widmet, ohne Rettung in das Meer der Vergessenheit sinken lassen werde?

Selbst wenn man von einer Heldinn schreibt, beginnt man das Werk am schicklichsten mit ihren Liebhabern. Die meinige ist aber nicht nur ein Gegenstand der Galanterie junger, leichtsinniger Stutzer, sondern auch der Verehrung verständiger, ernsthafter und gesetzter Männer, obgleich diese, wie jene, in ihrem Betragen

gegen sie sich gar nicht gleich bleiben, indem sie von den nähmlichen Leuten, die hier nicht satt werden, ihr liebzukosen, dort mit gleichgültigen Augen betrachtet, oder gar keines Blicks gewürdigt wird. Daß mancher getreue Schäfer ihr die feurigsten Küsse vor dem Angesicht seiner Geliebten, die ihm selbst keinen Kuß erlaubt, gibt, und daß die Geliebte bey diesen Aeußerungen der Zärtlichkeit, weit entfernt, darüber eifersüchtig zu werden, die Rolle einer höchst zufriedenen Zuschauerinn spielt, davon hat man täglich Gelegenheit, sich zu überzeugen. Wenn sie aber gleich, statt daß Andere sich gegen die Küsse ihrer Liebhaber zu sträuben pflegen, sich diese Huldigung sogar vor fremden Zeugen leisten läßt, so hat man doch nie gesehen, daß sie jemahls einen Kuß erwiedert hätte.

Was den Putz betrifft, so ist mir noch keine Dame vorgekommen, die in diesem Punct so wenig Bedürfniße hätte, als meine Ungenannte, und man würde es sogar nicht für anständig halten, wenn selbst die ehrbarste Matrone sie in

ihrem Anzuge zum Muster nehmen wollte. Indessen sieht man sie doch nicht selten aufs kostbarste geschmückt, und nahmentlich findet man die schönsten und theuersten Ringe nirgends so häufig, als an ihren Fingern. Außerdem verwendet sie verhältnißmäßig am meisten auf ihre Schuhe, obgleich das Gehen gar nicht ihre Sache ist. Stock und Fächer haben ebenfalls die größte Gönnerinn an ihr, ob sie gleich sich nicht selten ohne beyde zu behelfen weiß. Einen Hut pflegt sie in der Regel nur in der größten Sommerhitze zu tragen, und man wird ihn um so seltener bey ihr gewahr, je mehr die Kälte zunimmt.

Wer sie kennt, wird ihr das rühmliche Zeugniß nicht versagen, daß sie es sich ordentlich zu einem eigenen Geschäft macht, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, und den Nackenden zu kleiden. Nur gereicht es ihr zum Vorwurf, daß, indem sie nicht selten die Reichen, wie eine unverständige Mutter ihr Kind, zum größten Nachtheil ihrer Gesundheit, bis zur Ueberladung voll stopft, die Armen immer am

wenigsten, und oft gar Nichts von ihr bekommen.

Die Freygebigkeit dieser allgemeinen Wohlthäterinn erstreckt sich aber noch viel weiter. Kommt Ihr z. B. mit ihr in einen Gasthof, so müßte sie nur durch besondere Hindernisse abgehalten werden, wenn sie nicht jedes Mähl Eure Zeche bezahlte. Doch was rede ich von einer Kleinigkeit, wie diejenige, welche der Gast an den Wirth abzutragen hat! Für Vornehme und Geringe sieht man sie täglich ohne Widerrede eine Menge Schulden bezahlen, ob man gleich wissen will, daß sie sich, besonders gegen die Gläubiger der ersten, nicht selten ein wenig saumselig in ihrem Zahlmeisteramt bezeugt, und den Schuldnern dadurch die größten Verdrießlichkeiten zuzieht.

Es scheint ein Widerspruch zu seyn, und doch ist es leider! nur zu wahr, daß diese milde Geberinn zugleich eine Erzdiebinn ist. Was Euch auch gestohlen wird, Ihr könnt, wenn Ihr sie gleich nicht auf der That ertappt, doch einen

Eid darauf schwören, daß sie den größten Antheil an dem Verbrechen hat, und kein ehrlicher Mann ist sicher, daß sie ihm nicht bey der nächsten Gelegenheit sogar seine Taschen ausleert.

An den ungerechten Urtheilen vor Gericht, über welche man täglich mehr klagen hört, sind einzig und allein ihre Bestechungen, aus welchen sie sich gar kein Gewissen macht, schuld.

Im Schreiben kann Niemand geübter seyn, als sie. Aber da sie äußerst gedankenlos ist, so liest man, wenn nicht ein gewißer guter Freund, der vom Denken Profession macht, das Beste bey der Sache thut, nie etwas Kluges von ihr. Indessen hat sie doch auch bey ihren schriftstellerischen Arbeiten öfters mehr Glück, als Verstand, und ich könnte eine Menge Bücher nennen, die sie ohne die geringste fremde Hülfe hervorbrachte, und die gleichwohl das Publikum so gut aufgenommen hat, daß mehr als Ein Nachdrucker durch sie reich wurde. Am Meisten hat sie, wie man versichert, in der Poesie geleistet, und nahmentlich soll sie ihre allerneue-

sten und bewundertsten Versuche ganz ohne Zuthun des obgedachten guten Freunds, der ihr sonst die besten Gedanken aufs Papier bringen half, niedergeschrieben haben. Eine Menge Sonette, wenn sie gleich unter ganz andern Nahmen in der Welt herumlaufen, sind bloß ihr Werk, und billig sollte sie daher auch den Lorber, den sie manchem Dichter aufsetzt, für sich behalten. Die Philosophie hat die Unüberwindliche schon manchen Kampf gekostet, und eben daher wird man ihren Verdiensten in diesem Fache noch Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn die Sache, wofür sie drein schlug, längst vergessen ist. Nicht mit Unrecht legt man ihr zur Last, daß sie alle ihre Werke mit großer Ruhmredigkeit selbst recensire, und bey dieser Gelegenheit sich öfters über die vorzüglichsten Meisterstücke ihres gelehrten guten Freunds auf die unwürdigste Art herauslasse.

So viel aber die Ungenannte sich mit Schreiben beschäftigt, so wenig läßt sie sich zum Lesen bewegen, und selbst in den besten Büchern pflegt

sie nur zu blättern. Ich, meines Orts, wüßte ihr freylich wenig zu antworten, wenn sie behauptete, daß sie von ihrem Nichtlesen gerade so viel Vortheil habe, als tausend Andere von ihrem Lesen. Allein man frage nur die Schriftsteller, was sie zu dieser Entschuldigung sagen.

Man wird es nicht tadeln, daß sie ihre eigene Sprache hat, in welcher sie sich mit vieler Leichtigkeit auszudrucken versteht. Eben so wenig kann es Jemand mißfallen, daß sie eine stumme Unterhaltung einer lauten vorzuziehen, und daß Niemand weniger Worte zu machen pflegt, als sie.

Die Irrenden zurecht zu weisen, auf diese nicht leichte Kunst versteht sie sich besser, als die meisten Moralisten, und auf alle Fälle eben so gut, als die besten unter ihnen, und wenn die Leute ehrlich seyn wollen, so müßen sie bekennen, daß überhaupt nicht leicht ein Mensch ist, dem sie nicht schon sehr nützliche Winke gegeben hat.

Je weniger es sich in Abrede ziehen läßt

daß sie sehr viele Zeit mit den unnützesten Tändeleyen verschwendet, desto mehr muß man sich wundern, daß sie zugleich im höchsten Grade kriegerisch ist. Schon bey der Belagerung von Troja hat diese Ungenannnte aufs tapferste gefochten, und es mit dem Hector so gut als mit dem Achill aufgenommen. Aber auch in den Kriegen der neuesten Zeit spielte sie eine höchst bedeutende Rolle, und schwerlich wären die Schlachten von Marengo, von Austerlitz und von Jena ohne diese Starke gewonnen worden. Mit Einem Wort, ihre Tapferkeit braucht nicht erst bewiesen zu werden, und selbst Orleans unsterbliche Jungfrau, wenn sie wiederkehrte, würde sie freywillig für ihre Siegerinn erkennen. Ueberhaupt ist das Schlagen ihr Element. Nicht nur schwache Weiber und Kinder, sondern selbst die trotzigsten Eisenfresser erfahren es täglich, welch eine gefährliche Boxerinn sie ist, und man kann mit Wahrheit sagen, kein Mensch sey seines Lebens vor ihr sicher. Nicht selten verletzt sie die heiligsten Pflichten, und vergißt sich so sehr, daß

sie sich an ihrem eigenen Herrn vergreift. Es ist kaum glaublich, aber es ist leider eine aller Welt bekannte Thatsache, daß sie ihn bald vor die Stirn schlägt, bald die Haare ihm ausrauft, und oft sogar ihn heimlich mordet.

Doch genug von den blutigen Thaten der Grausamen, um von ihrem Talent zu den friedlichen Künsten zu sprechen! So gut als sie die zermalmende Keule zu schwingen versteht, so geschickt weiß sie sich der Nadel und der Spindel zu bedienen. Kein Bach und kein Fräulein Paradies macht ihr den Preis auf dem Klavier, kein Vogler auf der Orgel streitig. Die Harfe hat der König David selbst schwerlich besser gespielt, als sie, und die Guitarre weiß sie trotz einer geborenen Spanierinn zu behandeln. Da es aber ewig wahr bleibt, daß Alle nicht Alles können, so wird es ihr bey billigen Leuten Nichts schaden, wenn ich gestehe, daß ich fürchte, sie werde in ihrem Leben nie die Flöte, so viel sie sich auch mit ihr abgibt, blasen, noch, weil sie gar keine Stimme hat, ein Liedchen singen ler-

nen. Beynahe noch größere Talente, als für die Tonkunst, bemerkt man bey ihr für die bildenden Künste. Man zeigt in mancher Gallerie Gemählde von ihrer Arbeit, welcher sich der göttliche Raphael selbst nicht zu schämen hätte, und es geht ein Gerücht, man habe einen berühmten deutschen Bildhauer, aus dessen Werkstätte seiner Zeit eine Ariadne hervorgehen wird, schon mehr als ein Mahl in eben dieser Werkstätte in dem Augenblick überrascht, in welchem er ganz unbefangen ihre Geschicklichkeit zu seinen schönsten Werken benutzte.

Wunderbar und erwünscht zugleich ist es, daß diese gepriesene Meisterinn der schönen Künste sich auch der nützlichen nicht schämt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, daß sie sich durch Graben und Pflügen völlig abhärtete, und wenn man sie hier mit dem Pinsel beschäftigt verläßt, so findet man sie dort als eine wahre Cyclopin, mit Hammer und Zange beym Ambos wieder.

Zu beklagen ist es, daß sie eben so viel Vergnügen am Zerstören, als am Hervorbringen fin-

det. Wenn es darauf ankommt, einen Pallast der Erde gleich zu machen, oder ein für die Ewigkeit erbautes Denkmahl zu zernichten, so muß selbst die Zeit sie für ihre Meisterinn erkennen, und man kann sich täglich überzeugen, daß sie sogar ihre eigenen schönsten Werke nicht verschont.

Ein weiterer Vorwurf, gegen den sie sich schwerlich vertheidigen läßt, besteht darin, daß sie, wenn man es versäumt, sie gehörig aufzumuntern, in eine gänzliche Unthätigkeit versinkt, und sich, wie man sagt, besonders den Damen nur zu gern in den Schooß legt.

Die verderblichen Karten scheinen ordentlich für sie gemacht, und es ist ein Unglück für unzählige Menschen, daß sie dem Spiel überhaupt so viele Zeit widmet.

Vergessen darf ich nicht, daß sie für manchen tiefsinnigen und gedankenschweren Kopf eine große Stütze ist.

Jeder sieht es gewiß mit dem größten Vergnügen, wenn sie auch noch zuweilen in unsern Tagen mit alt-deutscher Traulichkeit einen ge-

liebten Freund, oder eine geliebte Freundinn bewillkommt, und nicht ohne Seufzen vernehmen wir aus uralten Chroniken und Volkssagen, daß unsere Väter gewöhnlich statt aller glatten Worte und aller Eidschwüre sich ihrer bedienten, um ihre nie gebrochenen Zusagen zu bekräftigen.

Ich habe bey der bisherigen Schilderung, wenn ich gleich nur von Einer Heldinn sprach, doch zuweilen ein Paar Zwillingsschwestern vor Augen gehabt. Aber nur Eine von beyden ist die rechte, und nur dieser ist die gegenwärtige Lobrede gewidmet. Die andere ist zwar an Schönheit der gepriesenen Schwester vollkommen gleich, und pflegt sich auch nicht schlechter als diese zu tragen. Da sie ihr aber an Talenten weit nachsteht, und manche ihrer Künste nur sehr schwer, und die meisten gar nicht begreift: so ist es ihre eigene Schuld, daß sie sich zu der Stelle einer dienenden Gehülfinn, oder gar einer Magd bey der geschicktern verurtheilt sieht, und wenn ich ihrer noch am Ende meiner Schilderung mit wenigen Worten gedenke, so geschieht

es bloß der Vollständigkeit wegen. Pflegt man doch in dem Leben eines Helden auch seine Geschwister zu nennen, wenn sie sich gleich auf keine Weise auszeichnen.

Uebrigens kann ich nicht umhin, diese Lobrede damit zu beschließen, daß ich, um auch der geringern ihr Recht widerfahren zu lassen, noch einige Züge von beyden nachhohle.

Beyde Schwestern sind beständige Nachbarinnen, und es gebührt ihnen der Ruhm, auf welchen nicht jedes Schwesternpaar Ansprache zu machen hat, daß sie, wenn es gleich keiner an Macht und Gelegenheit fehlt, der andern Schaden zuzufügen, ziemlich einträchtig beysammen wohnen.

Ungemein rührend ist es, wenn man sieht, daß sie sich mit einander vereinigen, um zu beten, und man hat es im Ernst zu bedauern, daß sie ohne ihre Schuld diese schöne Pflicht je länger je seltener zu erfüllen veranlaßt werden.

Für die Schauspieler hat ihr Beyspiel den größten Werth, und wem er zu Theil wird,

läuft nicht leicht Gefahr, ausgepfiffen zu werden. Es vergeht auch selten eine Vorstellung, ohne daß man beyde mit einem edlen Wetteifer sich vereinigen sieht, das entschiedene Verdienst zu belohnen, und das aufkeimende zu ermuntern. Freylich ist es nicht zu läugnen, daß ihr Beyfall oft Widerspruch findet, und daß er auch wirklich manchem Unwürdigen zu Theil wird. Aber wo sind die Richter, denen man nicht zuweilen Parteylichkeit mit Recht vorwerfen kann, und warum will man also zwey harmlose Schwestern verdammen, die, man mag sie tadeln, so oft und so viel man will, doch immer die Entschuldigung für sich haben, daß sie — die Sache nicht besser verstehen, und die also wenigstens der Vorwurf der Leidenschaft und der Parteylichkeit nicht trifft?

Wird eine oder die andere der beyden Schwestern krank, oder gar unfähig zu ihren gewöhnlichen Verrichtungen, so ist es, wie man allgemein behauptet, ein größeres Unglück für Andere, als für sie selbst. Tritt aber gar der zum

Glück nur seltene Fall ein, daß die eine sich von der andern trennt, dann wehe der Zurückbleibenden, besonders wenn es die minder Geschickte ist! Ihr Loos ist das traurigste, und nicht selten beschließt sie ihre übrigen Tage in einem Hospital.

Meine bisherige Erzählung hatte der Reize zu viele, als daß ich nicht gewiß seyn dürfte, die Leser würden mich auch noch länger nicht ohne Vergnügen anhören, und in der That ist mein Stoff noch lange nicht erschöpft. Aber meine Ungenannte ist müde, sich selbst zu loben, und läßt — die Feder fallen.

V.

Der Mann mit den langen Ohren.

Eine Parabel.

Ein Mensch, der besser gethan hätte, zu pflügen, oder zu graben, schrieb ein Buch, und je schlechter das Buch war, desto besser gefiel es ihm. Aber es gab Leute, denen es gar nicht gefallen wollte, und diese Leute sagten gerade heraus, was sie dachten. Ihr seyd Schurken, sagte der Verfasser, und wißt am Besten, daß man gar kein besseres Buch schreiben kann, als das meinige. Aber Ihr habt von jeher einen tödtlichen Haß auf mich geworfen, und weil Ihr meine Feinde seyd, verschließt Ihr Eure schelsehenden Augen gegen den bey allen Unparteyischen entschiedenen Werth meines Werks.

Diese sonderbare Rede des Schriftstellers wollte den Leuten nicht in den Kopf, und daher schüttelte Jeder den seinigen. Was, in aller Welt, sprachen die Meisten, liegt daran, wer ein Buch beurtheilt? Die Frage ist nur, wie er es beurtheilt. Ist der Mann Dein Feind, so sey kein Tropf, und sprich von seinen schlechten Absichten, sondern von seinen schlechten Gründen. Jene können schlecht, und diese können doch gut seyn, und was hilft es Dich also, wenn die ganze Welt Deinen Recensenten für den nichtswürdigsten aller Menschen hält, wenn Du nicht zugleich zu beweisen vermagst, daß er unmöglich Recht haben kann, weil er — Dein Feind ist? Aber wir wissen wohl, guter Freund! wo Dich der Schuh drückt. Dein Buch taugt wirklich Nichts, und da Du also nicht beweisen kannst, daß die Gründe Deines Beurtheilers Nichts taugen, so suchst Du seine Absicht verdächtig zu machen, und hältst uns für solche Tröpfe, die sich durch Schlüße, wie dieser: Der Mann hat mein Buch getadelt. Aber er ist mein

Feind, und also — taugt sein Urtheil Nichts, überzeugen lassen, Du seyst das Gegentheil von einem schlechten Schriftsteller. Laß Dir also Dein Ebenbild in der folgenden Parabel zur Warnung dienen.

* * *

Und es begab sich auf einem Jahrmarkte, wo viele Leute versammelt waren, daß Einer aus dem Volke zu den übrigen sprach: Sehet den Menschen, der dort an der Ecke sitzt, und Schwefellichter feil hat! In Eurem Leben habt Ihr keine so langen Ohren gesehen, als dieser Mensch unter seiner Mütze verborgen hält.

Und der Mann, der die Schwefellichter verkaufte, hörte diese Rede, und sprach also zu dem versammelten Volke: Ihr Männer vom Neckar und von der Saale, von der Pleiße und von der Elbe, glaubet nicht der Rede des Mannes, der mein Feind ist! Die Base von seiner Großmutter Bruders Enkelsohn hat die Stieftochter von dem Neffen des Schwagers meines Großoheims vor dreyßig Jahren einen Nickel ge-

scholten. Darum dürft Ihr ihm nicht glauben, wenn er sagt: Siehe da, welche Ohren hat dieser Mann! Wie könnte er Wahrheit sprechen, da er mein Feind ist? Und kurz, ich sage Euch, Nichts in der Welt kann kürzer seyn, als eben diese meine Ohren, von welchen er Euch sagt, daß sie lang sind.

Die Männer vom Neckar und von der Saale, von der Pleiße und von der Elbe hatten wohl vernommen die Rede des Mannes mit der weiten Mütze, und sprachen also zu ihm: Freund, was kümmern uns die Kriege Deiner Muhme Jesabel, und Deiner Base Ursula? Dieser Mann versichert uns, Du habest ein Paar ungebührlich lange Ohren unter Deiner Mütze versteckt. Darum nehme die Mütze ab, damit wir sehen, daß Du ein Paar kurze hast, und Dein Feind wird zu Schanden werden, vor allem Volke, und es wird ein Verboth ausgehen, Dich einen Langohr zu schelten für und für.

Aber der Mann, der mit Schwefellichtern handelte, nahm die Mütze nicht ab, sondern zog

sie noch tiefer über die Ohren, und erzählte abermahl von der Muhme Jesabel, und von der Base Ursula. Da ergrimmete das Volk und sprach: Der Andere hat wahr geredet, und es ist keine Lüge in seinem Munde! Und das Volk steinigte den Mann mit den langen Ohren, darum, daß er vorgab, er habe kurze, und doch die Mütze nicht abnehmen wollte.

VI.

Die gerettete Lusiade.

Es ist bekannt, daß der durch seine Talente und seine Unglücksfälle gleich merkwürdige portugiesische Dichter Camoens, dem die Welt eines der vorzüglichsten Heldengedichte verdankt, auf seiner Rückreise aus China, wohin er wegen einiger Satyren auf den Vice-König von Goa verbannt war, Schiffbruch litt, und in demselben zwar sein ganzes in fünf Jahren erworbenes Vermögen einbüßte, aber doch sein Gedicht rettete. Er ruderte nähmlich, als er ans Ufer schwamm, nur mit der rechten Hand, und hielt mit der linken die unsterbliche Lusiade hoch empor.

Man muß ein Dichter seyn, und ein Kind seines Geistes zu retten haben, um im Augenblicke der Gefahr mehr besorgt zu seyn, daß dieses, als daß man selbst nicht untergehe. Was ist auch natürlicher, als daß man das Leben selbst an die Unsterblichkeit setzt, und einen Tod stirbt, um den andern nicht zu sterben?

Sollte übrigens mancher Dichter unserer Tage, und nahmentlich der ungenannte, obgleich nicht unbekannte Verfasser des Athenor, mit dem Sänger der Lusiade in gleiche Gefahr gerathen, so ist gewiß das Publikum mit mir der Meinung, daß er mit beyden Händen rudere. Warum soll ein Mensch gegen sein bestes Gedicht höhere Pflichten zu erfüllen haben, als gegen seinen besten Freund, den er in einem Schiffbruche, sobald es der Selbsterhaltung gilt, von dem gemeinschaftlich ergriffenen Brete zu stoßen das Recht hat? Wird endlich die Welt selbst nicht manchen Dichter, so leicht sie sich auch an und für sich über seinen Verlust trösten könnte, nicht lieber erhalten sehen, als seine

sämmtlichen Werke, und wenn ihrer auch so viele wären, als die, mit welchen der berühmte Sänger der Henriade und des Mädchens von Orleans sie beschenkt hat?

VII.

Die Negerjagd.

Manche brechen vielleicht in einigen Unwillen aus, und klagen über Unmenschlichkeit, wenn sie lesen, daß auf der Insel Jamaika einige Menschen durch andere Menschen mit besonders abgerichteten Hunden gejagt werden. Ich kann sie aber zu ihrer Beruhigung versichern, daß die Jagenden so weiß, wie Schnee, und dagegen die Gejagten fast noch schwärzer, als die Nacht, oder der Teufel sind. Warum sollte man schwarzes Wildbret, das auf zwey Füßen geht, nicht eben so gut jagen dürfen, als das vierfüßige? Gibt es doch auch in Europa ein be-

kanntes zweyfüßiges allgemein beliebtes roth und weisses Wildbret, das, wie gewiße junge und rüstige Jäger versichern, sehr gern Jagd auf sich machen läßt.

Uebrigens hätte man höchst Unrecht, wenn man den weissen Jägern des schwarzen zweyfüßigen Wildbrets die Grausamkeit zutraute, die armen Geschöpfe niederzuschießen. Man erkundige sich bey Jedem, der etwas von der Sache weiß, und man wird hören, daß auch nicht Ein Mann bey der Jagd getödtet wird. Man kann mit einem todten Neger, da sein Fleisch nicht unter die hergebrachten Speisen gehört, Nichts anfangen, aber jeden lebenden wissen ihre Herrn vortrefflich in den Zuckermühlen, in den Goldminen, und zu allen möglichen Geschäften, die Keiner für den Andern, wenn er nicht muß, anders, als für schweres Geld verrichtet, zu gebrauchen, und wenn man auf einer Seite über die Plagen einiger wenigen Schwarzen seufzt, so begreife ich nicht, wie man auf der andern die Vortheile vergessen kann, die ihre

Thätigkeit einer ungleich größern Anzahl von Weissen verschafft. Ein ächter Menschenfreund muß nicht nur seine unglücklichen Brüder beklagen, er muß sich auch über seine glücklichen erfreuen.

VIII.

Wichtige Erfindung für die Schafe.

Wer wünscht nicht den armen Schafen Glück, wenn er liest, der Schiffscapitain, John Miller, zu New=Park, in Devonshire, habe ein Werkzeug erfunden, mit welchem man sie scheren kann, ohne sie zu verletzen! Hätte doch der sinnreiche Seemann auch auf ein Mittel gedacht, die Leute zu scheren, ohne ihnen wehe zu thun! Anderer Vortheile nicht zu gedenken, hätte die Erfindung wenigstens den Werth, daß zarte Ohren nicht so sehr durch das Geschrey der Geschorenen beleidigt würden.

IX.

Wichtige Erfindung für die Menschen.

Nichts ist den Sterblichen zu schwer! Wer sollte es für möglich halten, die Damen zu lehren, wie sie es anzugreifen haben, daß sie den Kaffeh noch lieber trinken, als bisher? Und doch gibt ein Mann der ganzen Welt auf die uneigennützigste Weise das Geheimniß Preis, wie man den Kaffeh zu kochen habe, um ihn ganz in seiner reinen Güte zu schmecken. Dieser außerordentliche Mann heißt Cadet de Vaux, und hat längst einen zu großen Ruhm erlangt, als daß man gegen die Wahrheit seiner Erfindung den leisesten Zweifel erheben könnte, und wie sehr we=

nigstens die verheiratheten Männer ihr vertrauen, und vor ihr zittern, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß sie eine heimliche Unterzeichnung verabredeten, um dem Erfinder sein Mittel für eine ungeheure Summe abzukaufen. Daß aber dieser den Antrag mit Abscheu verwarf, und den Dank, den jeder schöne Mund in ganz Europa ihm von nun an wenigstens zwey Mahl des Tags zollen wird, dem elenden Gold unendlich vorzog, wird man ganz natürlich finden, wenn man bedenkt, daß er — ein Franzose ist.

X.

Neue Sparsuppe.

Eine wichtige Erfindung für Poeten und andere arme Leute verdankt die Welt dem Professor, Carl Georg Rumi, zu Teschen. Dieser Mann ist es, der es wagen durfte, nicht eine Iliade nach dem Homer zu dichten, aber nach dem Grafen Rumford eine Sparsuppe zu kochen. Die neue Suppe ist nicht nur weit einfacher und wohlfeiler, als die alte, sondern hat auch noch den Vorzug, daß sie sich noch essen läßt, wenn sie bereits fünf Tage alt ist, statt daß ihre Nebenbuhlerinn gleichsam von der Küche weg gespeist seyn will.

So wohlthätig diese Erfindung für die Menschheit im Ganzen seyn mag, so ist doch zu fürchten, sie möchte, indem sie die Schriftsteller fetter macht, das Meßverzeichniß magerer machen. Oder hätte man etwa dem Hunger zu viel Ehre angethan, wenn man ihn bisher für einen Stellvertreter des Musengotts hielt? Oder ist das Publikum ganz und gar gleichgültig gegen gewiße Geisteswerke, und will lieber, daß gewiße Schriftsteller essen und nicht schreiben, als daß sie Hunger leiden, und für jede entbehrte Mahlzeit einen Bogen ans Licht treten lassen?

XI.

Die Tulpenliebe.

Im siebzehnten Jahrhundert stieg, wie man in Chroniken liest, die Liebe zu den Tulpen bis zur Raserey. Es fanden sich für diese vergänglichen Schönheiten Liebhaber, die ihren Besitz mit tausend Pfund Sterling bezahlten, und Mancher, der an Einer nicht genug hatte, erkaufte das Vergnügen, sein Auge einige Tage lang an mehreren zu weiden, mit Allem, was er hatte.

Da auch diese Blumenliebe Eifersüchtige machte, und oft wegen einer einzigen Tulpe Zweykämpfe entstanden, und selbst Entführungen Nichts Seltenes waren, so darf man sich nicht wundern, wenn gewiße grübelnde Beobachter eine außerordentliche Aehnlichkeit zwischen

einer Tulpe und gewißen Schönen finden wollten. Die Tulpe, behaupteten sie, ist, wie manche Schöne, schön, und Nichts weiter. Die Liebe zu ihren Reizen erregt Eifersucht, und veranlaßt Zweykämpfe. Kecke Liebhaber entführen sie, und daß sie Jeden derselben sehr viel Geld kostet, und manchen gar zu Grunde richtet, müßen ihre besten Freunde zuerst bekennen. Daß die Schöne reden kann, gibt ihr freylich einen großen Vorzug vor der Tulpe. Aber beyde treffen am Ende doch wieder in dem Umstand zusammen, daß sie Nichts zu reden wissen.

Leute, die eine solche Sprache führen, darf man mit dem größten Recht eines eingewurzelten Grolls gegen die unschuldigen Tulpen sowohl, als gegen die unschuldigen Schönen beschuldigen. Zwar ist die Rede nur von den Schönen des siebzehnten, und nicht des neunzehnten Jahrhunderts. Aber braucht man mehr, als die letzten zu kennen, um gewiß zu wissen, daß Alles, was man zur Verunglimpfung der ersten sagt, die boshafteste Verleumdung ist?

XII.
Die räthselhaften Geschöpfe.

Wenn man einem alten Geschichtschreiber, der übrigens zuweilen in das Gebiethe der Romane auszuschweifen scheint, glauben darf, so fand man zu seiner Zeit kaum ein Frauenzimmer, das nicht von gewißen bunten Geschöpfen umflattert gewesen wäre, die zwar von Jugend auf abgerichtet wurden, menschliche Worte herauszubringen, aber keinen Menschenverstand besaßen, und den ganzen Tag Unsinn plauderten.

Der Nahme dieser Geschöpfe ist durch die Nachläßigkeit der Geschichtschreiber verloren gegangen, und es wird daher von den Alterthums-

forschern heftig gestritten, ob es die noch jetzt bekannten Papageyen, oder die jungen Herrn der damahligen Zeit waren. Vielleicht irrt man am wenigsten, wenn man sich für beyde Meinungen zugleich erklärt, da eine Schöne, die einem Papagey ihre Gunst schenkt, unmöglich so unbillig seyn kann, sie einem jungen Herrn zu versagen.

XIII.
Die Jungfrau von Orleans im Schauspiele und im Kartenspiele.

Die berühmte Jungfrau von Orleans ist nicht nur die Heldinn eines berühmten französischen epischen Gedichts, und eines berühmten deutschen Trauerspiels der neuesten Zeit, auch im Kartenspiele ist ihr als Piek-Dame eine Rolle, und zwar, welche Ehre! unter dem Nahmen der keuschen und kriegerischen Pallas zugetheilt.

Der Cotta'sche Karten-Almanach ist es also nicht, der das hochgefeyerte Landmädchen zuerst auf diese Staffel der Ehre erhob.

Ob Johanna in der ersten, oder in der letzten Rolle, auf dem Theater, oder am Spiel-

tische mehr Anbeter zählt, diese Untersuchung wird besser unterlassen, weil die Rechnung leicht zum Nachtheile der göttlichen Melpomene, und zum Vortheile der verächtlichen Glücksgöttinn ausfallen könnte.

Daß aber eine Heldinn ihrer Art sich keinesweges zu schämen braucht, wenn sie nicht immer auf dem grünen Schlachtfelde des Kriegsgottes, sondern zuweilen auch auf dem grünen Schlachtfelde der Glücksgöttinn erscheint, über diese Wahrheit ist in der großen und feinen Welt um so gewißer nur Eine Stimme, weil auf dem einen wie auf dem andern ihre Rolle von gleicher Wichtigkeit ist. Gewinnt sie auf jenem einem Könige sein Reich, so kann sie es ihm auf diesem verlieren. Die Losung ist immer: Sieg oder Tod! und was das Blutvergießen betrifft, so ist es auch der letzten Art Krieg zu führen nur zu oft eigen, wenn es gleich auf eine seltsame Weise erst nach gelieferter und entschiedener Schlacht erfolgt.

Ob es übrigens die gepriesene Jungfrau nicht

vorzüglich den Karten zu danken hat, daß man sie einer zu großen Vertraulichkeit mit dem unsaubern Geist, der umher geht, und suchet, welchen er verschlinge, beschuldigt, mögen die tiefsinnigen Forscher an irgend einer Pharaobank ausmachen.

1808.

I.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Manche eifern nicht wenig gegen das Verbessern fremder Gedichte. Welch ein schweres Gericht wird von diesen Eiferern gegen den Herrn Carl Julius Schütz ergehen, der in seiner epigrammatischen Anthologie, laut einer Beurtheilung derselben, die Gewaltthätigkeit gegen den guten Kästner so weit trieb, daß er aus einem Sinngedicht desselben den wahren Nahmen seiner verstorbenen Gattinn, Hannchen, vermuthlich weil er ihm nicht poetisch genug schien, weg-

strich, und den Nahmen Lina an seine Stelle setzte! In der That, es gibt gar keine Tyranney mehr, wenn diese keine ist, daß man dem Manne nicht einmahl erlaubt, seine Frau bey ihrem rechten Nahmen zu nennen. Es werden in jener Anzeige eine Menge Schützische Verbesserungen angeführt, die der Anzeiger geradezu für Verschlimmerungen erklärt. Einige davon belustigen vielleicht den Leser. Folgenden Unvers muß Kästner sich aufbürden lassen:

„In Gänse, so wie die, von denen jene Mutter spricht."

In dem Kästnerschen Epigramm, die Diebinn, könne man, bemerkt der Anzeiger, nach einer Aenderung des Herrn Schütz, erfahren, daß ein Kind weiblichen Geschlechts kein Mädchen sey. Kästner sagt nähmlich:

„Entführt sie Obst als Kind, und nimmt erwachsen Herzen."

Herr Schütz hingegen:

„Entführt sie Obst als Kind, und als ein Mädchen Herzen."

Der Beurtheiler hätte die Aenderung auch noch aus dem Grunde tadeln können, weil man von Herzen zwar sagen kann, daß sie genommen, keineswegs aber, daß sie entführt werden. Statt

„Denn Stentor wird uns Barbarismen schreyn"

läßt Herr Schütz Kästnern sagen:

„Denn Stentor wird uns nur Barbarismen schreyn"

und weil er durch das eingeschaltete Wort nur den Vers zerstört, so sagt ihm sein Beurtheiler, man sollte ihn dereinst, statt ihn in die Hölle zu schicken, verdammen, lauter solche Verse zu scandiren. In folgendem Epigramm eben dieses Dichters:

„Des Wirthes Höflichkeit war sinnreich ausgedacht.
Er pocht mich aus dem Schlaf, und wünscht mir gute Nacht."

verwandelte Herr Schütz den Wirth in einen Gastwirth, und sein Beurtheiler findet in dieser Aenderung einen deutlichen Beweis, daß

Herr Schütz für das Feine des Einfalls gar keinen Sinn gehabt habe. Ist nicht, sagt er, die Spitze unendlich schärfer, wenn sie gegen einen Freund des Dichters, der ihn bewirthete, als gegen einen Gastwirth gerichtet ist? Die ungeschickte Höflichkeit kann bey dem letzten wohl auch zu lachen machen, aber zur epigrammatischen Verspottung eignet sie sich ungleich mehr, wenn sie sich der Freund, unter dem man sich einen Mann von Bildung und feiner Lebensart denkt, zu Schulden kommen läßt. Der Beurtheiler, der gegen Herrn Schütz ein wenig warm wird, erklärt, er werde, wenn er einst wider Verhoffen eine wirkliche Verbesserung in seiner Sammlung finde, diese ohne weiters für einen Druckfehler erklären, weil leichter der blinde Zufall eine Stelle besser machen könne, als dieser Blumensammler. Er wendet zugleich, um, wie er sagt, den Schatten des durch seinen unberufenen Verbesserer schwer beleidigten Kästners zu versöhnen, folgendes Epigramm dieses Dichters mit einer kleinen Veränderung auf ihn an.

„Die Geschäfte des Teufels.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kommt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden, und – feilt mein Werk durch Dich.“

Da Herr Schütz im Hexameter des Distichons von Johann Nicolaus Götz, auf des Herodots neun Bücher der Geschichte:

„Gastfrey hatt' ich unlängst die Musen bewirthet, da schenkte
Scheidend jegliche mir für die Bewirthung ein Buch“

dem Wort Musen das Wort neun beygefügt hatte: so behauptet sein Beurtheiler, er verdiene für diese sinnreiche Einschaltung wenigstens neun Küsse, ob von den neun Musen, oder den drey Furien, darüber sey es billig vor allen Dingen die Stimmen der Leser zu sammeln. Erkläre sich die Mehrheit für die letzten,

so verstehe es sich von selbst, daß, da dieser leider nur drey, und nicht neun wären, jede drey Küsse gebe.

2.

Zwischen Gleim und den meisten Kriegsliederdichtern unserer Tage ist ungefähr ein Unterschied, wie im siebenjährigen Kriege zwischen der preußischen und der Reichsarmee.

3.

Dem Verfasser einiger im neuesten romantischen Geschmack geschriebenen Reime, Trost betitelt, weiß ich Nichts zu sagen, als ich lasse ihm seinen Trost, der mich fast ahnen läßt, er sey nicht recht bey Trost, und mein Trost ist, daß ich die erbaulichen Dinge, die er sich und Andern zum Trost schreibt, nicht lesen muß.

4.

Im Göttingschen Taschenbuche aufs Jahr 1808 gibt ein Aufsatz: Ueber einige Prophezeyungen auf unser Jahrhundert, Nachricht von einer Prophezeyung, nach welcher Frankreich vom Jahr 1850 bis 1860 den höchsten Gipfel sei-

ner Macht erreichen wird. Wehe dem ganzen Europa, und doppelt wehe dem armen Deutschland, wenn diese Prophezeyung keinen Lügenpropheten zum Urheber hat!

5.

Folgende drollige Geschichte verdient aufbewahrt zu werden. Der durch gute und böse Gerüchte gegangene, vor Kurzem gestorbene Herausgeber des Reichspostreiters, Licentiat Wittenberg, in Hamburg, hatte einst das Unglück, durch die Schuld des Löwen und Tieger, und also auch Reichspostreiter bändigenden Bacchus bey Eppendorf unweit Hamburg in einen Graben zu fallen, und der Satans-Engel, der den Herrn Reichspostreiter, von welchem Lessing sagte, seine Recensionen rührten nicht von ihm, sondern von seinem Pferde her, gar oft mit Fäusten schlug, der bekannte reimende Witzling Dreyer verewigte aus dem Stegreif den Unfall durch folgendes Epigramm:

Universitäten-Geographie.

Wo liegt Leipzig? In Meißen.
Wo liegt Königsberg? In Preußen.
Wo liegt Tübingen? In Schwaben.
Wo liegt Wittenberg? Bey Eppendorf im
Graben.

6.

In einer Anzeige des Frauenspiegels von Tiedge werden diesem sonst achtungswerthen Dichter mehrere, ziemlich starke Versündigungen an dem guten Geschmack zur Last gelegt. Wenn schon, sagt der Beurtheiler, eine Gallerie meisterhaft gemahlter Portraits den Beschauer ermüdet, wie kann man eine Reihe meist widriger Gesichter, bey denen die Zeichnung fehlerhaft, und die Farbengebung bald grell und überladen, und bald matt und dürftig ist, wie kann man diese mit Vergnügen betrachten? Ein Epigramm, fährt er fort, jagt das andere in diesem Gedicht. Nur äußerst selten ist der Ausdruck natürlich; noch seltener ist er schön, und nur zu oft ist er gezwungen und abenteuerlich. Gleich

von dem Anfange behauptet der Beurtheiler, er enthalte einen alltäglichen, in einer Wörterfluth ertränkten Gedanken. Die Stelle ist folgende:

„Lina, denkst Du immer
Noch der großen Stadt,
Die mit ihrem Schimmer
Dich bezaubert hat?
Was der Glanz auch immer
Deinem Blick verheißt,
Doch beherrscht ein Geist
Dieses Prunkgetümmel,
Der das Herz bethört,
Und den stillen Himmel
Reiner Seelen stört.“

Es werden die Feen eben dieser berühmten Stadt getadelt, die das Rad der Langeweile drehen. Als Beweis des epigrammatischen Tons werden folgende Verse ausgehoben:

„In dem Glanz des Balles
Strahlt sie wie ein Licht.
Sie hat ein Gesicht,
Und nun wißt Ihr Alles.

Agathe hat keins,
Und für Ort und Stelle,
Für den Glanz der Bälle
Macht sie sich erst eins."

Nach vierzehn Zeilen von gleichem Ton folgt ein neues Epigramm:

„Dafür nun, daß Chloe
Schön und reizend ist,
Weiß die Schadenfrohe
Eine böse List,
Sich an ihr zu rächen,
Die ihr leicht gelingt,
Und die ist — sie bringt
Chloe nur znm Sprechen."

Als Muster eines im höchsten Grade gesuchten Bilds wird angeführt:

„Bald erwacht sie wieder
Wie ein schöner Harm,
Der am Schmerz erblaßte."

Von einer Schönen, die sich von ihrer Zofe tyrannisiren läßt, weil diese sich gut auf den Putz versteht, heißt es:

„Darum nimmer wehret
Die Gebietherinn
Elsas frechem Sinn;
Denn sie fühlt und ehret
Ihre Schöpferinn."

An einem andern Orte liest man von Eitelkeiten,

„Die der Mod' entwehn."

Es folgt wieder ein Epigramm auf eine stattliche Reiterinn:

„Solls die Frau nicht kleiden?
Ists ihr Unnatur,
Sich am Roß zu weiden?
Es zertritt ja nur
Ihre Mutterfreuden."

Der Beurtheiler meint, diese Witzgeburten wären in einem hohen Grade verunglückt, und verdienten um so mehr Tadel, da selbst ein besserer Witz in einem Gedicht, wie der Frauenspiegel, nicht am rechten Ort wäre. Von einer Tanzlustigen heißt es:

„Doch ins Grab zu sinken,
Ist nur zu gemein.
Statt hinein zu hinken,
Tanzen wir hinein.“

Und von einer Naiven:

„Festlich decorirt,
Macht nun Seraphine
Ihr Gesicht zur Bühne,
Wo der Blick agirt.“

Eine Stelle, wo das Gesicht ein Theater, und der Blick der Schauspieler ist, möchte sich schwer vertheidigen lassen. Die Launenvolle wird mit folgendem Stachel getödtet:

„Jetzt ein Blick der Sünde,
Dann ein Blick des Lichts.
Alles ist Philinde;
Darum ist sie — Nichts.“

Der unpassende Gegensatz Sünde und Licht bleibt nicht ungerügt. Gabriele, eine weiche Seele, eilt, um ihr Erspartes nicht mit einem Armen, sondern mit dem Verlust zu theilen. Aber das Unglück will, daß Ruch, der Modejude, ihr mit der Hand in seine Bude, aus wel=

cher neues Band flattert, winkt. Das Band wird gekauft, und nun hat sie kein Geld mehr, um es mit dem armen Verlust zu theilen. O das böse Band, sagt der Dichter,

„O das böse Band!
Dieß allein entführet
Sie dem bessern Pfad.
Kurz, es stranguliret
Eine schöne That!"

Der wunderlichen Alide ist ihre Liebe zu schmerz- und kummerlos, und zu friedlich.

„Und Alide hätte
Gern ein wenig Pein.
Ach! kein Händeringen!
Sie kanns nicht einmahl
Bis zur Ohnmacht bringen.
Oder öden Qual!
Traurig schleicht die leere
Lebenseinigkeit.
Wie romantisch wäre
Nicht ein holder Streit
Mit dem lieben Veit!"

Ein schlimmes Geschöpf ist Clelia, und Pedrill,

ihr Mann, wird daher ebenfalls mit Epigrammen an ihr gerächt.

„Worte, Thränen rollen;
Krämpfe droh'n! — Pedrill
Muß nur ja nicht wollen,
Wenn er etwas will.
Sonst ist sie darwider;
Denn ihr letztes Ja
Legte Clelia
Auf dem Altar nieder,
Vor dem schwarzen Mann
Und den Ehetagen, (?)
Um dafür fortan
Immer Nein zu sagen."

Aber Nichts übertrifft den Stolz einer gewißen Adeline.

„Mit erhabner Miene
Nimmt von ihrem Mann
Göttinn Adeline
Huldigungen an.
Sie nur anzublicken,
Ihr die Hand zu drücken,
Naht er sich ihr scheu,
Wie ein blöder Jünger; (?)

Und sie reicht ihm zwey
Deputirte Finger."

Frau Oenone, die Modethörinn, wird mit einem witzigen Wortspiele abgefertigt.

„Modekünste zogen
Schön sie an. — Ihr Haus
Und den Gatten zogen
Sie zuvor erst aus."

An die ahnenstolze Mandane werden zu ihrer Demüthigung folgende Verse gerichtet:

„Tochter edler Ritter,
Ja, Dein Stolz ist ächt!
Wir, nur schlecht und recht,
Haben Väter, Mütter;
Du hast ein Geschlecht."

Von einer Spielerinn heißt es:

„Daß ihr jüngster Knabe
Manche Aehnlichkeit
Mit Pikbuben habe,
Sagt der böse Neid,
Seinen Witz zu üben;
Doch ich glaub' es nie.
Denn sonst würde sie
Ja den Knaben lieben."

Der Beurtheiler wendet sich endlich nach der bessern Seite des achtungswerthen Dichters mit den Worten: Herr Tiedge, welcher beynahe immer unglücklich sey, wenn er strafen, scherzen, oder spotten wolle, sey ganz in seinem Fache, wenn es darauf ankomme, weibliche Tugend und Liebenswürdigkeit durch den Glanz der Dichtkunst zu verherrlichen. Als Belege dieses Urtheils wird eine lange Probe mitgetheilt, und dieser eine zweyte und eine dritte zum Beweise beygefügt, daß es dem Gedicht auch nicht an einzelnen glücklichen satyrischen Zügen, und an Stellen voll zarter, leichter und gefälliger Laune fehlt. Für das schönste im ganzen Gedicht erklärt der Beurtheiler den Schluß, von welchem er eine lange Probe mit der Bemerkung beyfügt, man möchte diese und ähnliche Stellen aus dem Buche herausreißen, um sie ungestört von denjenigen genießen zu können, bey welchen der Dichter sich offenbar von seinem guten Genius verlassen gesehen habe. Mit der Erklärung, daß die Strenge, mit welcher der Beurtheiler die

Geschmacks-Verirrungen des Dichters gerügt habe, eine Folge der Achtung gegen die übrigen vorzüglichen Eigenschaften desselben sey, und mit dem Wunsche, Herr Tiedge möchte künftig der trochäischen Versart, die er sehr zu lieben scheine, die ihn aber durch den zu oft wiederkehrenden Reim zu mancher gezwungenen und unnatürlichen Wendung und zu andern nicht zu rechtfertigenden Freyheiten verleite, entsagen, schließt sich die Anzeige.

II.

An die Verzweiflung.

Eine Zueignungsschrift.

Ungnädige Frau! Sie sind, wie ich höre, eine ganz verzweifelte Dame, bey welcher kein ehrlicher Mann seines Lebens sicher ist, und was ist also natürlicher, als daß ich Sie gleich in den ersten Worten meiner Zueignung bitte, mir nicht drey Schritte, sondern dreyhundert vom Leibe zu bleiben.

Ich betrachte Ihr gräßlich verzerrtes Gesicht, und frage mich selbst, ob es möglich ist, daß sie eigentlich die Lotte sind, welche nicht nur den unseligen Tod des seligen jungen Werthers, sondern auch seiner vielen Vorgänger und seiner zahllosen Nachfolger auf dem Gewissen hat.

Das furchtbare Schicksal selbst ist milder, als Sie. Liegt gleich sein eiserner Arm schwer auf den Sterblichen, so läßt es ihnen doch die Hoffnung, die ihre Wunden mit heilender Hand berührt. Aber Sie leben in einem ewigen Kriege mit der himmlischen Trösterinn, und machen die Unsterbliche selbst zur Leiche. Niemand spricht ohne Entsetzen von den unerbittlichen Parcen, und doch ist Atropos selbst, mit Ihnen verglichen, eine wahre Huldgöttinn! Sanft zerschneidet ihre Schere den Faden des Lebens, aber Sie zerreißen ihn mit den knirrschenden Zähnen.

Diese schwachen Züge ihres Bildnisses sind gleichwohl stark genug, um zu machen, daß die Unerschrockenheit selbst vor ihnen zurückbebt, und man muß also billig erstaunen, daß ein Schriftsteller, ein schwaches Werkzeug, das aus viel Furcht und wenig Hoffnung zusammengesetzt ist, sich Ihnen auf Ihrem Thron von zerschmetterten Menschenschädeln zu nähern wagt. Aber in einer Zueignuugsschrift darf man Alles wagen. Schmeicheley macht Löwen zahm, warum nicht

auch die Verzweiflung? Kann ich doch Dinge von Ihnen erzählen, bey welchen den Leuten die Haare zu Berg stehen. Und werden die größten Helden auf eine andere Art gelobt?

Von dem tragischen Stoff, den Ihre Einmischung in die Liebeshändel den Romanen- und Tragödienschreibern darbiethet, darf ich, da ich weder das eine, noch das andere bin, keinen Vortheil ziehen, und ich gehe also gleich zu wichtigern, oder vielmehr zu den wichtigsten Angelegenheiten, zu den vaterländischen über.

Wer kann die arme Germania, diese sonst so stattliche, muntere und wohlgenährte Matrone ohne Mitleid ansehen, und wer sieht sie ohne Mitleid an? Ihre eigenen Söhne sprechen nur mit Achselzucken von ihr, und man hört sogar hin und wieder die Leute einander ins Ohr flistern, ihr sonst so gesunder Verstand habe nicht wenig gelitten.

Ohne mir in einer so bedenklichen Sache ein Urtheil zu erlauben, sage ich Nichts, als desto besser für die Unglückliche, wenn ihr Gehirn sich

in Unordnung befindet. Scheinen nicht, wenn man ihre neuesten Schicksale beherzigt, die berühmten Worte der Orsina: Wer bey gewißen Dingen den Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren, ausdrücklich für sie geschrieben zu seyn? Merken Sie also, Madam! wo ich hinaus will! Germania ist verzweifelt! und hier haben Sie Ihr glänzendstes Lob in drey Worten.

Man sollte es kaum denken, daß selbst in den Schulen Lorbern für Sie grünen, und doch wer wagt es, Ihnen diesen Ruhm abzusprechen? Kann es einen verzweifeltern, und also, Madam! einen Ihrer würdigern Einfall geben, als daß kindische Alte und altkluge Kinder in diesem Felde mit nervenlosem Arm umstürzen wollen, was ihre Väter mit Kraft und Weisheit aufgebaut haben? Und möchten nicht alle vernünftigen Leute vor Unmuth aus der Haut, und Ihnen in die Arme fahren, wenn die Ungezogenheit sich zur Erzieherinn, und die Unwissenheit sich zur Lehrerinn aufwirft, wenn der freche Wahnsinn will, daß die Vernunft ihn zum Hofmeister

bestelle, wenn Mancher den Pflug mit dem Lehrstuhl vertauscht, ohne nur den Bauernkittel, vielweniger die Bauernnatur auszuziehen, und wenn plumpe ungeschliffene Bären, die selbst lieber auf vier, als auf zwey Füßen gehen möchten, wenn diese nicht ihre eigenen Jungen, sondern die Kinder anderer Menschen zu bilden berufen werden? Mit Einem Worte, Madam! eine gewiße neueste Erziehungslehre ist Nichts anders, als eine moralische Kindermörderinn, die von Ihnen ausgeht, und zu Ihnen führt.

Daß die Aesthetik rein toll geworden ist, können Sie in allen Zeitungen lesen, und noch kürzlich hat man es der ganzen eleganten Welt feyerlich kund gemacht. Gleich dem Hamlet spricht sie Unsinn, aber leider ist nicht die geringste Methode darin. Doch kann man der Art, wie sie mit ihren Ketten zu rasseln pflegt, einige Harmonie nicht absprechen, und es bedarf keines sehr gebildeten Ohrs, um zu hören, daß es in lauter Assonanzen geschieht. Es wäre eine übertriebene Bescheidenheit, wenn Sie, Madam!

läugnen wollten, daß diese Vollendung Ihrer armen Freundinn einzig und allein Ihr Werk ist. Man weiß, daß die Arme, welche weiland der Professor, Alexander Gottlieb Baumgarten, zu Frankfurt an der Oder, außer der Ehe mit der Philosophie erzeugte, von Geburt an ein wenig kränkelte, und wie hätte sie daher den Gewaltthaten nicht unterliegen sollen, die in den neuesten Zeiten ein von Ihnen angeführter Studentenhaufen, unter welchem man sogar einige nicht unberühmte Lehrer erkannt haben will, an ihr verübte? Das geängstete Täubchen suchte Schutz in den Klauen des Geyers. Es floh in ihre Arme, und von dieser Stunde an war es um die gute Aesthetik geschehen. Man sah sie nicht mit einem Lorberkranze, sondern mit einem Strohkranze und mit allen äußerlichen Zeichen der Verstandeszerrüttung auf den Landstraßen und auf den Messen umherschwärmen. Gewöhnlich schäumte sie vor Wuth, und wie alle Rasende stieß sie die fürchterlichsten Schimpfworte und Verwünschungen aus. Sie tobte früh und spät,

und am meisten gegen die größten Männer. Man durfte Nahmen, wie Klopstock, Wieland, Mendelssohn, Garve, Engel, nur nennen, um sie im höchsten Grad ihrer Tollheit zu sehen. Selbst die Verstorbenen schonte sie nicht, und versuchte, obgleich mit unmächtiger Hand, die Ehrensäulen, die fromme Dankbarkeit ihnen errichtet hatte, zu zertrümmern. Ihr größtes Vergnügen war, die albernsten, sinnlosesten und unanständigsten Lieder zu singen, wenn sie nur nicht weniger als zweyhundert Jahre, oder mehr als zwey Tage alt waren, und täglich drang sie, um des alten poetischen Wusts habhaft zu werden, mit Gewalt in die Buden der Gewürzkrämer.

Von der Aesthetik komme ich sehr natürlich auf die Poesie und die Poeten. Wer kann es läugnen, daß Sie, Madam! unendlich größere Verdienste um die Kunst des Reimens in Deutschland haben, als die berühmten Pierinnen selbst, ob es gleich nur Eine Verzweiflung, und dagegen neun Musen gibt? Unzählige Unglückliche stürzen sich bloß auf Ihr Geheiß statt ins Was-

ser in die Tinte. Rühmlich ist es aber, daß Sie unter den Poeten eine von den Süßmilchischen Regeln merklich abweichende Sterblichkeit eingeführt haben, weil bey einem weniger zarten Lebensfäden die Zahl der schönen Geister bald die Zahl der Geister überhaupt, da es auch schöne Geister ohne Geist geben soll, übertreffen würde. Begünstigte doch das Publikum selbst von jeher dieses System, indem es den Dichtern den Brotkorb eben so hoch zu hängen pflegte, als den Lorberkranz. Verstehen Sie mich wohl, Madam! Hunger und Kummer sind Ihre Werber, und um diesen zu entgehen, hält man es noch für ein Glück, den Tod von Ihrer Hand zu empfangen. Da aber gleichwohl manche Dichter statt im ästhetischen, im physischen Sinne unsterblich zu seyn scheinen, und dem Yltis gleichen, dessen zähes Leben zum Sprichwort geworden ist: so ist es Ihrer vollkommen würdig, daß Sie auf ein zweytes Mittel gefallen sind, die überflüßigen aus dem Wege zu räumen. Das Tollhaus ist nähmlich Ihre Westmünster-Abtey,

worin Sie Ihre größten Geister bey lebendigem Leibe beysetzen, und da Sie ihnen neuerlich die Aesthetik zur Gesellschafterinn gegeben haben: so ist Niemand glücklicher, als diese aus der Welt Geschiedenen, von welchen jeder mit Recht ausrufen kan: In veni portum. Spes et fortuna valete! Wird man noch zweifeln, daß Sie eine Mäcenatinn im besten Sinne des Worts sind? Oder ist es etwa besser, auf der Thürschwelle eines Mäcens verschmachten, als an Ihrem Busen den Geist aufgeben, oder an Ihrem Arm in den Feenpallast wandern, wo man über alle niedrigen Sorgen erhaben ist, und sein ganzes Leben hindurch sich zum König, wenn nicht gar zum Gott träumt? Mit Einem Worte, es ist Undank, wenn man den vergeblichen Versuch macht, Ihrer wohlthätigen Gewalt sich entgegen setzen zu wollen, und meine Meinung ist daher, daß man zwar gewißen Schriftstellern die Feder nehme, aber das Federmesser lasse. Ich will, daß man Sie, Madam! zur Schutzgöttinn aller Buchhandlungen und aller Bibliotheken erhebe, daß

man Ihr Bildniß auf allen Büchertiteln verewige, und keiner Schrift ohne eine förmliche Zueignung an Sie den Druck gestatte.

Ich schmeichle mir, Madam! Gesinnungen gegen Sie an den Tag gelegt zu haben, die mir einige Ansprüche an Ihr Wohlwollen erwerben. Ich habe Nichts gespart, um Sie der Welt im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Ich bestritt, wie ich hoffe, nicht ohne Glück, manches alte Vorurtheil, das Ihnen bisher in der öffentlichen Meinung nicht wenig schadete, und das Lob, das ich Ihnen ertheilte, ist schmeichelhaft genug, um selbst in einer Zueignungsschrift einiges Aufsehen zu erregen. Gestehen Sie selbst, ob sich von der schönsten Dame mehr sagen läßt, als daß sie einer Menge Leute die Köpfe verrückt, und noch eine größere Menge zum Teufel zu fahren nöthigt? Und doch war es mir noch lange nicht genug, Ihnen bloß von dieser Seite Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich habe ganze Nationen genannt, die ihre Gesichter zu einem Spiegel machen, aus welchem kein anderes, als das

Ihrige herausschaut. Was Ihnen aber am meisten schmeicheln muß, ist, daß ich, indem ich Sie als eine Tonangeberinn im Reiche des Witzes einer Stael an die Seite setzte, zugleich das Zeugniß von Ihnen ablegte, daß Sie eine Dame sind, die nicht nur die Bücher, sondern auch die Leute, die sie geschrieben haben, vernichtet. Ich kann Ihnen endlich unmöglich sagen, welche Gewalt ich mir anthun mußte, daß nicht meine Zueignungsschrift größer als das Buch, das ich Ihnen widmete, und also selbst zum Buche wurde. Daß mein Lob im höchsten Grade uneigennützig, und also durchaus unverdächtig ist, müßen Sie und der Neid selbst bekennen. Weit entfernt, auf irgend eine Ihrer Wohlthaten Ansprache zu machen, verbitte ich sie mir vielmehr nicht nur für meine Person, sondern auch für Alle, die mir lieb sind. Noli me tangere! Diese römische Zauberformel habe ich Ihnen gleich im Anfange zugerufen, und mit ihr schließe ich auch. Bin ich gleich Ihr Bewunderer, so bin ich doch keiner Ihrer Anhänger,

und wenn ich gleich die Rolle, die Sie in der großen und in der kleinen, in der gelehrten und in der ungelehrten Welt, auf hohen und niedern, in philosophischen, in poetischen und in A b c=schulen, in Kopf= und Herzensangelegenheiten, in der Liebe und in der Ehe spielen, wenn ich gleich diese Rolle zum Gegenstand meines Lobs machte, so würden Sie sich doch sehr irren, wenn Ihre Frauenzimmer=Eitelkeit den begeisterten Lobredner zugleich für einen schmachtenden Liebhaber halten wollte.

Billig sollte ich Ihr Herz noch für das Schicksal der armen Germania, das mir sehr an dem meinigen liegt, zu rühren suchen. Aber ich bin gewiß, die Matrone wird kraft ihrer guten Natur bald wieder stark genug seyn, um in dem Kampf mit Ihnen den Sieg davon zu tragen. Eine Fürsprache für die Aesthetik erwarten Sie wohl selbst nicht von mir. Diese Unheilbare ist an dem Ort, wohin Sie nicht ohne Ihr Zuthun, Madam! gelangt ist, am besten aufgehoben.

Daß es nicht an Leuten fehlt, die keck genug

sind, selbst auf Ihre Kosten, Madam! ihre bösen Zungen zu üben, kümmert Sie von Rechtswegen wenig. So oft es z. B. einem Thoren einfällt, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, sich die Gurgel abzuschneiden, ins Wasser zu springen, oder gar einen Strick zum Leitseil seines Uebergangs aus dieser in jene Welt zu machen, so wird nicht nur von Ihnen als die Urheberinn, in einem Ton gesprochen, der Sie zuverläßig rasend machen würde, wenn Sie es nicht schon wären, sondern man versagt auch Ihren unglücklichen Schlachtopfern ein ehrliches Begräbniß. An Ihrem Hofe, heißt es ferner, finde man nur Ritter von der traurigen Gestalt, und nichts sey fürchterlicher, als wenn der freylich höchst seltene Fall eintrete, daß an demselben gelacht werde. So unbedeutend mir diese beyden Vorwürfe scheinen, da die Selbstmörder wegen des Ihnen versagten ehrlichen Begräbnisses sich mit dem Gedanken trösten können, daß man dafür Tausende, die unter den Galgen gehören, mit dem grösten Pompe beysetzt, und

was die Anklage wegen des an Ihrem Hofe bestehenden Lachverbots betrifft, Sie sich bloß auf den Umstand zu berufen brauchen, daß das Lachen neuerlich, wenigstens in Deutschland, so sehr für eine Todsünde gehalten wird, daß sogar auf der Bühne keine andere, als weinerliche Lustspiele geduldet werden, so leicht Sie also, sage ich, über diese beyden Anklagen zu rechtfertigen sind, so wenig weiß ich den Leuten zu antworten, wenn Sie gegen Ihre Einmischung in die Literatur und nahmentlich über die Thatsache eifern, daß Sie allein es sind, welche so viele elende Schriftsteller aufmuntert, die Welt mit der Sündfluth ihrer Werke zu überschwemmen. Es ist freylich wenig Ehre dabey einzuernten, wenn man sich an Leuten dieses Schlags vergreift. Allein da Sie, Madam! doch einmahl, wie es scheint, nicht umhin können, sich mit ihnen einzulassen, so ist es offenbar Ihrer weniger unwürdig, wenn Sie ihnen den Strick, als wenn Sie ihnen die Feder in die Hand geben.

Die Zeit und das nächste Meßverzeichniß wer-

den es lehren, ob man immer tauben Ohren predigt, wenn man Sie an Ihre Pflichten erinnert. Ich, meines Orts, hoffe das Gegentheil, und werde der Erste seyn, der das Publikum zum Dank gegen Sie auffordert, wenn wir nach Jahr und Tag in unserm lieben Vaterlande ein Paar Tollhäuser und ein Paar abgesonderte Kirchhöfe für arme Sünder mehr, und ein Paar Druckereyen weniger haben.

Und nun leben Sie wohl, Madam! Doch ich besinne mich, daß man Ihnen, ohne Sie zu beleidigen, kein Lebewohl zurufen darf. Eine Hölle muß das Leben seyn, wenn Sie leben sollen. Ich wünsche Ihnen also zum Abschied, so schlimm als möglich zu leben, und nenne mich mit großer Ehrfurcht und Furcht Ihren Sie bewundernden, aber nicht Ihren ergebenen Diener.

1 8 0 9.

Erste Abtheilung.

I.

Eine seltsame Heilig- und Selig-sprechung.

Auszug eines Briefs vom Sept. 1809.

Sie wünschen, mein theurer Freund! ich möchte Sie zuweilen nach meiner Weise mit den Abenteuern unterhalten, die sich auf unserem, trotz dem Blocksberge, von Hexen und Unholden bewohnten Parnasse so häufig zutragen.

Was wagt man nicht, um einem Freund, wie Sie, gefällig zu seyn, und ich will also, so gefährlich auch das Unternehmen ist, wenigstens versuchen, was ich zur Befriedigung Ihrer Neugierde beyzutragen vermag.

Sie kennen den Verfasser der Söhne des Thales und der Weihe der Kraft, Herrn Friedrich Ludwig Zacharias Werner, und dieser Mann, über dessen Seltsamkeiten man bey aller Achtung für seine Talente zu lächeln nicht umhin kann, ist es, für den ich Ihre Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch nehme.

Der selbst gesalbte und Andere wieder salbende Seher hat, vermuthlich unter dem Vorleuchten des großen Karfunkels, die Nummer 205 des Morgenblatts von diesem Jahr auf eine Art verherrlicht, die reichen Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen darbiethet.

Er liefert nähmlich einen Lobgesang auf die bekannte Schauspielerinn und mimische Darstellerinn Hendel, der er den Beynahmen Pythia gibt, und da wer loben will, sich nothwendig auch aufs Schelten verstehen muß: so übt Herr Werner die letzte Kunst in seinem Gedicht sowohl, als in dem dasselbe begleitenden Einleitungsschreiben an den Verleger des Morgenblatts mit so vielem Eifer, daß er beynahe das

Lob seiner Pythia darüber vergißt. Leute, wie Sie, mein Freund, und ich, welchen die Mystik ein Aergerniß und eine Thorheit ist, werden fruges consumere nati genannt, und wenn die Unheiligen, die mit ihrem Spott die Weihe der Kraft selbst entweihen, und über den Attila den Kopf schütteln, den Klauen des Teufels entgehen, so liegt es wahrlich nicht an dem — Lobgesang des Herrn Werner.

Es hat aber die hochgelobte Pythia Hendel am 6ten August dieses Jahrs in der „guten" Stadt Mannheim vor den Augen des guten Herrn Friedrich Ludwig Zacharias Werner mimisch dargestellt:

I. Isis;
II. Sphinx;
III. Galathea;
IV. Maria, durchgeführt durch alle Perioden ihres Lebens, vom englischen Gruße bis zur Himmelfahrt;
V. Cleopatra;
VI. Virginia;

VII. Atria;

VIII. Cassandra.

Da es leider in unserm Zeitalter, ob ihm gleich, nach Herrn Werners Versicherung, begegnete, was man bisher für unmöglich hielt, daß es einem Zeitalter begegnen könne, daß es nähmlich wieder heilsam zusammen gerüttelt wurde, da es, sage ich, in diesem zusammen gerüttelten Zeitalter dahin gekommen ist, daß weder Menschenhaß und Reue, noch Bruder Moritz, der Sonderling, noch die Stricknadeln des berühmten, aber nicht unsterblichen Kotzebue das Publikum so sehr als vormahls außer sich setzen, und da man eben dieses Publikum selbst in der Weihe der Kraft des eben so berühmten als unsterblichen Werner nicht einmahl, weil es lieber gar aus dem Schauspiele wegbleibt, mehr gähnen sieht, so ist die durch Frau Pythia Hendel wieder gefundene und gereinigte Mimik, die, statt mit einer albernen Gurli, mit einer schwangern Maria die lüsternen Augen der Zuschauer weidet, allerdings eine höchst erfreuli-

che Erscheinung, und wenn sich Leute finden, die nicht in das ihr von Herrn Werner ertheilte Lob einstimmen, so hat Niemand die Schuld, als Herr Werner selbst, der, so gut er auch die Backen aufzublasen versteht, doch der Posaune nicht gewachsen ist.

Ich werde nicht ermangeln, den nur allzuleichten Beweis dieser Behauptung zu führen, zuvor aber wünschte ich von Ihnen, mein Freund! über einige Zweifel gegen die mimischen Darstellungen der Pythia des Herrn Werner selbst Belehrung zu erhalten.

Ich fürchte nähmlich die mimische Darstellung der Geschichte der Maria auf dem Theater, auf welches doch am Ende die Kunst berechnet ist, oder sonst vor irgend einer Versammlung, und eben so der Umstand, daß die heilige Jungfrau, die unbefleckte Mutter des Weltheilands, mit einer der verschrieensten Metzen des Alterthums, der Cleopatra, die Stelle wechseln muß, möchte nicht bloß den Schwachen zum Aergerniß gereichen, und zugleich weiß ich es mit der of=

fenkundigen Vorliebe unsers Karfunkelpoeten für den Catholicismus schlechterdings nicht zu reimen, daß er in ein taumelndes Entzücken bey Unschicklichkeiten ausbricht, die selbst das Gefühl jedes die Religion achtenden Protestanten verletzen.

Unmöglich, mein Freund! kann ich Ihnen alle Sünden gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack aufzählen, deren sich der von seiner Pythia mehr besessene, als begeisterte Herr Werner in seinem überpoetischen Lobgesange sowohl, als in seinem prosaischen Sendschreiben schuldig gemacht hat. Ihrer sind fast so viele, als Worte, und ich unternehme schon eine Herkules-Arbeit, wenn ich auch nur der auffallendsten gedenke.

Die Kunst des Mimen, sagt Herr Werner unter Anderem, behaupte einen der ersten Plätze auf der ästhetischen Himmelsleiter. Eine ästhetische Himmelsleiter! Welch ein Bild! Und wie gefallen Ihnen, mein Freund! die Plätze auf dieser Leiter? Leute, die auch wissen, was

eine Leiter ist, wenn sie gleich keine Poeten sind, würden die Mimik wenigstens auf die Sprossen dieser Leiter gestellt haben. Es wird ferner der Kunst des Mimen vom Herrn Werner zum großen Verdienst angerechnet, daß sie auf dieser Leiter einen der ersten Plätze behauptet. Sie aber, mein Freund, und ich, wir glauben, wenn wir eine Leiter ersteigen, Nichts weniger als ein Kunststück zu Stande gebracht zu haben, und wenn selbst der arme Sünder in der Todesangst noch Gewandtheit genug besitzt, die Galgenleiter zu ersteigen, so müßte die Mimik sich ja zu Tode schämen, wenn sie das Erklimmen einer Himmelsleiter als eine halsbrechende Arbeit betrachtete. Mit einem Worte, mein Freund! Nichts ist einleuchtender, als daß Herr Werner kein unschicklicheres Bild, um das Erreichen der Höhe irgend einer Kunst zu versinnlichen, hätte wählen können, als das Bild einer Leiter. Eben so sonderbar ist es, wenn er die höchste Sprosse der Leiter, oder in seiner Sprache den ersten Platz auf derselben, zum

Ziel des Steigenden macht. Wer, als höchstens ein Gaukler, wird eine Leiter ersteigen, bloß um sie erstiegen zu haben, und was soll man also von der Kunst der Wernerschen Pythia denken, die auf der ästhetischen Himmelsleiter einen der ersten Plätze — behauptet, und also weder in den Himmel hinauf, noch von ihm herab steigt? Freylich ist, da vermuthlich der Himmel die lebendige Plastik der Erde weder schenken, noch rauben will, und in keinem Falle ihr zumuthen würde, die Reise hinauf oder hinab auf einer Leiter zu machen, das eine Steigen so wenig denkbar, als das andere. Aber eben aus dieser Ursache hätte sie gar nicht auf die Leiter gestellt werden sollen, und wer es gut mit der armen Kunst meint, muß ihr eine baldige Erlösung aus ihrer traurig=lustigen Lage wünschen.

Sie sehen, mein Freund! wie unglücklich der Lobsänger der Pythia mit seiner poetischen Bilderjagd ist. Er läßt die mimische Kunst auf der Himmelsleiter, und zwar in dem nähmlichen

Augenblicke zwischen Himmel und Erde schweben, in welchem seine Pythia sie von Stadt zu Stadt zur Schau trägt. Er vergißt, daß eine Leiter kein Ehrenplatz, daß sie nie Zweck, sondern immer Mittel, nie das Ziel selbst, sondern nur die Führerinn zum Ziel ist. Mit Einem Wort, er hat das Unglück, mit seinem schimmernden Gedanken — Nichts zu sagen.

Es versteht sich von selbst, daß ein so phantasiereicher Dichter, wie Herr Werner, sich nicht an Einem Bilde begnügt, sondern immer für dieselbe Sache zur beliebigen Wahl des Lesers eine ganze Reihe in Bereitschaft hat, und die einen der ersten Plätze auf der ästhetischen Himmelsleiter behauptende Kunst seiner Pythia ist daher zugleich eines der Oehlblätter, mit deren Herumtragen sich jetzt mehrere noachitische Tauben beschäftigen. Was kann ich dafür, mein Freund! daß Sie abermahls den Kopf schütteln? Es gibt, sagen Sie, schwerlich ein seltsameres Ding, als ein Kunststreben, das als ein Oehlblatt von Tauben umhergetra-

gen wird. Wie kann man ein Streben umhertragen, und wie kann eben dieses Streben ein Oehlblatt heißen? Diese Räthsel weiß ich Ihnen nicht anders zu lösen, als daß ich annehme, die Phantasie des Herrn Werners kenne ihre Rechte zu gut, als daß sie sich um die Einreden des Verstands bekümmerte. Da übrigens Herr Werner auch noch von andern Oehlblättern, außer der lebendigen Plastik in den Schnäbeln der noachitischen Tauben spricht: so will er ohne Zweifel seine eigenen Schriften mit in diese sinnvolle Bilderanspielung aufgenommen wissen, und die herumtragenden Tauben sind seine gutmüthigen Verleger, die wenigstens mit den Tauben die Aehnlichkeit zu haben scheinen, daß es ihnen ganz an Schlangenklugheit fehlt.

Ich möchte sagen, sagt Herr Werner aus Gelegenheit dieser Tauben-Oehlblatt-Umhertragen- und Kunststrebens-Vermischung, die Tauben beschäftigten sich zufälliger Weise, wenn das Wort nicht zu albern wäre, und in der That

muß es kaum etwas Alberneres geben, als dieses Wort, da es selbst dem Verfasser der Pythia-Hendel so vorkommt.

Herr Werner macht bey dieser Gelegenheit dem jetzt lebenden ganzen Menschengeschlecht das artige Compliment, daß die Mehrheit desselben, aller Oehlblätter ungeachtet, das Gebirge Ararat immer nicht eher ahne, als bis sie mit der Nase darauf gestoßen werde, und wir haben also aus einem Munde, aus welchem man es am wenigsten erwarten sollte, ein Zeugniß, daß die neueste poetische Umgestaltung wenig Gedeihen hat, und daß vielmehr die Mehrheit des heutigen Geschlechts gesunde Vernunft und nüchternen Geschmack genug besitzt, um die elenden Schwärmer, und noch elenderen Schriftsteller, die sich zu der bereits wieder veralteten romantisch-mystischen, der Dummheit göttliche Ehre erzeigenden Schule bekennen, statt sich von ihnen die Köpfe verdrehen zu lassen, mit dem verdienten Hohngelächter zu empfangen. Uebrigens würde eine Nase, die dem ganzen

menschlichen Geschlecht zugleich gehörte, allerdings groß genug seyn, um auf das Gebirge Ararat gestoßen zu werden, und auf alle Fälle ist dieser Ausdruck ein redendes Beyspiel der Zierlichkeit und Artigkeit und des klassischen Geschmacks unsers Karfunkelpoeten.

Ich verlasse die Prosa des Herrn Werner, so vielen Stoff zu Bemerkungen sie mir auch noch darbiethet, um auch noch einigen Raum für die gereimte Hälfte seines Aufsatzes übrig zu behalten.

Das sogenannte Gedicht, die neue Pythia, ist, wie Herr Werner sagt, seine Fahne, ohne die er so wenig als Schillers Jungfrau kommen durfte. Lachen Sie nicht, mein Freund! über die unermeßliche Eitelkeit, die aus dieser Vergleichung hervorleuchtet. Ist Herr Werner auch keine Schillersche Jungfrau von Orleans, so könnte er doch leicht eine Voltairsche Pücelle seyn. Diese Reimfahne unsers jungfräulichen, von oben herab begeisterten Poeten ist ein langes Lied von drey und zwanzig siebenzeiligen Stro-

phen, und hat mit einer Fahne wenigstens die Eigenschaft gemein, daß es aus Lappen zusammengesetzt ist, die ihm ein sehr buntes Ansehen gibt. Poetisches Verdienst möchten ihm kaum die Busenfreunde des Herrn Werner zugestehen, und andern ehrlichen Leuten könnte es leicht begegnen, daß sie bey manchen Stellen sich nicht zu entscheiden getrauten, wem von beyden, ihnen oder dem Dichter, der Verstand still stehe. Zuweilen möchte es sogar keuschen Seelen nicht übel zu nehmen seyn, wenn sie eine Zote, obgleich eine sehr fromme Zote zu lesen glaubten. Ich wenigstens konnte mich bey der folgenden Stanze nicht erwehren, für den Dichter roth zu werden.

„Doch kaum hats die Brust empfangen,
So erzeugt der Schooß es schon,
Und der Gottheit Embryon
Keimt im lüsternen Verlangen!
Seht, Maria kniet am Thron.
Ave Dir und Deinem Sohn!
Tönts in ihr, die Gott empfangen.“

Im Ernst, mein Freund! ich bin versucht, den Poeten der Verleumdung zu zeihen, wenn er der Welt erzählt, eine unbescholtene Künstlerinn und ehrbare Frau habe nicht in einem Hetärentempel, sondern in einem traulichen Kreise von Kunstfreunden, und ohne Zweifel bey Gelegenheit auch auf einer öffentlichen Schaubühne, das Erzeugen eines Embryons in ihrem Schooße, und das Keimen desselben im lüsternen Verlangen mimisch dargestellt. Ob das Ave, das in der Pythia nach Herrn Werners Versicherung ertönt, auch für die Zuschauer laut wird, und also die mimische Künstlerinn zugleich als Bauchrednerinn erscheint, läßt unser Poet nur errathen. Mit Einem Worte, die Schilderey ist rein=unsittlich, und man kann den mystischen Sänger, der mit einem halb herrnhutschen und halb grecourtschen Wohlbehagen in den sinnlichsten Bildern und Worten von einem die zarteste Behandlung erfordernden göttlichen Geheimniß spricht, kaum auf Kosten seines Verstands entschuldigen. Ob Sie endlich, mein

Freund! über den Embryon der Gottheit in eben dieser Stanze lachen, oder sich ärgern wollen, ist Ihnen vermuthlich von dem Poeten freygestellt.

Obgleich diese Stanze sich nicht leicht übertreffen läßt, so hat doch auch die folgende ihre Verdienste.

„Und auf ihren Lilienarmen
Wiegt sie ein das Kind, den Herrn,
Und die Weisen nah'n von fern,
An dem Kindlein zu erwarmen.
Den sie schauten nur, den Stern,
Trägt in ihres Herzens Kern,
Die den Heiland trägt in Armen."

Der gute Herr Werner! Welche Qual muß er erduldet haben, bis er von dieser häßlichen Mißgeburt des verzweifeltsten Reimzwangs entbunden war! Und welch ein Ausdruck in einzelnen Stellen! Was sind Lilien-Arme? Kann man einen Gegenstand, der mit den Lilien höchstens die Farbe gemein hat, darum eine Lilie nennen? Warum nahen die Weisen sich von fern, und

nicht von der Nähe? Sind die Weisen aus Morgenland im Ernst zu dem Kindlein gekommen, um an ihm — zu erwarmen? Und was ist von drey Männern zu halten, die einem Kindlein zumuthen, sie zu erwärmen? Ist es poetisch, oder unsinnig, wenn man von einem Stern spricht, den Jemand in dem Kern seines Herzens trägt? Ist es nicht eine läppische Spielerey, wenn der Witz des Poeten das Tragen des Sterns im Herzen, und das Tragen des Heilands in Armen neben einander stellt? Darf ein Dichter sich erlauben, was den Schulknaben verbothen ist, in Armen, statt in den Armen, und den sie schauten nur, statt den sie nur schauten, und an einem andern Ort sogar: Dringt zur Mutter bangem Herzen, statt zum bangen Herzen der Mutter zu sagen, und also auf eine nie erhörte Weise das Wörtlein zur die Stelle von zwey in ihrem Geschlecht noch dazu verschiedenen Artikeln vertreten zu lassen? Im Ernst, ich möchte wohl wissen, ob irgend ein Gratulant aus Gottscheds Zeiten sich nicht geschämt hätte, in

Reimen von dieser Jämmerlichkeit eine Kindtaufe zu besingen.

Zu einem wahren Canon des Schlechten wird durch Plattheit, Abgeschmacktheit, und die schreyendsten Sünden gegen Wohllaut, Sprache, Wortfügung und Versbau auch die folgende Stanze:

„Und es liegt in ihrem Schooße,
Ach! nicht mehr das süße Kind,
Dessen Diener Engel sind.
Seinen Leichnam trägt die große
Freudenlose, trocknet lind
Blut, das dessen Stirn entrinnt,
Der erzeugt in ihrem Schooße.“

Reime, wie diese, verdammen sich selbst. Ich kann mir aber gleichwohl das Vergnügen nicht versagen, einige der köstlichsten Blümchen, mit welchen Herr Werner hier seine Leser beschenkt, ein wenig näher zu betrachten. Daß der bereits gekreuzigte zwey und dreyßig jährige Jesus nicht mehr im Schooße der Mutter liegt, ist freylich zu beklagen, und wird daher auch mit Recht von

unserem Poeten beklagt. Die große Freudenlose ist eine eben so neue als poetische Benennung der Mutter des Weltheilands, und man muß es daher den' Poeten nicht zu hoch anrechnen, daß der Halbreim große Freudenlose dem Ohr wenig schmeichelt, und daß man das Adjectiv große von dem Substantiv Freudenlose durch die Kluft einer Zeile getrennt sieht. Daß die zarte Jungfrau Maria sich mit dem Leichnam ihres zum Mann erwachsenen Sohns geschleppt habe, würde man kaum glauben, wenn Herr Werner es nicht ausdrücklich versicherte, und seine Pythia, welche die gleiche herkulische That ihr — nachspielte, muß nicht viel weniger als eine Riesinn seyn, ob ich gleich zweifle, daß die Scene auf die Zuschauer einen sonderlich angenehmen Eindruck machte. Das linde Trocknen des der Stirn entrinnenden Bluts wird man wohl auf Rechnung des Reims schreiben, und zugleich die Zeile:

„Dessen Diener Engel sind"

in einem hohen Grade prosaisch finden. Die Er-

zeugung im Schooße ist keine angenehme Wiederhohlung einer Lieblings-Idee des Herrn Werner, und endlich hätte es ohne Zweifel den meisten Lesern besser gefallen, wenn der Dichter statt auf eine für ihn selbst beschwerliche Weise zu sagen:

. . . . die große
Freudenlose trocknet lind
Blut, das dessen Stirn entrinnt,
Der erzeugt in ihrem Schooße

kurz und ohne Zwang gesagt hätte: Maria trocknete ihrem Sohne das Blut, das seiner Stirn entrann.

Was glauben Sie, mein Freund! daß der ehrwürdige Vater Hagedorn, wenn ihm das Morgenblatt zu Gesicht käme, zu den Reimen des Herrn Werner sagen würde? Und wie ist es möglich, daß zu einer Zeit, wo Wieland noch lebt, und vor einem Volke, das einen Klopstock hervorgebracht hat, solche Menschen sich Dichter nennen dürfen?

Sie sind müde, elende, holperichte und un-

sinnige Reime zu lesen, und ich bin müde, sie abzuschreiben, und die folgende Stanze soll also Ihrer und meiner Marter ein Ziel setzen.

„Pätus! — flammts in ihren Augen —
(Flieht Profane dieses Licht,
Das des Todes Siegel bricht,
Aus dem Götter Leben saugen!)
Pätus! — Ach! und es durchsticht
Sie der Stahl! — Er schmerzet nicht!
Flötets in den Sternenaugen.“

Ist es möglich, die Kühnheit weiter zu treiben, als es hier von unserem Poeten geschehen ist? Was ist kühner, als beynahe eine ganze Stanze in lauter Zwischensätzen zu schreiben? Was ist kühner, als das ein Siegel brechende Licht? Was ist kühner, als daß der Dichter es ungewiß läßt, welche Hand den Stahl der Arria regiert, oder ob der Stahl nicht gar aus eigener Bewegung in ihre Brust gedrungen ist? Setzen endlich nicht die flötenden Sternenaugen aller Kühnheit die Krone auf, und verdient Herr Werner nicht bloß ihretwegen ein zehenfacher Lohenstein ge=

nannt zu werden, oder wie der große Corneille der Schreckliche hieß, als Reimer der Abscheuliche genannt zu werden, für und für?

Da Herr Werner Alle, die nicht seines mystisch=poetischen Glaubens sind, fruges consumere natos schimpft, so habe ich eigentlich keine Ursache, mich um seine Wohlfahrt zu bekümmern. Aber ich will feurige Kohlen auf sein prophetisch=poetisches, mit dem Heiligenschein noch mehr als mit dem Lorber geschmücktes Haupt sammeln, und erbiethe mich also, weil er doch, trotz seiner ätherischen Natur, weder von der bloßen Luft, noch von dem Karfunkelschein lebt, sondern, wie auch der von ihm angenommene Gnadengehalt beweist, gleich uns Ungeweihten von Zeit zu Zeit einige fruges zu verzehren genöthigt ist, den bisher von ihm verzehrten Antheil auf meine Kosten unter der Bedingung zu verdoppeln, daß er dagegen sich feyerlich verbindet, von nun an bloß dem Verzehren obzuliegen, das Hervorbringen aber, er müßte denn

etwa Taubennester zu flechten gelernt haben, gänzlich zu unterlassen.

Eine Hauptstelle des Herrn Werner in seinem Sendschreiben an den Verleger des Morgenblatts kann ich ohne Ungerechtigkeit nicht mit Stillschweigen übergehen. Er erinnert sich nähmlich mit rührendem Witz eines Nahmensvetters seiner dermahlen den Nahmen Hendel führenden Pythia, des in England verstorbenen großen und berühmten deutschen Tonkünstlers, ob es gleich mit den Nahmensverwandtschaften verheiratheter Frauenzimmer, da sie ihren Nahmen nicht selten drey bis vier Mahl wechseln, wenig zu bedeuten hat. Wem fällt aber nicht bey dieser Gelegenheit der eigene Nahmensvetter unsers hochbegabten Sehers in einer Komödie des seitdem Herr Werner und ähnliche Priester den Dienst in dem Tempel der Melpomene verrichten, mit Recht vergessenen Lessings ein? Paul Werner, der Wachtmeister, ist wahrlich ein Vetter, dessen sich Zacharias Werner, der mystisch-poetische Fahnenjunker, nicht zu schämen braucht.

Und sollte es ihm an einer Franziska fehlen, die ihn mit der Frage überrascht: Herr Fahnenjunker, braucht er keine Frau Fahnenjunkerinn? Ohnehin sind die Kammerjungfern unserer Tage, von welchen manche so gute, oder noch bessere Verse zu machen versteht, als Herr Werner, sogar den Poeten ohne Fahnen noch günstiger, als die aus Lessings Zeiten den Wachtmeistern, und da Herr Werner vor Begierde brennt, einen Kreuzzug zu machen, wie sollte ein Mädchen nicht hoffen dürfen, von ihm noch gewißer, als von seinem Nahmensvetter zur Frau Generalinn erhoben zu werden?

Ungemein leid muß es übrigens allen Freunden und Verehrern des Herrn Werner thun, daß sein hohes Gemüth sich durch die hypochondrische Furcht, oder die fixe Idee beunruhigen läßt, die Menge möchte das Kreuzige ihn! über ihn ausrufen. Er will freylich den poetischen Messias spielen, und zugleich ist das Publikum frech genug, die meisten Glieder der poetischen Schule, aus welcher er hervorgegangen ist,

ohne weiters für Schächer zu erklären. Allein wir sind keine Juden, und zugleich kann man dem Herrn Werner Bürge dafür seyn, daß jeder Pilatus seinen Anklägern den Bescheid geben würde: Ich finde zwar ein wenig poetisch-mystische Thorheit, aber keine Schuld an dem Manne!

II.

Die Wachsfigur.

Eine joviale Erzählung von Carl Stein.

Der Verfasser dieser Erzählung ist nicht ohne Anlagen zu dem von ihm gewählten Fache. Um so strenger muß es gerügt werden, daß er bey seinem neuesten Werke den Erwartungen, zu welchen diese Anlagen das Publikum berechtigen, so wenig entsprochen hat. Der Inhalt der Erzählung ist folgender: Joseph Berner, Professor der bildenden Künste, liebt Lidi, die Nichte eines Doctors Kreuz. Er hat seine eigene Figur in Wachs nachgebildet, und sie in der Kunst-Akademie seines Wohnorts der Beschauung Preis

gegeben. Unter den Beschauenden ist auch die schöne Lidi. Sie verweilt mit Wohlgefallen bey dem Kunstwerke, und gewinnt das Herz des sie beobachtenden Urbilds. Berners Freund Lindenau, der dem Mädchen Unterricht in der Musik ertheilt, verschafft ihm Gelegenheit, sie am Fenster zu sehen. Er wird von einem Pferde am Fuß verletzt, und in das Haus der Schönen gebracht. Dieser Zufall verschafft ihm auch für die Folge den Zutritt in dasselbe. Aber Lidi scheint Nichts für ihn zu empfinden, und da er im Begriff ist, sich ihr zu erklären, macht ihn das lächerliche Bild, das sie von seinen beyden Nebenbuhlern, dem Magister Bär und dem Geheimenrath Salzer, entwirft, plötzlich verstummen. Seine Schüchternheit nimmt zu, da sie, so oft er den Zärtlichen spielt, in eine spottende Laune übergeht, und da er sich endlich deutlich erklärt, erhält er den Bescheid: Den Stürmer, wie den Winselnden kann ich nicht ehren. Das merken Sie für unsere Zukunft. Sein Freund räth ihm, nach der heitern Laune des Mädchens die seinige

zu stimmen, und den Oheim, einen Halbgelehrten und leidenschaftlichen Freund der dramatischen Literatur, durch einen Ritt auf seinem Steckenpferde zu gewinnen. Endlich erhält er von der Schönen das Jawort. Aber noch ist der Oheim nicht gewonnen. Der erste Schritt zu seiner Gunst ist, daß der Liebhaber um Aufnahme in seine gelehrte Versammlung bittet, die ihm nach einer vorhergegangenen Prüfung mit Freuden zugestanden wird. Ein Zusammentreffen, das die Braut mit ihren beyden frühern Liebhabern verabredet, macht den spätern, ungeachtet sie ihn selbst als Zeugen einladet, eifersüchtig. Die Zusammenkunft hat Statt. Die Schöne läßt ihre Rolle durch ihren Oheim in weiblicher Tracht spielen, in der Hoffnung, sich durch diesen Muthwillen beyde Anbeter vom Halse zu schaffen. Aber sie erreicht ihren Zweck nur halb, indem nur der Geheimerath wegbleibt. Indessen beunruhigt der Leichtsinn und der Muthwille des Mädchens den Liebhaber nicht wenig, und er fürchtet einst ebenfalls der Ge-

genstand des letzten zu werden. Frau von Zwielicht, die er im Schauspiele kennen lernt, und von der er sich das Versprechen, ihr Bild in Wachs zu formen, ablocken läßt, hätte ihn beynahe zu einer Untreue an Lidi verleitet, wenn nicht sein Freund Lindenau, ein früher begünstigter Liebhaber, unvermuthet ins Zimmer getreten wäre. Der alte Oheim hat ein Trauerspiel, Moses, geschrieben, welches der Schauspieldirector der Stadt nur unter der Bedingung für die Bühne annehmen will, daß der Verfasser sich ihm nenne. Dieser besorgt, man möchte es ihm verdenken, daß er in seinem Alter es nicht unter seiner Würde finde, noch Komödien zu schreiben, und nach einigen Bedenklichkeiten willigt der Liebhaber seiner Nichte in den Antrag, das Werk für das seinige auszugeben. Das mißlungene Stück fällt schon bey der Probe durch, und die Drohung des Liebhabers, ihn als Verfasser zu nennen, nöthigt dem Oheim die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Lidi ab. Aber unvermuthet zeigt sich ein neues Hin=

derniß. Der Magister, dem der Oheim zuerst die Vaterschaft des Trauerspiels angetragen hatte, droht, das Geheimniß zu entdecken, wenn die Braut nicht ihm zu Theil werde. Doch sein Nebenbuhler macht ihn durch zwey Knaben, deren Ansprüche an seine Vorsorge er nicht abläugnen kann, für immer verstummen, und Nichts macht ihm jetzt den Sieg mehr streitig. Die Hochzeit, welcher bey dem Bräutigam eine kleine Anwandlung von Eifersucht voranging, wird endlich vollzogen, und der Roman ist — nicht zu Ende. Die Neuvermählten sind über alle Beschreibung glücklich, und werden es noch mehr nach der Geburt eines Sohns. Aber ein Assessor, der schon früher der Gegenstand der Eifersucht des Professors war, erregt diese aufs Neue. Er findet ihn mit seiner Frau am Fenster in einem vertrauten Gespräche. Nach langem Kampfe fragt er endlich diese, welche Geheimnisse sie mit dem Assessor habe. Lidi antwortet, sie habe geschworen, die Sache vor Jedermann, und nahmentlich vor ihm geheim zu

halten. Diese Erklärung ist natürlich Oehl ins Feuer. In seinem Unmuth besucht Berner die Frau von Zwielicht, die, wie man denken kann, Nichts dazu beyträgt, ihn von seiner Krankheit zu heilen. An demselben Abend bemerkt er seinen Bedienten vor dem Hause des Präsidenten, und entreißt ihm folgendes Billet, worin er die Schriftzüge seiner Frau erkennt:

„Berner zürnt. Wir dürfen uns nicht mehr in seiner Nähe sehen. Im Hause des Hofschneiders Veit, wo wir vor einem Monat beysammen waren, erwartet Dich morgen Abend mit dem Schlage achte Deine Geliebte L."

Man kann denken, wie sehr der Eifersüchtige tobte. Er gibt das aufs Neue versiegelte Billet dem Bedienten, einem ehrlichen Einfaltspinsel, zurück, und befiehlt ihm, es dem Assessor zu geben, und keinem Menschen zu entdecken, daß er es gelesen habe. Zu Hause hört er seine Frau in ihrem Zimmer mit ihrer Freundinn Louise sprechen, und der Gegenstand ihres Gesprächs

ist seine Eifersucht, welche der Frau wenig Kummer zu machen scheint. Am folgenden Abend verfehlt er natürlich nicht, sich bey der Wohnung des Hofschneiders einzufinden. Lindenau und Herr von Zwielicht begleiten ihn als erbetene Zeugen. Bald erblickte er mit seinen Gefährten drey weibliche Gestalten, scheinbar zwey Damen und eine Magd. Eine von jenen schlüpfte in des Hofschneiders Haus, und die andere kehrte mit dieser zurück. Bald folgte der Assessor. Der Eifersüchtige mit seinen beyden Zeugen stürzt ihm nach, und die Dame, die er bey ihm findet, ist – Louise, die Freundinn seiner Frau. Nun ist Alles erklärt, der Buchstabe unter dem Billet und die Aehnlichkeit der Handschrift, weil beyde Freundinnen von demselben Schreibmeister unterrichtet wurden. Die beyden Verliebten mußten ihre von ihren beyderseitigen Aeltern mißbilligte Neigung verheimlichen, und Lidi stand ihnen mit Rath und That bey. Ein einquartierter französischer Officier, den der Held bey seiner Zurückkunft von einer kleinen Reise im

Bette neben seiner Frau anzutreffen vermeint, hätte ihn beynahe zu einem Mord verleitet, wenn er nicht noch zu rechter Zeit in der Dame die Frau von Zwielicht entdeckt hätte. Bey einer Unpäßlichkeit erhält er von Lidi das Versprechen, nie wieder zu heurathen, wenn sie Wittwe werde. Er macht jetzt eine Reise zu seinem Bruder, die ihn wenigstens zwey Monate lang von seiner Gattinn trennt. Seine Stelle nimmt während seiner Abwesenheit die Wachsfigur ein, die in das Zimmer seiner Frau gebracht wird. Während des Aufenthalts bey seinem Bruder ist der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochen. Trotz der dadurch für Reisende entstandenen Gefahr tritt er seine Rückreise an, und wird unterwegs geplündert. Er setzt seine Reise zu Fuß fort, und trifft mit der Frau von Zwielicht zusammen. Diese wird in einer Köhlerhütte, worin sie sich mit ihm verborgen hatte, von einem eindringenden Officier durch einen Pistolenschuß verwundet, und ein gleiches Schicksal hat ihr Begleiter. Die französischen Soldaten, zu

welchen der Officier gehörte, werden von den überlegenen Preußen vertrieben. Diese schleppen die Dame mit sich fort, und ihr zurückbleibender Begleiter wird von einem preußischen Officier der Vorsorge eines Pfarrers empfohlen. Das Dorf geräth in die Gewalt der Feinde, und der Pfarrer flieht, nach vergeblicher Bemühung, den Verwundeten aus seinem bereits in Flammen stehenden Hause zu retten. Dieses Schicksal ihres Mannes erfährt Lidi durch einen Brief des Pfarrers, und kann um so weniger zweifeln, daß sie Wittwe ist, da man, wie der Pfarrer ihr schrieb, verbrannte Menschengebeine in dem Schutte seines Hauses gefunden hatte. Er lebt indessen noch, wie die Leser schon aus dem Umstand errathen müßen, daß der Titel ihnen eine joviale Erzählung verspricht. Sein Retter war Herr von Zwielicht, dessen Bedienter, da er seinem Herrn in das brennende Haus folgte, von dem Schutte begraben wurde, und dessen Gebeine es also waren, die man gefunden hatte. Er gelangt endlich wieder in die Heimath, und

sein erstes Geschäft ist, daß er seinen Freund Lindenau nöthigt, den Liebhaber seiner Frau zu spielen, um die von ihr ihrem Gatten noch nach seinem Tode gelobte Treue zu prüfen. Kaum hat er diese Maßregel ergriffen, als er sie wieder bereut, weil er sich erinnert, daß im Punct der Weiber Niemand weniger gewissenhaft ist, als sein Freund. Doch er selbst will ihn beobachten. Er schleicht sich also in sein Haus, um die Wachsfigur auf die Seite zu schaffen, und ihre Stelle selbst einzunehmen. Abends ging er jedes Mahl nach seinem Gartenhause, um sich mit Nahrung zu versorgen, und die Berichte seines Freunds zu vernehmen, und nachdem er durchs offene Fenster, das in den Garten hinausging, wieder ins Haus gelangt war, schlief er auf dem Sopha, und wenn es tagte, setzte er sich wieder an die Stelle der Wachsfigur. Daß der Vertraute am Ende sich in vollem Ernst um die Wittwe bewirbt, wird Niemand befremden. Er beredet sie sogar, für einige Tage zu seiner Schwester, die einen Wein=

berg bewohnte, zu ziehen. Die Reise dahin wird in der Dämmerung angetreten. Der Mann folgt dem Wagen, öffnet den Schlag, und warnt die Frau mit verstellter Stimme. Diese läßt sich, halbtodt vor Bestürzung, nach Hause fahren, und ist von nun an taub gegen die Bitten und Klagen ihres Liebhabers. Dieser gewinnt zuletzt den Bedienten, die Wachsfigur, der er vorzüglich den ungünstigen Erfolg seiner Bewerbungen zuschreibt, auf die Seite zu schaffen, und im Augenblick, da der Anschlag ausgeführt werden soll, gibt sich der Gemahl zu erkennen.

Es fällt in die Augen, daß der Verfasser der beabsichteten komischen Wirkung alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit, die innere Nothwendigkeit der Handlung, und die Charactere der handelnden Personen aufgeopfert hat, und dieses Urtheil wird sich durch eine nähere Beleuchtung des Ganzen noch mehr rechtfertigen. Was dem prüfenden Blicke am wenigsten entgehen kann, ist die doppelte Handlung. Die Begebenheiten bis zur Heirath sind ganz unabhängig von den

Abenteuern nach derselben, und die Erzählung ist also kein durch unzertrennliche Bande zusammenhängendes Ganzes. Betrachtet man aber jeden Theil für sich, so bedarf es nur eines geringen Grads von Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, wie wenig Einfluß die Wachsfigur, als die Hauptmaschine, auf die erste, sich mit der Verbindung der beyden Verliebten schließende Erzählung hat. Eine Bekanntschaft zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen, die einander gefallen, mag durch diesen, oder durch jenen Zufall veranlaßt werden, wenn dieser Zufall nicht gerade die Ursache und die Bedingung ihrer Neigung ist, oder wenn er nicht Ereigniße herbeyführt, die auf ihr Schicksal einen entschiedenen Einfluß haben, so ist er gleichgültig, und gehört also gar nicht in die Geschichte ihrer Liebe. Was liegt uns daran, ob Lidi den Professor Berner zuerst als Wachsbild, oder in seiner natürlichen Gestalt erblickt? Der Verfasser müßte nur behaupten wollen, daß ihre Neigung zu ihm nicht hätte entstehen kön-

nen, wenn sie ihn nicht vorher im Bilde, und zwar in einem von ihm selbst geformten Bilde gesehen hätte. Daß der Professor, ehe er die Liebe des Mädchens wirklich gewonnen hat, sich unerträglich albern benimmt, und daß Lidi mit ihren sogenannten Launen und ihren Einfällen, oder Bonmots, wie der Verfasser ein wenig gemein sie nennt, keine bessere Rolle spielt, sey nur beyläufig bemerkt. Die Schwierigkeiten, die ihrer Verbindung im Wege stehen, sind zwey von dem Oheime begünstigte Nebenbuhler. Diese beyden Nebenbuhler sind nicht viel mehr, als ein Paar mit Lumpen behangene Strohmänner, und der Verfasser kann es unmöglich übel nehmen, wenn Niemand an dieser gar zu leichten Gattung des Lächerlichen Geschmack findet. Und was soll man von dem Oheim sagen? Soll man es dem Verfasser aufs Wort glauben, daß ein Schriftsteller, der die Eitelkeit hat, ein Trauerspiel zu schreiben, und doch zugleich die Selbstverläugnung, es unter dem Nahmen eines Andern auf die Bühne zu bringen, ein aus der

Natur genommener Character ist? Der Versuch, den Lidi macht, sich ihrer beyden beschwerlichen Liebhaber zu entledigen, indem sie ihren Oheim beredet, sich in Frauenkleider zu stecken, und die Rolle seiner Nichte zu spielen ist ein Scherz, von dem man um so weniger begreift, daß es der Betrachtung des Verfassers entgehen konnte, wie unwürdig er eines vernünftigen Frauenzimmers ist, da auf alle Fälle, wenn es bloß darauf ankommt, einen Liebhaber durch Beleidigungen zu entfernen, es nicht so vieler Umstände, und am allerwenigsten einer Mummerey bedarf. Gewiß, ohne den Hang, seine Leser durch lächerliche Verhältniße zu belustigen, hätte er unmöglich auf solche Abwege gerathen können. Daß der Professor die Einwilligung des Oheims durch die Drohung, ihn als Verfasser des ausgepfiffenen Trauerspiels zu nennen, erpreßt, und daß er den Magister durch die beyden Knaben ängstigt, sind Handlungen, welche bey dem Leser nur Unwillen und die höchste Verachtung gegen den Urheber erregen können, und durch welche

also der Erzähler seine Absicht zu belustigen nothwendig verfehlen muß. Und warum müßen es gerade Zwillinge seyn, die gegen die Unenthaltsamkeit des Magisters ein Zeugniß ablegen? Dieser Umstand wird doch wohl nicht die lustige Wirkung verstärken sollen? Eben so wenig werden die Auftritte in der Hochzeitnacht bey den Lesern, zu deren Belustigung sie ersonnen sind, Beyfall finden. Zuerst wird das zärtliche Ehepaar durch ein Sinnbild seiner Liebe, durch ein Paar schwarze Tauben, die durch Veranstaltung der Frau von Zwielicht in die Hochzeitkammer geschafft wurden, und dann durch ein ungleich ernsthafteres Ereigniß, durch eine Feuersbrunst, bey welcher ein betrunkener Forstmeister dem Bräutigam einen Eimer eisiges Wasser über den Kopf schüttet, in Furcht und Schrecken gesetzt. Nie, sagt der Begossene, ist ein Neuvermählter in der Brautnacht so wiederhohlt und schrecklich abgekühlt worden, als ich. Die Feuer- und die Wasserprobe mußte ich, ein Tamino in Mozarts Zauberflöte, überstehen. Wer hat eine so nach-

theilige Meinung von dem Verfasser, um nicht zu glauben, daß er seine Leser auf eine würdigere Art zu belustigen versteht, sobald er nur ernstlich will? Die Eifersucht des Helden nach der Heirath, um auf den zweyten Theil der Erzählung überzugehen, kann ebenfalls keine andere, als eine unangenehme Wirkung hervorbringen. Wem ist ein Mann, der seiner Frau ohne die gerechtesten Zweifel an ihrer Treue zutraut, sie werde mit dem ersten besten in ihrem Hause einquartierten Officier ihr Lager theilen, nicht im höchsten Grade verächtlich, und kann man von der Frau, die einen solchen Verdacht verzeiht, eine bessere Meinung haben? Was ist ferner gezwungener, als das Mißverständniß mit dem Assessor und Louisen? Und wie ganz widersinnig betragen sich der Professor und seine Frau dabey! Warum soll die Liebe jener beyden dem Professor ein Geheimniß bleiben? Warum läßt Lidi sich nicht von dem Gelübde der Verschwiegenheit entbinden, da es auf ihre häusliche Ruhe ankommt? Oder vielmehr, warum begegnet sie ihrem Man-

ne, dessen Argwohn keinen andern Grund hat, als ihr Gespräch mit dem Assessor am Fenster, wohl zu merken, in Gegenwart des Mannes, nicht so, wie er es verdient? Warum schickt Louise ihre Briefe an den Assessor durch Berners Bedienten, da sie doch die Eifersucht des Herrn kennt? Ist die Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber in dem Hause des Schneiders nicht auf alle Fälle eines Mädchens, das sich nicht wegwirft, unwürdig? Wie kann Lidi, da sie die Eifersucht ihres Mannes bereits kennt und fürchtet, sich noch entschließen, ihre Freundinn bey diesem Gange zu begleiten? Wie sehr verräth endlich das Billet die Absicht des Verfassers, ein Mißverständniß zu veranlassen! Die gleiche Handschrift, der Anfangsbuchstabe des Nahmens, die Erwähnung Berners und seines Zürnens sind offenbare Folgen dieser Absicht. Und wie unzählige Mahl ist das nähmliche Mißverständniß schon in Lustspielen und Romanen benutzt! Wer zuckt nicht, zumahl über einen jungen Mann, der sich von seiner Frau das Versprechen, nach seinem

Tode Wittwe zu bleiben, geben läßt, die Achsel? Und doch ist es dieses Versprechen hauptsächlich, das seiner zweyten Erzählung zur Grundlage dient. Sollte man den Verfasser noch darauf aufmerksam machen müßen, daß die Abenteuer, die seinem Helden auf der Rückkehr von seiner Reise begegnen, ihren Nahmen in einem gar zu hohen Grade verdienen? Die Absicht, den Tod des Helden wahrscheinlich zu machen, hat er so vollkommen erreicht, daß man nachher gar nicht mehr an sein Leben glauben kann. Am wenigsten möchten wohl die Leser für den Einfall des Helden, der Wachsfigur seine eigene Person unterzuschieben, zu gewinnen seyn. In der That hieße es ihre Leichtgläubigkeit kaum mehr in Anspruch nehmen, wenn man ihnen zumuthete, die Wunder eines Feenmährchens für wahr zu halten. Ein Mensch, der mehrere Wochen lang die Rolle einer Wachsfigur spielt, sich täglich mit dem Borstbesen von dem Diener abstäuben läßt, bey einer solchen Gelegenheit sogar das Niesen nicht zurückhalten kann, und seine

Stelle und das Haus täglich verläßt, ohne entdeckt zu werden, kann sicher behaupten, daß sich Seinesgleichen nicht mehr in der Welt findet. Selbst wenn durch diese schlechterdings verunglückte Erfindung in der That belustigende Auftritte herbeygeführt würden, wäre sie nicht zu rechtfertigen. Aber von solchen Auftritten ist so wenig die Rede, daß der Herr Professor vielmehr in seiner Lage unmöglich mehr Langeweile empfunden haben kann, als er dem Leser verursacht. Und denkt man vollends an den Grund, aus welchem der Held dieses Abenteuer besteht, so muß nothwendig die Mißbilligung den höchsten Grad erreichen. Können vernünftige Menschen einem Thoren ihre Theilnahme schenken, der bloß um zu erfahren, ob seine Frau ihrem Wort, nach seinem Tode nicht wieder zu heirathen, getreu bleibt, zu dem widersinnigsten Mittel seine Zuflucht nimmt? Seltsam ist es auch, daß Lidi sich durch die Warnung eines unbekannten Menschen von ihrer Fahrt nach dem Weinberge abschrecken läßt. Sie glaubte doch

wohl nicht gar an Gespenster? Ueberhaupt ist ihr Character dem Verfasser noch weniger gelungen, als der Character ihres Mannes, und es scheint ihm selbst an. Haltung zu fehlen. Wenigstens erkennt man sie in einigen Briefen, die sie nach der Nachricht von dem muthmaßlichen Tode ihres Mannes schreibt, gar nicht wieder. Die Schreibart dieser Briefe ist in einem hohen Grade elend, und auch der Inhalt gereicht weder dem Geist noch dem Herzen der Verfasserinn zur Empfehlung. Einige üppige Schilderungen, einige nicht sonderlich treffende satyrische Ausfälle, und die wenig poetischen Beruf verrathenden Verse hätte der Verfasser ebenfalls unterdrücken sollen.

Der Verfasser ist keineswegs der einzige unter den neuesten Erzählern, dessen Werke Stoff zu Bemerkungen, wie die bisherigen, darbiethen. Aber je allgemeiner gewiße Fehler sind, desto mehr ist es Pflicht, die Schriftsteller und das Publikum aufmerksam zu machen? Wohin wird es am Ende mit der edelsten aller

Künste kommen, wenn selbst bessere Köpfe sich ungestraft erlauben dürfen, bey ihrer Ausübung sich über die natürlichsten Regeln hinwegzusetzen?

III.

Bemerkungen und Einfälle beym Durchblättern verschiedener Bücher.

1.

Ein neuerer Schriftsteller sagt vom Sallust: Sallust war ein Bruder Liederlich, der aber einen reizenden Styl schrieb. Ein seltsames Aber! Auch muß man sich, wenn man selbst einen reizenden Styl schreiben will, des Ausdrucks Bruder Liederlich, und ähnlicher Blümchen enthalten.

2.

Herr W. G. Becker, Herausgeber des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, schreibt Erzählungen, die man sehr bequem bey einer

Pfeife Tobak verfertigen, ohne Geistesthätigkeit, und also höchst gemächlich bey einer lesen, und wenn man fertig ist, ohne Sünde eine damit anzünden kann.

3.

Von dem Buch: Glaube, Liebe, Hoffnung, oder die nothgedrungene Auswanderung des Oberförsters, Joseph Wolf, nebst seinem Weib und seinen neun Kindern, im Jahr 1807. Herausgegeben von Jean Paul, enthält die Leipziger Bibliothek der redenden und bildenden Künste folgende Anzeige: Der Verfasser dieser Schrift bekennt auf dem letzten Blatte derselben, daß er auf dem ersten ein Betrüger ist. Jean Paul ist nähmlich, wie er sich schon beym ersten Anblick aus der ganzen Gestalt des Buchs offenbart, völlig unschuldig an dem Daseyn desselben, und der Verfasser mußte, wie er in seiner angeblich zu Cöln den 1. April geschriebenen Nachschrift sagt, diesen vom Publikum geliebten Nahmen wählen, um Lösegeld von dem Verleger zu gewinnen. Er hat aber auch noch einen

andern Lohn gewonnen, nähmlich den Pranger im Morgenblatte, an welchen der ächte Jean Paul ihn und seinen Verleger von Rechtswegen gestellt hat. Diese Strafvollziehung, bey welcher die armen Sünder zugleich tüchtig mit Ruthen gestrichen werden, ist kein Possenspiel für den Pöbel, wie die Strafvollziehungen des bürgerlichen Lebens, sondern ein wahres höheres Lustspiel für das gebildetere Publikum. Man sieht die Verbrecher mit Vergnügen bluten, und verzeiht ihnen um dieses Vergnügens willen beynahe das schriftstellerische Taschenspielerstückchen, das ihnen die Züchtigung zugezogen hat. Möchten sie sich doch — nicht bessern! Die Wiederhohlung des auch für Jean Paul ganz unschädlichen Nahmenraubs würde für das Publikum die erwünschte Folge haben, das edle Paar durch einen vom Apollo selbst bestellten Richter und Nachrichter, dessen Amt, statt seiner Ehre zu schaden, ihn unsterblich macht, vollends ganz vom Leben zum Tode gebracht zu sehen. Herr Joseph Wolf ist übrigens als Schriftsteller ein

wahres einfältiges Schaf, und es ist nur zu bedauern, daß er sich nicht selbst fressen kann. In dem Titelkupfer, welches den Kopf eines mehr durch seine Geduld als durch seinen Witz berühmten Thiers vorstellt, muß eine wahre Zauberkraft stecken. Es prägt sich der Einbildungskraft des Lesers so tief ein, daß man es auf jeder Seite des Buchs, wenn man gleich Nichts als Buchstaben und Worte vor Augen hat, zu erblicken glaubt.

4.

Man hat bisher unter den Romanenhelden eben keine große Männer gesucht. Aber der bekannte Herr Carl Gottlob Cramer hat in seinem Roman der Glückspilz sogar ein großes Mädchen zur Schau ausgestellt, von welchem großen Mädchen er übrigens selbst sagt, es scheine die Biographien der Selbstmörder und Selbstmörderinnen gründlicher als eine gesunde Moral studirt zu haben, und habe den abscheulichsten aller Mopshunde zum Ehrenposten seines Lieblings und seiner Leiden Vertrauten erhoben. In eben diesem Ro=

man verdient folgende, die Eigenthümlichkeit des Herrn Carl Gottlob Cramers bezeichnende Stelle aufbewahrt zu werden: „Hunger und Kummer, und alle jene unzähligen Windhunde, die das arme Häslein des menschlichen Lebens so rastlos verfolgen.“

5.

Der abscheulichste Nahme, den jemahls die Heldinn eines Romans geführt hat, ist der Nahme Beckschen in einer Erzählung des Herrn August Lafontaine. Eben dieses Beckschen trägt ein schneeweisses Gewand, um eine schneeweisse — Seele. Dieses Gewand ist nicht etwa der Körper des Mädchens, sondern ein wirkliches, vom Schneider aus Seide verfertigtes schneeweisses Gewand.

6.

In einer Erzählung, die Männerfeindinn, die der Tübinger Damenkalender liefert, liest man mehrere Merkwürdigkeiten. Einer kranken Frau wird ein kühlender Trank bereitet, um sie — zu erquicken. Die Tochter bringt der kranken

Mutter Veilchen mit nach Hause, und diese Veilchen — freuten die Mutter. Du mußt Dich aber, sagt sie zur Tochter, bey dem Pflücken — viel gebückt haben. Deine Wangen glühen wie Feuer. Nicht weniger tiefsinnig, als diese Bemerkung, ist die Antwort einer anwesenden Freundinn, der nähmlichen, die den schon belobten kühlenden Trank bereitete. Das ist, sagt sie, eine Folge der milden und doch scharfen Frühlingsluft. Man fühlt sich ermüdet, wie nach der weitesten Fußreise, wenn man nur einige hundert Schritte geht. Sophiens auffallende Stille, wird fortgefahren, ihr sinniges, in sich zurückgezogenes Wesen bemerkte ihre sonst Alles bemerkende Mutter nicht, weil — ihr Geist durch die Unpäßlichkeit betäubt war. Man darf wohl fragen, ob es möglich ist, nichtswürdigere Dinge in einem alberneren Tone vorzubringen, so lange nicht die Seele eines alten Weibs in den Schreibenden eingewandert ist.

7.

Herr Doctor Carl Schöne versichert in der

Vorrede zu seinem Faust, einer sogenannten romantischen Tragödie, er werde den scharfsinnigen, gerechten Kunstrichter ehren, den unbilligen verachten. Es ist aber zu fürchten, er werde Alle, die ihn beurtheilen, verachten. Welcher Schriftsteller findet den Kunstrichter nicht unbillig, der die Schönheiten seines Werks nicht anerkennen will, und welcher Kunstrichter kann in Herrn Schönes Bearbeitung eines eben so reichhaltigen, als oft benutzten Stoffs etwas Anderes finden, als das fruchtlose Bestreben des Verfassers, den Geist der Poesie zu beschwören? Der Doctor unsers Herrn Doctors wird übrigens durch einen doppelten Hunger, den geistigen und den leiblichen gezwungen, sich dem Teufel zu ergeben. Er hat Weib und Kinder zu ernähren, und man könnte also von dem Teufel erwarten, er werde etwas säuberlicher mit ihm fahren, als mit seinen ältern, nicht unter dem gleichen Drucke seufzenden Brüdern, wenn er nicht — der Teufel wäre. Man möchte wünschen, der Verfasser hätte statt seines Fausts einen Bund

mit dem Leviathan gemacht, um ihm bey seinem Trauerspiele zu helfen. Hat sich gleich der Teufel bisher noch nicht als Dichter gezeigt, so ist er doch ein ächt-tragisches Genie, und auf alle Fälle darf man sich von seinen Kräften mehr versprechen, als von den Kräften der meisten neueren Poeten.

„O Faust,
Langweile mich nicht mehr!"

sagt Leviathan einmahl in diesem Trauerspiele. Sollte dasselbe wirklich auf die Bühne gebracht werden: so ist zu fürchten, die Zuschauer möchten in den nähmlichen Ausruf ausbrechen.

8.

Es ist leider unter uns dahin gekommen, daß die Schriftsteller nicht nur die Sittlichkeit, sondern selbst die Menschlichkeit verläugnen dürfen, und daß z. B. ein Roman, der ungefähr gleiche Empfindungen mit einem Stiergefechte hervorbringt, selbst auf den Beyfall solcher Leser rechnen darf, die durchaus nicht unter den Pöbel gezählt seyn wollen.

9.

Es ist eine bis jetzt wenigstens noch nicht erklärte Erscheinung, daß das ernsteste aller Völker in seiner Poesie die tollsten Auswüchse aufzuweisen hat, und daß unter dem kalten deutschen Himmel die meisten verbrannten Köpfe gefunden werden. Man kann freylich sagen, daß unter zehn Fällen neun Mahl unsere Narrheit — bloße Ziererey sey. Allein neben dem, daß Narrheit vorspiegeln, gerade die größte Narrheit ist, läßt sich diese Ziererey noch weniger aus der deutschen Volks-Eigenthümlichkeit erklären, als wenn es uns mit der Narrheit bitterer Ernst wäre. Zwar wüthet z. B. die mystisch-romantische und Klingelreimen-Seuche gegenwärtig nicht mehr zur Hälfte so arg, als bey ihrem Entstehen. Aber ganz wird sie uns zuverläßig erst dann verlassen, wenn eine neue, und wo möglich noch schlimmere an ihre Stelle tritt. Die deutsche Poesie gleicht nun einmahl einer vornehmen Dame, die oft zehn Krankheiten auf ein Mahl, und immer wenigstens Eine am Halse hat, und die auf der

Stelle des Todes wäre, sobald sie — gesund würde. Möchte man doch den angehenden Poeten das Sonetteübel, wie Doctor Jenner den angehenden Menschen, oder auf Deutsch den Kindern, die Kuhpocken, einimpfen können!

---

1 8 0 9.

Zweyte Abtheilung.

I.

Der Schneemann.

Niemand hat mehr Ursache, dem Himmel zu danken, als der Verfasser dieses Aufsatzes, daß er nicht mit einem gewißen jungen rüstigen Schriftsteller zugleich in einer Stadt lebt, weil er sonst wahrscheinlich gar nicht mehr leben würde. Dieser feuervolle Mann hat nähmlich die Welt mit einem Roman von einem Schneemann, und also einem sehr frostigen Manne beschenkt, und da leider das Werk so viel von der Natur des Stoffs, von dem es den Nahmen borgte, angenommen hatte, daß man ihm schlechterdings mit keinem Lämpchen,

vielweniger mit der kritischen Fackel zu nahe kommen durfte, ohne es rein zu zerschmelzen: so war es kein Wunder, daß der Unterzeichnete, der Amtshalber und in aller Unschuld auch ein wenig an der öffentlich zur Schau gestellten Bildnerey herumleuchtete, und sich den Ausruf: Gebrechlichkeit, Dein Nahme ist — Schneemann! entschlüpfen ließ, sich den unauslöschlichen Zorn des keinen Spaß verstehenden Schneemann-Pygmalions auf den Hals zog. Ich bin ein verlorener Mann, rief er aus, und schlage den Hund von einem Recensenten todt, sobald meine Keule ihn erreichen kann! Mit Einem Worte, der aufgebrachte Romanendichter geberdete sich noch kläglicher, als Meister Peter, da der edle Ritter von Mancha ihm seine Marionetten zerschlug, oder ohne Gleichnißrede, er plünderte ein ganzes Schimpfwörterbuch, und nachdem er die Ausbeute durch hin und wieder eingeschaltete Bindungswörtchen zu einem Ganzen vereinigt hatte, schickte er dieses Ganze als eine redende Probe seiner durch die Künste gemilderten Sitten in der Gestalt ei-

nes Briefs in die Welt. Der ganze Inhalt dieses Briefs läuft darauf hinaus, daß der Beurtheiler des Schneemanns ein *elender* Mensch ist, und da *vortreffliche* Menschen, wie der Verfasser dieser Erzählung den höhern Adel ihrer Natur nicht besser ins Licht setzen können, als durch Toben und Schimpfen gegen die elenden: so hat er sich seines Briefs, und der am Ende desselben angehängten, nicht ganz gesitteten Drohung, den Beurtheiler seines Buchs seine schwere Hand fühlen zu lassen, um so weniger zu schämen Ursache, da er sich bey seinem Betragen auf das glänzende Beyspiel des Jean Paulschen Doctor Katzenbergers berufen kann. Freylich wird es immer noch wunderliche Leute geben, die ein wenig die Achsel zucken, wenn ein Schriftsteller durch seine Fäuste beweisen will, daß er — Kopf hat. Allein auch gegen diese kann er ja seine Fäuste gebrauchen, und wenn er nur nicht selbst auf dem Platz bleibt, so kann es nicht fehlen, daß am Ende der Schneepuppenmann seinen urtheilenden und nicht urtheilenden Widersachern so furchtbar wird, als

ein Strohmann den Sperlingen. Daß übrigens unser Erzähler seine Sache lieber mit Fäusten und Schimpfwörtern, als mit Gründen ausfechten will, über diesen Umstand werden sich die Leser nicht mehr wundern, wenn sie hören, wie unglücklich er einen Vorwurf seines Beurtheilers von sich ablehnt. Dieser rügte nähmlich den Umstand, daß in dem Schneemann der Verfasser eines noch überdieß höchst elenden Epigramms ein Juvenal, der bekanntlich kein Epigrammendichter war, genannt wurde, und was der Verfasser antwortet, würde schwerlich irgend ein Leser errathen, wenn man es ihm nicht sagte. Juvenal habe, erwiedert unser Erzähler, freylich keine Epigramme, aber doch Satyren geschrieben, und er habe sich also um so weniger zu bedenken gebraucht, ihn statt des Martial zu nennen, da er mehr als dieser bekannt sey, und noch überdieß neuerlich in einem kritischen Journal dem deutschen Epigrammendichter Logau juvenalischer Geist zugeschrieben werde. Der arme Martial! Aller Welt, und nahmentlich allen Le=

Der Buchbinder beliebe dieses Blatt 265 einzuschalten.

fern des Schneemanns ist der Nahme Juvenal, keiner Seele aber der seinige bekannt! Im Ernst. Gibt es eine lächerlichere Behauptung, als diese, daß es unter dem lesenden Publikum Leute gebe, die zwar vom Juvenal, aber Nichts vom Martial gehört hätten? Wer jenen kennt, ohne von diesem etwas zu wissen, weiß zuverläßig auch von jenem so gut als Nichts. Und darf der Schriftsteller auf eine solche Unwissenheit seiner Leser Rücksicht nehmen, oder soll er ihr nicht vielmehr entgegen arbeiten? Hätte unser Erzähler statt des Juvenals den Martial genannt, so hätten ja gerade diejenigen seiner Leser, die nur den ersten kennen, bey dieser Gelegenheit gelernt, daß ein lateinischer Dichter dieses Nahmens lebte, der Epigramme geschrieben hat, statt daß jetzt diejenigen, die vom Juvenal Nichts wissen, von ihm zu der irrigen Meinung verleitet werden, dieser sey ein Epigrammendichter gewesen. Um kein Haar besser ist das Berufen auf die neuere Aeußerung eines kritischen Journals. Nicht zu gedenken, daß ein Fehler eines Andern kei-

nen Fehler unsers Schneemannerzählers entschuldigen könnte, ist es doch offenbar nicht einerley, ob man, wie jenes Journal, einem Epigrammendichter Juvenals Geist zuschreibt, oder ihm, wie unser Verfasser, den Nahmen eines Juvenals selbst beylegt. Der erste Fall hat mit der Form gar Nichts zu thun, da hingegen der zweyte auch sie ausdrücklich mit einschließt. Man kann Epigramme in Juvenals Geist schreiben; aber man kann kein Juvenal genannt werden, wenn man nur Epigramme geschrieben hat.

Da, wie es klar am Tage liegt, auch der gegründetste Tadel sich mit der gallichten Natur unsers Schneemannsverfassers nicht verträgt: so will der Beurtheiler seines Werks aus einer gutherzigen Regung ihm einige unfehlbare Mittel nahmhaft machen, durch die er wenigstens dem seinigen für immer entgehen kann. Das erste dieser Mittel besteht darin, daß er besser als bisher, das zweyte, daß er gar nicht mehr schreibt, und das dritte und leichteste, daß er — den Hut mit der Haube verwechselt. Ein wenig

Bart gehört mit zu dem Wesen einer gewißen Gattung von Weibern, und der seinige kann ihm also bey der Sache nicht im Wege stehen, und ich gebe ihm hiemit mein Wort, daß ich, da nur die Damen auf die ungemeßene Nachsicht Anspruch machen können, die er sich zu ertrotzen bemüht, sobald der Erzähler sich in eine Erzählerinn verwandelt, von den Kindern seines Geists lieber gar nicht, als nicht aufs rühmlichste urtheilen werde. Ich habe von jeher Nichts als Ehrfurcht gegen das andere Geschlecht empfunden, und noch ist dieselbe so unbegränzt, daß sie sich sogar auf die Schönen erstreckt, an welche man sich wenden muß, wenn man Fische zu speisen Lust hat.

II.

Der Schiffbruch am Magnetberge.

Nichts ist fürchterlicher, als die Art, wie der Magnetberg mit den Schiffen, die so unglücklich sind, in seine Nähe verschlagen zu werden, umzugehen pflegt. Man lese die folgende Erzählung eines Augenzeugen, und urtheile selbst, ob die Schiffenden nicht Ursache haben, mehr vor ihm zu zittern, als vor allen Klippen, Schlünden, Wirbeln und Sandbänken, und selbst vor dem Toben der Stürme.

Sobald wir, beginnt der Erzähler, den Berg deutlich erblickten, oder vielmehr er uns, fing er die Feindseligkeiten an, und überzeugte uns

nur zu sehr, daß man uns noch lange nicht genug Böses von ihm gesagt hatte. Mehr Nägel, als am Himmel Sterne hängen, steckten, und nicht viel weniger lagen im Schiffe. Aber von dieser ungeheuren Menge ließ uns der nimmersatte Eisenfresser auch nicht einen einzigen, und kaum hätte eine feindliche Brandschatzung uns so arm an Gold und Silber machen können, als wir durch ihn an dem unentbehrlichsten aller Metalle wurden. Tausend Schwerter fuhren in einem Augenblicke, wie beym Angriff eines Feinds, aus der Scheide, und keines fragte nach den Händen, welchen allein zu gehorchen, ihre Schuldigkeit war. Die tapfersten Leute wurden entwaffnet, ohne daß sie sich widersetzen konnten, und die nichtswürdigsten Galeerensclaven entledigte der Berg ihrer Ketten, ob er gleich wissen konnte, daß die Gerechtigkeit sie dieselben lebenslänglich zu tragen verurtheilt hatte. Dem Nagel, der zu schlagen war, folgte der Hammer, der ihn schlug. Selbst der schwerfällige Ambos bekam Flügel, und blieb nur wenige Spannen

hinter der leichtern Zange zurück. Das Messer nahm Reißaus vor der Gabel, und die eiserne Schaufel riß ihren hölzernen Stiel mit sich ins Verderben. Der hinkende Vulkan sah erschrocken die Entführung des ihm heiligen Metalls, und verbollwerkte seine Esse siebenfach, um nicht durch einen ähnlichen Raub zum armen Manne zu werden. In der That wäre auch der Berg ruchlos genug gewesen, an der Rüstung des Achill und des Aeneas, an den Waffen des Herkules, und selbst an den Pfeilen des Liebesgottes, an dem Schilde der Minerva, und an den Donnerkeilen des Jupiters zum Räuber zu werden, bloß, weil sie — von Eisen waren.

Die schönste Ordnung im Schiffe wurde im Augenblicke zur abscheulichsten Unordnung im Wasser. Die größten Mastbäume würdigten den Himmel keines Blicks mehr, und die Segel fingen Wasser, statt Wind. Weder ein Verdeck, noch eine Schiffskammer, noch eine Vorrathskammer hatte länger Bestand, und in den Mastkorb konnte kein Mensch mehr klettern, sondern wer hinein wollte, mußte

sich hineinstürzen. Dinge, die kaum noch so unzertrennlich waren, daß der Tod selbst sich besonnen hätte, sie zu scheiden, wurden meilenweit von einander verschlagen. Die Anker, die auf dem besten Grund, den man sich nur wünschen konnte, den Nachstellungen des Bergs trotzten, hatten kein Schiff mehr zu halten, und verloren alle Hoffnung, jemahls wieder gelichtet zu werden. Nicht nur der Wein, der durch eine Mißheirath mit der nächsten besten keifenden und schmutzigen Welle, die ihm, oder vielmehr der er in den Wurf kam, sein edles Geschlecht entehrte, nicht nur Oehl und Honig, Sorbet und Sect und hundert andere Flüßigkeiten, das Wasser selbst sah man ins Wasser fallen, und das süße trank Brüderschaft mit dem gesalzenen. Unzählige Fässer, von Arak, Zucker und Citronen verwandelten das Meer in eine ungeheure Punschbohle, und machten Jedem, der sich noch auf dem Trockenen befand, Lust zum Ersaufen.

So schlimm es aber den meisten Sachen ging, so ging es doch den Personen noch tausendmahl

erbärmlicher. Es war keiner unter uns, der nicht recht herzlich und andächtig betete. Aber was konnte das Beten helfen, da man mit jedem Augenblicke sah, daß nicht einmahl das Schwimmen half? Der Glückliche überlebte den Unglücklichen, und der Meister in der Kunst, auf welche hier Alles ankam, den Stümper höchstens um einige Minuten. Ueberfluß an Wasser, und Mangel an Erde kostete Tausende das Leben, und ein Grab hätte die Unglücklichen vom Tode errettet. Selbst Leute, die so entschieden an den Galgen gehörten, als der Wetterhahn aufs Dach, benutzten die schöne Gelegenheit, und ertranken, und dieser einzige Schiffbruch brachte den beeinträchtigten Henker wenigstens um hundert Hälse. So schnell das Schiff zertrümmert und entmannt war, so plötzlich war die Mannschaft entseelt, und schwerlich haben Himmel und Hölle zu einer andern Zeit zugleich so viele triefende Schatten gesehen.

III.

Die schwarze Farbe an die weiße Welt.

Endlich reißt mir die Geduld. Die Menschen können es den Farben selbst zu bunt machen, und lange genug habe ich zu ihren ewigen Lobreden und Lobgesängen auf Weiß und Roth, und Grün und Gelb und Blau, und zu ihrem ewigen Schweigen von mir geschwiegen.

Wer, er gehöre in das Thierreich, in das Steinreich, oder in das Pflanzenreich, er sey Soldat, oder Bauer, ein Ochs, der da drischt, ein Esel, der da trägt, oder gar ein Wurm, der da Seide spinnt, ist der Welt unentbehrlicher, als ich? Und doch bin ich selbst nicht so schwarz,

als der Undank, mit welchem eben diese Welt mir bisher gelohnt hat. Bey Gott! Den Teufel selbst wollte ich zum Schiedsrichter zwischen mir und Euch machen, wenn Ihr nicht zum Unglück seiner Haut wegen einige Partheylichkeit für mich bey ihm argwohnen könntet.

Da ich einmahl beym Teufel bin, so beginne ich von Rechts wegen meine Lobrede auf mich selbst mit diesem Fürsten der Finsterniß und der Schwärze.

Gereicht es in Euren Augen mir zum Schimpf, daß ich seine Leibfarbe bin: so solltet Ihr selbst Euch billig hüten, ihm nicht in andern wesentlichern Eigenschaften zu gleichen. Was hilft Euch Eure weisse Haut, wenn Ihr trotz derselben einander selbst das Zeugniß geben müßt, daß Ihr der Teufeley so gut Meister seyd, als er? Und solltet ihr mich nicht vergöttern, weil ich allein es verhüte, daß er nicht vom Kopf bis auf die Füße, den Pferdefuß ausgenommen, dem stattlichsten Europäer gleicht?

Vergöttern, sage ich, solltet Ihr mich. Aber

was erfahre ich anders, als Haß und Verachtung von Euch? Wer, ich rede mit Euch, Ihr blonden und Ihr braunen Schönen! Wer hat die Sonnenschirme, die Sonnenhüte und die Schleyer erfunden, als dieser eingewurzelte unnatürliche Haß gegen mich? Bürstet und feilt Ihr ferner nicht ohne Aufhören, wenn ich mich nur als ein kleines Pünctchen auf einem Zahne von Euch blicken lasse? Mit Weiß und Roth tüncht Ihr Eure Wangen. Aber wenn fällt es Euch ein, Schwarz aufzulegen? Und muß ich mich nicht noch glücklich schätzen, wenn Ihr mir nur erlaubt, graue oder rothe Haare und Augbraunen zu bedecken? Habt Ihr endlich nicht sogar die schöne Mode der Schönpflästerchen aussterben lassen? Mit Einem Worte, wenn mache ich Euch Freude, als wenn Eure Männer gestorben sind, oder wenn die gebrannte Mokkabohne Euch um ihren Altar versammelt? Doch muß ich bekennen, daß Eure Anhänglichkeit an mich in der letzten Eigenschaft mich beinahe wieder mit Eurer sonstigen Verachtung aussöhnt. Der Kaffeh-

tisch verwandelt Euch in die eifrigsten Sittenlehrerinnen, die aus Liebe zur Menschheit bey dem schwarzen Getränk ihren Nächsten, bloß um ihn zu bessern — anschwärzen.

Wer ist denn, frage ich meine Feinde, und also das ganze weisse Menschengeschlecht, wer ist denn Euer aller Mutter, als die Erde, und ist diese Frau Melanchthon nicht eine wahre Negerinn? Und diese treueste und ehrwürdigste aller Mütter soll ihren ruchlosen Kindern vergebens Achtung gegen mich zu predigen suchen? Denkt Ihr endlich bey der Erde und bey mir nicht auch zugleich mit schaudervoller Ehrfurcht an das schwarze Grab, das Euch jeden Augenblick verschlingen kann, und in einigen Augenblicken, die Ihr Jahre nennt, gewiß verschlingen wird?

Doch die gute Mutter hat auch schwarze, ihr gleichende Kinder, und wie müßen sich diese von den weissen — Engeln, die demselben Erdenkloß ihren Ursprung verdanken, bloß um meinetwillen begegnen lassen? Wahrlich, so sehr ich

meinen eigenen Werth zu schätzen weiß, und so schwer mir der Abschied von diesen harmlosen Geschöpfen, meinem auserwählten Volk und meinen eigentlichen lieben Getreuen, fallen würde, so groß ist meine Verzweiflung, daß die Natur mir nicht erlaubt, mich, damit Euch kein Vorwand mehr, sie Eurem Sklavenjoch zu unterwerfen, übrig bleibt, von den Unglücklichen auf ewig zu trennen. Im Ernst, ich begreife es nicht, warum Euch bloß um der Schwarzen willen nicht schon längst der Schwarze gehohlt hat.

Aber nicht bloß die Neger, selbst die Zigeuner sind mir lieber, als Ihr, weil sie wenigstens sich mehr zu mir, als zu Eurer Leibfarbe, meiner Todfeindinn hinneigen, wenn gleich dieses wahrsagende, mystische und diebische Gesindel nicht verdient, daß es auch nur halbschwarz ist.

Die Nacht, welcher Ihr Euch, anderer ihr abgedrungener Wohlthaten nicht zu gedenken, sogar bedient, um zu Mittag zu speisen, wer macht sie zu dem, was sie ist, als ich? Ich bin

es, die den Tag, diesen unbarmherzigen Frohnvogt, der immer offene Augen und rührige Hände von Euch fordert, in die Flucht schlägt, und, mit einiger Scham gestehe ich es, Euch in den Stand setzt, Werke der Finsterniß in doppeltem Sinne zu vollbringen, und überhaupt Eure besten Sünden zu begehen.

Von Eurer Andacht ist, wie Ihr zum Theil selber von Euch rühmt, wenig oder Nichts zu rühmen. Aber ich möchte wohl einmahl sehen, welchen Eindruck vollends die Ermahnungen eines Predigers auf seine Gemeinde machen würden, der wie ein Jäger in einem grünen Rocke, oder gar wie ein Scharfrichter in einem rothen Mantel auf der Kanzel erschiene. Und doch sind immer noch gewiße Köpfe unter Euch nie witziger, als wenn die sogenannten Schwarzröcke ihrem Witz zur Zielscheibe dienen.

Von wem lernt ihr das A b c, von wem lernt Ihr lesen und schreiben, als von Euren Schulmeistern und — von mir? Und müßen nicht selbst die wohlbekannten und wohlverlachten

neuesten Welt- und Fibel-Verbesserer mit dem Birkenzepter, die Alles, was alt und vernünftig ist, antasten, müßen nicht selbst diese mich in ihren neuesten Buchstaben- und Zahlenlehren, und ammenmäßigen Büchern für Mütter, Kindermuhmen und Ammen unangetastet lassen?

Die blauen, weissen, grünen und rothen Helden, die ich übrigens aufs höchste verehre, erinnere ich mit aller Bescheidenheit an die schwarzen Husaren des großen Friderichs und an ihre glänzenden Thaten. Ich erinnere sie ferner, um mir ihre Achtung und Liebe zu erwerben, an das schwarze Pulver, ohne welches man mit Anstand nicht einmahl einen Hasen, viel weniger einen Menschen erlegen kann, und dessen unsterblicher Erfinder noch obendrein seinen Alles verdunkeluden Nahmen von mir zu Lehen getragen hat. Ich erinnere sie endlich an das schwarze mörderische Eisen, und an seine Mörser, Flinten, Schwerter, Spieße und übrigen Mordgewehre.

Ob die Priester der Themis mit ihrer alten

ehrwürdigen Tracht, und also mit mir, auch den Rock der Gerechtigkeit von sich geworfen haben, will ich, aus Furcht, man möchte endlich gar den Galgen mit mir anstreichen, nicht entscheiden. Aber wenn mancher Sachwalter und Gerichtsschöppe es dulden muß, daß selbst die Leute, die sich seiner Dienste bedienen, ihn einen Raben schimpfen, so sehe ich nicht ein, warum er sich der Farbe des schuldlosen Vogels, der Nichts von Chicanen weiß, keine Ränke schmiedet, und nur ein wenig stiehlt, bey der Ausübung seines Amts entäußert.

Was ist ein Mann ohne Hut, und was ist ein Hut ohne mich? Zwar gibt es leider auch hier zu meinem Nachtheil Ausnahmen von der Regel. Aber was beweist eine Handvoll Cardinäle gegen alle Kaiser und Könige, Ritter und Knappen, Soldaten, Bürger und Bauern, kurz gegen die Mannschaft der ganzen gesitteten Welt?

So dringend ich aber dem äußern Menschen mich als Zierde empfehle, so löblich finde ich

es, wenn man an dem innern mich verabscheut, und wer trauert mehr über den traurigen Umstand, als ich, daß der schwarzen Körper so wenige, und der schwarzen Seelen so viele sind? Man versuche es also immer, diese Mohren zu bleichen, und fürchte nicht, mich durch die Umwandlung zu kränken. Es kann unmöglich meiner Eitelkeit schmeicheln, die Leib- und Seelenfarbe der Schurken zu seyn.

Ihr Söhne der Minerva, des Apollos und der neun Musen, wollt Ihr auf die Knie vor mir niederfallen, oder soll Euch die Tinte im Tintenfaß, und die Druckerschwärze im Kessel vertrocknen? Welche Huldigung darf ich nicht fordern, wenn die ganze Welt mir eingestehen muß, daß man bloß auf einem schwarzen Meere in die Ewigkeit schiffen kann? Welcher Unsterbliche ist seine Unsterblichkeit nicht mir schuldig? Wo sind die Tafeln, auf welche Virgil und Horaz und Cicero ihre ewig bewunderten Werke schrieben? Untergegangen sind sie mit ihren mühsam eingekratzten Buchstaben, bloß weil

diese nicht schwarz waren, und nur durch mich sind die Werke selbst der gänzlichen Vernichtung entrissen worden. Eure gedruckte und Eure geschriebene Weisheit, wenn erscheint sie anders, als schwarz? Und wie haben es die Augen der Leser zu büßen, wenn Ihr zuweilen aus Eitelkeit mit rothen, oder gar mit goldenen Buchstaben Eure nicht goldenen Worte zur Schau stellt! Gern will ich übrigens der goldenen Schrift auf Euren Grabsteinen und andern Denkmahlen weichen, da es mir keineswegs zur Schande gereicht, wenn Ihr mich nicht würdig findet, ein Mittel zur Verewigung Eurer Lügen und Eurer Schmeicheleyen abzugeben.

Muß ich die Romanenleser und die Zeitungsleser, und alle Leser überhaupt noch besonders an den Dank erinnern, den sie mir — schuldig bleiben? Welche Farbe belehrt im Modejournal die Damen über das unendliche Eins, das ihnen noth ist? Muß ich endlich der Welt die Kriegsankündigungen vor Augen legen, um sie zu überzeugen, daß ich nicht bloß Kriege führe,

sondern sie auch erkläre, und, so unmöglich auch öfters das Unternehmen scheint, ihre Recht=mäßigkeit beweise?

Bin ich nicht großmüthiger, als großmüthig, daß ich mich sogar gebrauchen lasse, andere Farben auf meine Kosten zu erheben? Und wer verliert überhaupt in Schriften nur ein Wort über sie ohne meine Hülfe? Mit schwarzer Farbe lest Ihr auf diesem vor Euch liegenden Blatte grüne Bäume, blaue Augen, rothe Lippen, gelbe Rosen, weisse Zähne, braune Haare. Aber wo steht Schwarz mit grüner, blauer, rother, gelber, weisser, oder brauner Farbe geschrieben? Kann doch ich selbst, wie Ihr seht, zu meinem Bischen Eigenlob meiner nicht entbehren?

Wenn Ihr zweifelt, ob ich in den Künsten eine eben so wichtige Rolle spiele, als in den Wissenschaften, so seyd so gut, Euch einestheils der Kunst aller Künste, der Buchdruckerkunst, von welcher so eben die Rede war, zu erinnern, und anderntheils mir die Frage zu beantworten,

welche Kunst, besonders in den Augen einiger Eurer neuesten Philosophen, der schwarzen den Rang streitig macht?

Meine stolzen Nebenbuhlerinnen können sich höchstens bey Leuten einschmeicheln, die sich ihrer Augen zu bedienen vermögen. Aber ich kann mich des gewiß glänzenden Vorzugs rühmen, der einzige Gegenstand des Gesichts zu seyn, von welchem sogar die Blinden zu urtheilen vermögen.

Würde nicht die Sonne, wenn sie Euch nicht gar zu Pulver verbrennte, mich selbst Euren Gesichtern auf eine Euch höchst beschwerliche Art aufdringen, wenn ich nicht mit unerhörter Großmuth ins Mittel träte, um ihre verzehrende Gluth zu mildern? Oder sind die Sonnenflecken etwa weiß oder roth? Und trägt sie, wenn sie sich, um Euch Zeit zu lassen, Euch abzukühlen, ganz verhüllt, einen andern Schleyer, als einen schwarzen?

Daß an die Sonnen- und Mondsfinsternisse ohne mich ebenfalls gar nicht zu denken wäre,

sollten wenigstens Eure Himmelsmesser und Sternseher mit einigen Lobsprüchen gegen mich erkennen.

Ich müßte mich selbst in lauter Tinte erschöpfen, wenn ich alle meine wirklichen Vorzüge mit der Umständlichkeit aufzählen wollte, mit welcher manche Menschen, und besonders gewiße Poeten, von ihren eingebildeten sprechen, und ich nehme also in der Hoffnung von Euch Abschied, daß mir von nun an nicht bloß die schwarzen, sondern auch die blauen Augen den Sieg über die reizende Farbe der Rose, über das Blau des Himmels, welches ohnehin, wenn Ihr es aus dem rechten Gesichtspunct betrachtet, schwarz erscheint, und selbst über das Gelb des Goldes willig zugestehen werden.

Heil dem Sterblichen, der in mir seine größte Wohlthäterinn erkennt, und mir zum Voraus sein Dankopfer darbringt, daß ich ihn dereinst noch im Tode schmücken, daß ich seinen Sarg bekleiden, und ihn selbst im Grabe nicht verlassen werde! Nie erscheine ihm das Leben in

einem Lichte, das ihn an mich erinnert, und gern will ich weichen, wenn die Freude mich aus seinem Angesicht verschwinden heißt. Heil allen Ehrenmännern, die meinen Werth erkennen! Aber wehe dem Elenden, der die Ehrfurcht gegen mich auf irgend eine Weise aus den Augen setzt! Wehe und abermahl wehe ihm! Die Rachegöttinn wird ihn ereilen, und ihn nöthigen, jeden Tag seines unglücksvollen Lebens mir zur Genugthuung — mit einem schwarzen Steine zu bezeichnen.

IV.

Ueber das Stillschweigen der meisten Schriftsteller nach dem Tode.

Seit der bekannten ärgerlichen Geschichte im Paradiese, zwischen Eva und der Schlange auf der einen, und Eva und Adam auf der andern Seite ist es unter den Menschen, den ewigen Juden und den Grafen Cagliostro etwa ausgenommen, allgemeine Sitte geworden, früher oder später sich hinzulegen, die Augen nicht mehr aufzuschlagen, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, sich von den Umstehenden in die Ohren schreyen zu lassen, ohne sie einer Antwort zu würdigen, mit Einem Worte, sich so zu betragen, als wenn man nie da gewesen wäre,

und nie Augen und Ohren, und Hände und Füße gehabt hätte. Täglich sieht man, daß der Landmann den Pflug stehen läßt, der Mahler den Pinsel aus der Hand legt, und selbst der tapferste Krieger sein Gewehr von sich wirft. Leute, die keinen Augenblick müßig seyn konnten, versinken, ehe man sichs versieht, in die größte Unthätigkeit, und selbst manche Schöne rührt ihre Hände noch weniger als sonst, und läßt sogar ihre Zunge ruhen.

Möchte aber immer der große Haufe von dieser seltsamen Laune befallen werden, wenn nur nicht selbst die unsterblichsten Schriftsteller sich der Nothwendigkeit zu sterben, wie man es zu nennen pflegt, unterwerfen müßten. Allein, sollte man es glauben? Auch ihnen ist am Ende sogar ihr Dachstübchen nicht mehr klein genug. Die Armen beziehen eine noch engere Kammer unter der Erde, und entsagen zuletzt auch noch dem armseligen Gut, wovon sie beynahe allein lebten — der Luft. Täglich sehen wir uns auf diese Weise durch die Lüsternheit unserer übrigens

verehrungswürdigen Aeltermutter um die besten Schriftsteller gebracht. Der unselige Apfelbiß hat das gelehrte Griechenland und das gelehrte Rom entvölkert, und so jugendlich auch das gelehrte Deutschland überhaupt noch ist, so zählt doch das verstorbene bereits ungleich mehr Nahmen, als das lebendige.

Der Sündenfall ist also, wenn es sich gleich nicht läugnen läßt, daß wir mit ihm auch Miltons verlorenes Paradies und Klopstocks Messias, so wie die Entwiklung der meisten Trauerspiele und der Leiden des jungen Werthers entbehren müßten, für die Literatur immer sehr zu beklagen. Wie viel wäre nicht darum zu geben, wenn wir vom Homer selbst erfahren könnten, ob er jemahls gewesen ist, oder wenn er uns Vorlesungen über die Aesthetik hielte, oder wenn er, wie es sich noch besser für ihn schickte, seiner Armuth ungeachtet, gegen die Gebühr so lange Vorlesungen über dieselbe von uns hörte, bis er Sonette machen, oder mit andern Worten, mit den Wölfen heulen lernte.

Wenn ich aber auch den bekannten, und bisher auf Treue und Glauben angenommenen Satz, daß alle Menschen sterben müßen, trotz der wichtigen Einwendungen, die sich dagegen vorbringen lassen, für jetzt nicht anfechte, so folgt doch keineswegs aus ihm, daß auch alle Gestorbenen, und nahmentlich die gestorbenen Schriftsteller schweigen müßen. Soll ein Dichter, oder ein Philosoph, oder sonst ein Allerweltslehrer und Unterhalter, wenn wir mit Mühe und Noth ihn kaum zu begreifen anfangen, sich mir Nichts, Dir Nichts, aus dem Staub, oder vielmehr in den Staub machen dürfen, ohne sich um seine Leser weiter zu bekümmern? Nicht einmahl im Grabe darf man auf seinen Lorbern ausruhen. Die Kunst ist lang, und das Leben ist kurz, ist unsere ewige Klage, und doch fällt es Niemand ein, aus dem Spruch den natürlichen Schluß zu machen, daß man jener auch nicht entsagen darf, wenn dieses ein Ende hat. Wenn man ferner über einen Schriftsteller, der ums Brod schreibt, den Kopf schüttelt, gibt man da-

durch nicht deutlich zu erkennen, daß man nicht eher schreiben soll, als bis man keines Brods mehr bedarf, und wenn die größten Geister verhungern, wer kann es läugnen, daß das Bücherschreiben keine Sache für lebendige Gerippe, sondern für todte ist? So lange ein Butler lebt, und also Hunger hat, ist es seine Pflicht, zu graben, wenn er essen will. Hat ihn aber einmahl der Tod über alle niedrigen Bedürfnisse hinweggesetzt, dann ist es erst die rechte Zeit, mit einem Hudibras hervorzutreten, und da er keines Ehrensolds mehr bedarf, so hat er schon eine Hauptschwierigkeit weniger, einen Verleger für sein Werk zu finden.

Ein Schriftsteller, dessen Nahme irgend einmahl im Meßverzeichniß fehlt, entschuldige sich also immer damit, daß er ein Weib genommen, oder ein Joch Ochsen gekauft habe. Nur mit der kahlen Ausflucht, daß er gestorben sey, muß er vernünftige Leute verschonen. Gestorben, oder nicht, er muß schreiben, so lange er nicht beweisen kann, daß Feder und Tinte und Papier

nicht mehr zu haben sind, und beruft er sich auf die Unfähigkeit der Todten zu dem schweren Geschäft des Bücherschreibens, so nenne ich ihm auf der Stelle eine ganze Reihe von Schriftstellern, die in jedem Betracht unter die Todten gehören, und von deren unermüdetem Fleiße Nichts desto weniger eine große Menge Setzer und Drucker leben. Ich kann freylich nicht läugnen, daß diese Todten zur Zeit noch unbegraben sind. Aber diese Nachläßigkeit fällt bloß der Policey zur Last, und man wird also an ihrem Tode um so weniger zweifeln, da ich gar nicht einsehe, wie Menschen leben können, die so viel als Nichts essen. Uebrigens fehlt es uns auch keineswegs an längst begrabenen guten und schlechten Schriftstellern, die noch immer fortfahren, das Publikum mit neuen Werken zu erfreuen und zu betrüben. Wer kennt nicht unsere Iliaden nach dem Homer, und unsere Shakespearischen Schauspiele nach dem Shakespear? Diese Werke müßen nothwendig von den genannten beyden unsterblichen Dichtern selbst

herrühren. Oder glaubt man etwa, die Natur habe Nichts zu thun, als für jedes Menschenalter einen neuen Homer, oder einen neuen Shakespeare hervorzubringen? Wahrlich, in diesem Falle müßte sie, wie man zu sagen pflegt, mehr können, als Brot essen. Im Gegentheil, sie dankt dem Himmel noch heute, daß ihr ein Mahl Einer gelungen ist; und denkt gar nicht daran, den verwegenen Versuch zu wiederhohlen. Und was die schlechten Schriftsteller betrifft: so wird man ihr von selbst zutrauen, daß sie weit entfernt ist, sich ihre Vervielfältigung zum Geschäft zu machen. Entschlüpft ein Mahl in einer unseligen Stunde eine solche geistige Mißgeburt ihren Händen, so schämt sie sich ihrer wenigstens ein Jahrtausend, ehe sie sich mit einer neuen beschimpft, und die jämmerlichen Verse, mit welchen wir täglich heimgesucht werden, haben daher keineswegs die armen unschuldigen Tröpfe, welche gutmüthig genug ihren Nahmen dazu herleihen, sondern die Bave und Mäve des Alterthums zu Ver-

fassern. Es ist, um nur wenige Beyspiele von der Wahrheit dieser Behauptung anzuführen, vor Kurzem erst der durch seine Händel mit einem gewißen Liscov bekannte Herr Professor Philippi, in Halle, in eben dieser Stadt mit mehreren neuen Werken unter einem angenommenen Nahmen aufgetreten, und eben so bleibt auch Jacob Böhm, der Schuster, troß seines Todes, noch immer nicht bey seinem Leisten, und philosophirt in unsern Tagen ärger als jemahls. Ich schweige von den neuesten poetischen Versuchen des Hans Sachs, von dem wiedererstandenen Lohenstein und Hofmannswaldau, und von einer Menge kritischer Journale, die der römische Kunstrichter Pantil, der schon von dem erzürnten Horaz eine Wanze gescholten wurde, in deutscher Sprache ans Licht stellt, und denke genug gesagt zu haben, um zu beweisen, daß es gar nicht die Sache des Todes ist, den Schriftstellern die Feder aus der Hand zu reißen. Daß Nichts desto weniger die meisten von ihnen verstummen, wer mag die Ursachen davon errathen?

Wahrscheinlich schweigen viele aus bloßem Eigensinn, andere aus Bequemlichkeit, die meisten aber ohne Zweifel, weil sie im Leben zu wenig Aufmunterung fanden. Ich sehe wenigstens nicht ein, was ohne den einen oder den andern dieser Gründe einen Schiller abhalten könnte, als Geist seinen Geisterseher fortzusetzen, und den Demetrius, den er diesseits des Grabs bloß schreiben wollte, jenseits desselben wirklich zu schreiben. Es muß in der That ein Vergnügen von ganz eigener Art seyn, noch in jener Welt für die Unterhaltung von dieser zu sorgen, und aus dem Reiche der Todten Lust= und Trauerspiele, Romane und Gedichte ins Reich der Lebendigen zu schicken. Wenn lebende Schriftsteller vor den elendesten Bücherbeurtheilern und Verurtheilern zittern, so lacht der todte selbst über die guten, vorausgesetzt, daß es wirklich gute gibt. Und wie könnte auch ein Geist sich vor dem handfestesten Verunglimpfer seiner Werke fürchten, den er bloß anzuhauchen braucht, um ihn zur Leiche zu machen? Man muß sich daher auch billig wun=

dern, daß nicht die Schriftsteller überhaupt sich wenigstens nach ihrem Tode noch aufmachen, um an ihren überlebenden Kunstrichtern die verdiente Rache zu nehmen. Wie sehr würden sich in Kurzem zum allgemeinen Erstaunen einige unserer bücherrichtenden Anstalten, denen man jetzt die schwersten Versündigungen gegen die Gerechtigkeit so wie gegen den Anstand, und Unwissenheit und Uebermuth obendrein vorwirft, durch billige und bescheidene Urtheile auszeichnen, wenn nur einem ihrer Söldlinge von einem beleidigten und zürnenden Geist der Kopf auf den Rücken gedreht würde.

V.

Ueber die Blattgröße der Bücher.

Man sage, was man will, der hirnloseste Riese gebiethet mehr Achtung, als der geistreichste Zwerg, und es wundert mich daher Nichts mehr, als daß in der Bücherwelt diese längst vor jenen die Oberhand behaupten, und daß man von manchem unserer heutigen Schriftsteller in doppeltem Sinne sagen kann, er habe nicht schwer an seinem Witz zu tragen.

Ich kenne im Ernst keinen armseligern Anblick, als ein Buch, das sich in die Tasche stecken läßt, und wenn die unsterblichsten Werke sich nicht schämen, statt von dem Bücherbrett herab

der gelehrten und ungelehrten Welt Achtung zu gebiethen, mit den Dosen und Schnupftüchern ihre enge und finstere Wohnung von Leinwand zu theilen, wie können sie sich beklagen, wenn sie am Ende selbst zu papiernen Dosen zerstampft, oder gar gezwungen werden, dem Tobak zur einstweiligen Freystätte zu dienen, ehe die stolze Dose ihn aufnimmt.

Was ich aber noch weniger begreifen kann, als die Gleichgültigkeit der Schriftsteller gegen die größere, oder kleinere Gestalt ihrer Werke, ist die Gleichgültigkeit der Policey über eben diesen Punct. Wie vermag sie auf die Aufführung der Bücher ein wachsames Auge zu haben, wenn sie ihnen zugleich gestattet, sich unsichtbar zu machen? Ehe der prüfende Richter die Brille gebrauchen kann, ein gefährliches Buch zu lesen, hat er erst eine doppelte nöthig, um ihm auf die Spur zu kommen.

Man hat längst das Lesen für die verderblichste heimliche Sünde der Jugend, und vorzüglich der Töchter edler Herkunft er-

klärt! Wie günstig ist aber die winzige Büchergestalt dieser heimlichen Sünde! Würden keine andere Romane als in Folio geduldet, die heutigen jungen Herrn, welchen es bekanntlich, wenn sie sich gleich der Keule des Herkules bemächtigt haben, doch an seinen Schultern gebricht, dürften es sich nicht einfallen lassen, sie den Schönen heimlich zuzuschleppen. Nicht zu gedenken, daß sich auch die Riesenbücher vor den spähenden Müttern weder im Busen, noch unter der Schürze, und nicht einmahl unter dem Kopfkissen verbergen ließen.

Man weiß leider aus der täglichen Erfahrung, daß die erbaulichsten Predigten der Väter Nichts gegen die Lieblingsbücher ihrer Töchter auszurichten vermögen. Die Schönen lassen sich vor den Romanen nicht einmahl durch Romane warnen, ob sie gleich nicht ermangeln, auch die warnenden mit großer Begierde zu lesen, und die Verfasser derselben vermehren also nur das Uebel, das sie vermindern wollen, und ihr vermeintes Gegengift wird selbst zum Gift. Aber jedes

Mädchen wird selbst aufhören müßen, Romane zu lesen, wenn sie keinen mehr von der Stelle zu rücken vermag, und dahin müßt Ihr es also zu bringen suchen, wenn es Euch ernst ist, einem Uebel, das Euch so vielen Kummer verursacht, von Grund aus zu steuern.

Wie bey jeder Unternehmung, und also auch beym Hervorbringen eines Buchs bedenkt ein weiser Mann das Ende, und wer dieses bedenkt, kann unmöglich zweifelhaft seyn, ob er ein Buch von der ersten oder letzten Blattgröße in die Welt schicken soll. Wozu taugt, der Bücher von noch kleinerem Zuschnitt nicht zu gedenken, das beste Buch von der gewöhnlichen Achtelgröße anders, als gelesen zu werden. Ich frage aber; Wird es ewig gelesen? Und sind nicht unter zehn Büchern wenigstens neun, welche das harte Schicksal haben, ewig ungelesen zu bleiben? Und muß man also nicht wehe über die Menge sterblicher, und die noch größere Menge todtgeborener Bücher ausrufen, die nicht durch ihren körperlichen Umfang auf eine gewiße Achtung

Anspruch machen können? Wahrlich, selbst von den Gewürzkrämern werden sie verschmäht werden, weil Alles, was man in ihre Blättchen zu packen versucht, bis auf die Pfefferkörner und Kaffehbohnen sich dagegen sträubt. Oder will man etwa, daß die Natur die Häringe kleiner erschaffe, damit sie Raum im Attila, oder im Doctor Martin Luther haben?

Aus einem andern Grunde wäre die Größe vom ersten Range den Satyrenschreibern, deren es jedoch in Deutschland, wie es heißt, keine gibt, zu empfehlen. Ihr Beruf ist, die Narren in Folio zu züchtigen, und Nichts ist also billiger, als die Forderung, daß sie vor der Welt als Weise in Folio erscheinen.

Bedenkt man, daß die besten Bücher zugleich eine Gattung von Waffen sind, so spricht man ohnehin jeder andern, als der höchsten Größe das Urtheil. Was ist lächerlicher, als der Zorn, dem man keinen Nachdruck zu geben vermag, und kein Schriftsteller, vorzüglich wenn er sich zur neuesten poetisch-mystischen Schule, oder gar

zur Naturphilosophie bekennt, sollte also seinen Zweck so sehr aus den Augen verlieren, daß er ein Buch ans Licht treten ließe, das nicht groß genug ist, um jedem Gegner Löcher damit in den Kopf zu schlagen. Wie viel klüger sind in diesem Punct die Bücherrichter, als die Bücherschreiber! Die meisten und angesehensten haben sich wenn gleich noch nicht bis zur Größe ersten Rangs, zur Bogengröße, doch zur Größe zweyten Rangs, zur Viertelgröße emporgeschwungen, und wehe unsern sämmtlichen gebundenen und ungebundenen Schriftstellern, wenn es einmahl den Urtheilsprechern in Viertelgröße einfiele, sie nicht auf die Feder, sondern auf die Erzeugnisse derselben herauszufordern! Was kann ungleicher seyn, als der Kampf zwischen einem Buch zweyter, mit einem Buch dritter, oder gar vierter und fünfter Größe, kurz des Riesen mit dem Zwerg? Und darf man sich wundern, wenn die Stärkern bey ihrer Uebermacht zuweilen ein wenig Uebermuth blicken lassen? Oder muß man, da sie nicht Alles zertreten, was ihnen in den

Weg kommt, sie nicht vielmehr mit dem edlen Roß vergleichen, das nicht nur stark, sondern auch zahm ist? O schwaches, wehrloses, obgleich unsterbliches Geschlecht der Schriftsteller! Brüder im Apollo, in der Thalia und in der Melpomene! Hört auf — ein Freund ists, der Euch die Warnung zuruft — hört auf, die kunstrichtende Mannschaft, die mit zahllosen, von der undankbaren lesenden Welt ungekauft gelassenen Viertelsgrößebüchern gegen Euch ins Feld rücken kann, durch Widerspruch gegen ihren Tadel zu reizen, wenn Ihr nicht in einem gefährlicheren Sinne, als dem bisherigen, aufs Haupt geschlagen werden wollt!

Wäre es endlich nicht überhaupt unserem deutschen Vaterlande zu wünschen, daß seine Schriftsteller von jeher die körperliche Kraft ihrer Werke zur Hauptsache gemacht hätten? Wäre jedes Buch ein Buch der ersten Größe, so wäre jedes Haus voll Büchern ein Zeughaus, und wir könnten mit unsern Waffen, die man weder zu laden, noch zu wetzen brauchte, unsern

Feinden mit ihren Flinten und Schwertern keck-
lich unter die Augen treten. Aber leider tau-
gen die jämmerlichen Zwerge, die wir Bücher
nennen, nicht einmahl zu einem Krieg gegen
die sie benagenden Mäuse, und es bleibt also
für jetzt noch ein bloßer frommer Wunsch, daß
das gelehrte Deutschland dem kriegführenden
zu Hülfe komme. Aber ich hoffe, eine heitere
Zukunft wird uns bald über die traurige Ge-
genwart trösten. Man wird die Wahrheit nicht
länger verkennen, daß Lehr- Wehr- und
Nährstand, wenn alle drey länger bestehen wol-
len, schlechterdings keine andern Bücher, als
von der höchsten Größe dulden können, und kei-
nes wird also gedruckt werden dürfen, das nicht
wenigstens halb so groß, und noch ein Mahl so
schwer ist, als der ausgehungerte Verfasser,
und die Reimschmiede werden von Rechtswegen
zugleich Waffenschmiede heißen. Man wird nicht
nur Leute in den Trauerspielen, sondern auch
durch die Trauerspiele fallen sehen, und die Le-
ser werden es mit ihrem eigenen Tode büßen,

wenn sie dem Tode der Romanenhelden keinen Geschmack abgewinnen können. Ein Heldengedicht wird zugleich eine Heldenkeule seyn, und nicht nur Heldenthaten besingen, sondern auch verrichten. Die Erfindung des Papiers wird die Erfindung des Pulvers vereiteln, und das gröbste Geschütz wird dasjenige seyn, das unter dem Einfluß der zarten Musen und mit Hülfe des Preßbengels entsteht. Der Gott der Dichtkunst wird sich zugleich zum Rang eines mächtigern Kriegsgotts erheben, und der trotzige Sohn des Jupiters und der Juno, der stets schlagfertige Mars, der als ein roher Barbar bisher den künstlerisch-schwächlichen Bogenschützen kaum über die Achsel ansah, und ihn mit seiner Rüstung nur verspottete, wird zum ersten Mahl zittern, wenn der sanftmüthige Phöbus ihm neben der Leyer noch eine Geschmackslehre in Bogengröße, oder wenigstens einen Jahrgang der furchtbaren Zeitschrift, die seinen Nahmen führt, und nicht umsonst in drohender Viertelgröße die Lesewelt durchstürmt, an den Kopf

schleudert. Wie mächtig wird endlich die Kirche werden, wenn man die Ungläubigen nicht mehr mit Feuer und Schwert, sondern bloß mit Bibeln und Postillen bekehrt, und den Zweiflern die Glaubens-Wahrheiten, mit Abschneidung des Umwegs durch das langsame Gedächtniß und den widerspenstigen Verstand, unmittelbar in den Schädel prägt!

VI.

An die Langeweile.

Ich weiß nicht, was groß und erhaben ist, Madam! wenn Sie es nicht sind, und Sie brauchten wahrlich nicht erst eine Dame zu seyn, um bewundert, gefürchtet und gepriesen zu werden.

Es ist wahr, Niemand bezeugt eine sonderliche Freude, wenn Sie ihn besuchen, und ich habe noch keinen Menschen gehört, der Sie liebenswürdig gefunden hätte. Aber wenn hat die Welt das Verdienst zum Maßstabe ihrer Achtung genommen? Und indem ich daher, Sie, Madam! hiemit öffentlich zur Königinn meiner

Gedanken erkläre, schwöre ich zugleich, ihre Vorzüge gegen Klein und Groß, wenn nicht mit Schießpulver, doch mit Tintenpulver, und wenn nicht mit der Degenspitze, doch mit der Federspitze zu vertheidigen.

Wenn man nach der Vorschrift eines weisen Mannes Jemand am sichersten nach den Leuten beurtheilen kann, mit welchen er am meisten umzugehen pflegt, wer hat größere Ansprüche auf unsere Ehrfurcht, als Sie, Madam? Immer sind es die vornehmsten Gesellschaften, in welchen man Sie findet, und keine Dame von der edelsten Geburt besitzt ein so verjährtes Recht, bey Hofe zu erscheinen, als Sie. Freylich sinnt man auch hier unaufhörlich auf Mittel, Ihnen den Zutritt zu verwehren. Aber Sie verstehen sich darauf, Ihre Rechte zu behaupten. Vergebens haben die Hofpoeten, und die Hofphilosophen, oder die Hofweisen, und selbst die Hofnarren ihnen den Krieg erklärt, und statt den Feinden das Feld zu räumen, schlugen Sie die Feinde selbst aus dem Felde.

Sollte noch Jemand an dem Adel Ihrer Gesinnungen zweifeln, so frage ich ihn, ob er Sie jemahls hinter dem Pflug hergehen, oder Ihren Rang so sehr vergessen sah, daß Sie einen Künstler, oder gar einen gemeinen Handwerker in seiner Werkstätte besucht hätten, und ob Sie nicht von gleicher Abstammung mit dem Podagra wären, das ebenfalls die Gemeinschaft schlechter und armer Leute zu verschmähen, und sich nur zu den Großen und Reichen zu gesellen pflege?

Aber Sie sind nicht nur eine vornehme, Sie scheinen auch eine andächtige Dame zu seyn, ob ich gleich es mit Ihren häufigen Kirchenbesuchen nicht reimen kann, daß Sie sich beynahe noch öfter im Schauspielhause finden lassen.

Wie höchst verderblich für die Menschheit das Geschäft der Seele ist, das man Denken nennt, haben in unsern Tagen die größten Denker selbst mit unumstößlichen Gründen dargethan. Bey wem hat aber diese heilbringende Lehre bessere Früchte getragen, oder vielmehr, bey wem war sie überflüßiger, als bey Ihnen, Madam? Nie-

mand haßte von jeher das Denken mehr, als Sie, und — die Dummheit, und billig sollte daher die Welt Ihnen mit dieser Göttinn des Tags gleiche Ehre erzeigen, und Ihrer Gedankenlosigkeit einen Altar errichten.

Daß gewiße neue Poeten und Philosophen, als geschworene Feinde des Denkens und wahre Apostel der Dummheit, zugleich die thätigsten Mehrer Ihres Reichs sind, wird ihnen die ganze Welt bezeugen, und Sie, Madam! haben um so mehr Ursache ihren treuen Priestern für ihre wichtigen Dienste zu danken, jemehr diese dafür von andern Leuten, die sich für klug halten, verspottet und verachtet werden.

Ehemahls kannte unser deutsches Vaterland eine nicht kleine Anzahl von Wunderthätern, die nur den Zauberstab, den sie ihre Feder nannten, zu bewegen brauchten, um Sie, Madam! aus dem Kreise aller Leute von Geschmack zu verbannen. Aber Ihre zahlreichen Freunde fanden bald Mittel, Sie im Triumph, und indem sie Ihnen den Spruch zujauchzten: Sie sind gestor-

ben, die Dir, Göttliche! nach dem Leben trachteten, wieder in die Lesewelt einzuführen. Sonderbar ist es übrigens, Madam! daß Ihre wärmsten Freunde, die Tag und Nacht für Ihre Ehre arbeiten, sich öffentlich Ihrer schämen, und in die größte Wuth gerathen, wenn man ihren aller Welt vor Augen liegenden Verdiensten um Sie Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Manchen Büchern fehlt Nichts, um alles mögliche Unheil zu stiften, als daß sie — gelesen werden, und wer verhindert das gefährliche Lesen derselben, als Sie, Madam? Kaum blättert dieser oder jener Müßiggänger in diesem oder jenem Werke, so hören Sie nicht auf, ihn zu peinigen, bis er das Buch in einen Winkel wirft, und durch Sie werden also dem Staat eine Menge Bücheruntersucher und Bücheraufseher erspart. Im Ernst, das Verzeichniß der verbothenen Bücher würde mit jeder Messe abnehmen, wenn die Obrigkeiten Ihnen nur halb so viel Zutrauen schenkten, als Sie verdienen.

Sollte man glauben, Madam! daß Sie troß

der vielen Wohlthaten, die Sie der Welt zu erzeigen, sich unaufhörlich bemühen, noch immer von dem großen Haufen verkannt werden? Sie werden nicht müde, sich um uns verdient zu machen, und wir werden nicht müde, Ihnen mit Undank zu lohnen. Man nennt Sie eine beschwerliche Gesellschafterinn, und bedenkt nicht, daß ohne das kleine Mißvergnügen, das Sie uns verursachen, wir manches große Vergnügen gar nicht kennen würden. Darf ein Eßlustiger den Hunger, ein Trinker den Durst, und ein Jäger das Wildbret verwünschen? Und mit welchem Rechte, Madam! kann also die nähmliche Dame, die Ihre Gegengifte, die Bälle, die Spazierfahrten und die Theegesellschaften über Alles liebt, sich über Sie beklagen? Man setzt sich zu Pferd, und wirft sich in den Wagen, bloß um Ihnen zu entfliehen. Gehört aber das Reiten und das Fahren unter die unlustigen Dinge, und kann man eine Krankheit hassen, deren Heilung die angenehmsten Empfindungen erregt? Man frage doch Ihre unversöhnlichsten Feinde

und Feindinnen auf ihr Gewissen, ob sie mit Verdruß oder mit Vergnügen ihre Abende am Spieltische zubringen? Warum schreyt man also Ach und Wehe über Sie? Will man denn, daß die schönen Künste so wohl als die zierlichen und artigen untergehen? Soll man weder auf dem Flügel, noch in der Karte spielen? Wehe uns, wenn Sie uns, wie weiland Asträa verließen! Die beste Welt würde auf der Stelle zur schlimmsten werden. Die Kartenfabrikanten würden mit den Romanenfabrikanten, und die Tonkünstler mit den Gauklern und Poeten sich unter dem grabenden und bettelnden Pöbel verlieren. Der schönen Natur würden ihre eifrigsten Anbeter den Dienst aufsagen. Man würde weder Fluren noch Wälder durchstreifen, und der Prater und der Augarten zu Wien, und selbst die Ziegelhüttengärten zu Paris würden zu wahren Einöden herabsinken.

Wenn einige Murrköpfe, Madam! es Ihnen zum Verbrechen machen, daß Sie einige Müßiggänger aufmuntern, dem Vergnügen nachzulau-

sen, nachzureiten, nachzufahren, nachzuschwimmen und nachzufliegen, so können Sie die ungerechten Tadler getrost fragen, ob nicht noch eine weit größere Menge von Ihnen zur Arbeit ermuntert werde. Wer gibt mancher Dame die Nadel in die Hand, als Sie? Und würden nicht von dem männlichen Geschlecht Tausende, die jetzt zum Besten der Menschheit philosophiren und Acten lesen, lehren und predigen, Kranke gesund machen, und Feinde tödten, Bücher und Bildsäulen hervorbringen, pflanzen und begießen, säen und ernten, würden diese nicht die Hände in den Schooß legen, wenn die Furcht vor Ihnen, die mächtiger wirkt, als Ruhm, Hunger und Menschenliebe, nicht ihre Thätigkeit anspornte?

Es scheint unglaublich, aber es ist Nichts desto weniger wahr, daß Sie, Madam! keinen geringern Antheil an den Liebeshändeln haben, als der geflügelte Knabe, der doch sonst auf der Welt Nichts zu thun hat, als Herzen in Brand zu stecken. Ohne Köcher und Pfeile theilen Sie

seine Macht mit ihm, und zwingen einen Seladon um den andern, seiner Schöne das Bekenntniß: Ich liebe Dich! ins Angesicht — zu gähnen. Aber weniger flatterhaft, als der leichtsinnige Gott, fliegen Sie nicht wie er davon, sobald Hymen ein durch Sie entzündetes Paar vereinigt hat, sondern bleiben gewöhnlich die treue Gefährtinn desselben sein ganzes Leben hindurch.

Sie sind eine sehr friedliebende Dame, und es ist nur zu beklagen, daß die Welt durch diese Ihre Eigenschaft mehr Schaden als Vortheil hat. Weil Sie den Großen verhaßt sind, so ist es ihnen zugleich auch der Friede, und nicht selten bluten Millionen, bloß weil man im Krieg Ihre Gesellschaft nicht zu fürchten hat. Dieser Beweis Ihrer Gewalt berechtigt Sie zwar allerdings zu dem höchsten Stolz. Aber menschenfreundlicher wäre es doch, wenn Sie es künftig der edlen Ruhmbegierde, oder gewißen andern Leidenschaften zu überlassen geruhen wollten, den Janustempel offen zu halten.

Die meisten Reisen durch Deutschland, oder

durch Frankreich, durch England, oder durch Italien, durch Europa, oder um die Welt, werden zwar Ihnen zum Trotz unternommen, aber beschrieben werden sie bloß Ihnen zu Gefallen.

Wem dankt die Welt die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, als Ihnen, und es ist noch Nichts weniger als ausgemacht, ob Sie nicht sogar das Pulver und die Luftschiffahrt erfunden haben, ob es gleich zu wünschen wäre, daß Sie das erste gar nicht, und die letzte besser erfunden hätten.

In Wahrheit, Madam! meine Ehrfurcht für Sie wächst mit jeder Zeile, die meiner Feder von Ihren Verdiensten entlockt wird, und ich eile zu verstummen, bloß weil ich mich mit einer einzigen Zunge zu schwach fühle, den Stoff zu erschöpfen, dessen ich mich allzuverwegen bemächtigte. Doch ich kann nicht schweigen, ohne wenigstens Ihre glänzendsten Eigenschaften in einer gedrängten Uebersicht zu wiederhohlen.

Durch Sie blühen Künste und Wissenschaften

noch mehr, als durch die eitle Geldbegierde, und die noch eitlere Ruhmbegierde. Sie sind die zehnte Muse, die zweyte Liebesgöttinn, die zweyte Minerva, und eine wahre Heldenmutter. Sie nöthigen die Schriftsteller zum Schreiben, und die halbe Welt zum Lesen. Ihnen danken unsere politischen und eleganten Zeitungen, unsere Morgen- und Abendblätter ihre meisten Abnehmer, und nur wenige, wie Elysium und Tartarus, und Teutone, ihren Untergang. Ohne Sie hätten Thalia und Melpomene schwerlich einen Tempel, oder wenigstens einen leerstehenden, und wer weiß, ob ohne Sie selbst die längst gepriesenen Nahmen Kotzebue und Iffland, und die künftig zu preisenden Theodor Hell, Carl Stein und Frau Weissenthurn jemahls der Welt bekannt geworden wären.

Dieses kleine Opfer, Madam! das ich auf Ihren Altar lege, ist die Folge eines Besuchs, mit dem Sie mich zu überraschen beliebten, und also weniger mein Werk, als das Ihrige,

ob Sie gleich durch dasselbe zum Rückzug genöthigt wurden. Indessen glaube ich doch, mir einige Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit erworben zu haben, und hoffe daher, Sie werden Jedem, der dieses Ihr Ehrendenkmahl liest, wenn er nur kein Bücherrichter ist, den Rücken zu kehren die Gnade haben.

1809.

Dritte Abtheilung.

I.

An den Tod.

Mit Nichts habe ich in meinem Leben, selbst in meinem ausgelassensten, flüchtigsten Alter, beym schönen Geschlecht und beym Spiel, mich mehr abgegeben, als mit dem Nachdenken über den Tod.

Montaigne.

Es ist Ihnen, unüberwindlicher Feind des Lebens, und großmüthiger Wohlthäter der Lebendigen! ohne Zweifel eben so bekannt, als gleichgültig, daß unter den Athem hohlenden Geschöpfen, welche die Natur ohne Ausnahme Ihrem gefürchteten Krummstabe unterworfen hat, die Menschen sich durch die feindseligsten Gesinnun-

gen gegen Ihre erhabene Person vor allen andern auszeichnen.

Um zum Beweise meiner Behauptung den Anfang gleich mit Ihrer Gestalt zu machen, so darf jeder erbärmliche Sudler unter uns, der nur irgend einmahl einen Pinsel in die Hand genommen hat, ungestraft es wagen, ein Zerrbild von Ihnen zu entwerfen, und durch diese von einer ächt=brittisch=hogartischen Frechheit zeugenden Zerrbilder, deren man eine große Menge zählt, oder die sich vielmehr gar nicht zählen lassen, werden Dieselben, als das Urbild, je nachdem die Betrachtenden gestimmt sind, zu einem Gegenstand des Entsetzens, oder des Spottes. Alle Welt kauft sie, und die Schmäher, die sich zu ihren Verunglimpfungen des Grabstichels bedienen, werden es, wie ich fürchte, am Ende noch dahin bringen, daß man sich über den Tod selbst zu Tode lacht.

Ich begehre zwar nicht zu läugnen, daß Dieselben für einen Adonis, oder Antinous, oder Alcibiades kein ganz schickliches Musterbild wä=

ren. Aber ich frage die ganze zierliche Welt auf ihr Gewissen, was unsere feinsten jungen Herrn, die sich der Weisheit des weisen Epikur mit ein wenig zu viel Ernst widmen, vor Ihnen voraus haben, als — ein wenig Haut? Und doch bedenkt sich nicht leicht eine Schöne, einem solchen Menächmen, oder Zwillingsbruder von Ihnen die Arme zu öffnen, und schmachtet er je vergebens zu den Füßen einer Unbarmherzigen, so hat er sein Unglück zuverläßig eher jeder andern Ursachen als der Aehnlichkeit mit Ihnen zu verdanken! Im Gegentheil, wollten Dieselben Ihres Orts sich nur ein Mahl entschließen, Dero kahles Haupt mit einer Haarhaube zu bedecken, Dero klapperndes Gerippe in Seide zu verhüllen, Dero unbeholfene Sense mit einem zierlichen Degen zu vertauschen, und vor allen Dingen sich Kutschen und Pferde anzuschaffen, Dieselben könnten ohne Furcht, sich lächerlich zu machen, und mit der gewißen Hoffnung, Dero Anklopfen werde den besten Häusern, worin sich mannbare Töchter befinden, eben so willkommen seyn, als

es ihnen jetzt zuwider ist, noch heute Dero Füße, trotz ihrer Wadenlosigkeit, in Freyersfüße verwandeln.

Möchte man aber immer Dero Bildniß als eine Vogelscheuche gebrauchen, wenn man nur Ihren wesentlichen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließe. Aber leider hört man in allen Gesellschaften und Versammlungen, auf Börsen und Kaffehhäusern, und sogar in Kirchen und Schulen aufs ehrenrührigste von Ihnen sprechen, und Dieselben befinden sich vollkommen in dem Falle des wohlseligen, Ihnen auch an Gestalt nicht unähnlichen, und gleich Ihnen durch viele Zerrbilder verunglimpften und verewigten brittischen Staatsministers, Pitt, dessen Widerspruchspartie bekanntlich die ganze Welt war.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, daß die Schmähungen Ihrer Feinde, besonders da sie behaupten, Dieselben wären bey Ihren übrigen tadelnswürdigen Eigenschaften zugleich ein so wunderlicher, eigensinniger und griesgrämiger Unhold, daß sich gar kein vernünftiges Wort mit

Ihnen reden lasse, mich beynahe verleitet hätten, die gegenwärtigen Herzenserleichterungen, welche ich Ihnen mit einer Ehrfurcht, die mir die Haut schauern, und die Haare zu Berg stehen macht, zu Füßen lege, zu unterdrücken. Allein ich besann mich noch zu rechter Zeit, daß wenn auch nicht mit Denselben, doch von Denselben sich die erbaulichsten und nützlichsten Gespräche führen lassen, und griff wieder nach der bereits weggeworfenen Feder.

Ich wollte freylich lieber, Dieselben wären des Lobs, welches ich Ihnen zu ertheilen nicht werde umhin können, völlig unwürdig, weil es schlechterdings gegen den guten Ton ist, von Verdiensten, die Jemand wirklich besitzt, mit einigem Beyfall zu sprechen. Allein da Ihr Lob bey mir nur Nebensache, und die Berichtigung einiger Irrthümer die Hauptsache ist: so schmeichle ich mir, das nachsichtige Publikum werde einen Fehler, der sich freylich kaum entschuldigen läßt, nicht mit zu großer Strenge ahnden, und um mich völlig zu entsündigen, verspreche ich ihm, eine

Lobrede auf die neuesten deutschen Klingelreimer, und mit diesen unsterblichen Knaben in die Wette Schmähschriften auf Klopstock und Wieland zu schreiben.

Wenn es Nichts weniger als gleichgültig ist, unter welchem Himmelstriche Jemand das Licht der Welt erblickt: so hat Niemand von dieser Seite mehr Ursache, als Sie, auf Alles, was sterblich ist, hoch herabzusehen. Dieselben sind nähmlich ein wahrer Paradiesvogel, und da kein Mensch anzugeben weiß, welcher Zone das Paradies eigentlich angehört: so berechtigt dieser Umstand nicht nur sieben Städte, sondern alle Städte, Dörfer und Flecken der Welt, sich um die Ehre zu streiten, Dieselben hervorgebracht zu haben.

Doch beynahe hätte ich mich eines Unrechts gegen Dieselben schuldig gemacht, bloß weil ich Ihnen zu viel Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Unsere liebe Erde zählt nähmlich eine Menge Länder, die es, da bey ihnen Nichts weniger als Citronen und verbotene Aepfel blü=

hen, für eine wahre Satyre halten müßten, wenn irgend ein Suchender das verlorene Paradies bey ihnen wieder finden wollte, und es ist also entschieden, daß Dieselben von Geburt weder ein Grönländer, noch ein Lappländer, noch ein Schwede, noch ein Däne, noch ein Russe, ja nicht einmahl, so schmerzlich auch dieses Geständniß meinem Vaterlandsstolz fällt, ein Deutscher, und eben so wenig ein Franzose, oder ein Engländer, mit einem Wort, wenn nicht etwa ein Italiäner, schwerlich ein Europäer sind. Wie sollte auch der Gegenfüßler des Lebens in Ländern sein Daseyn erhalten haben, in welchen die Menschen zum Theil bis auf die jetzige Stunde so unglücklich sind, ein Alter von zweyhundert Jahren zu erreichen, und ich gebe daher, wenn es auf Vermuthungen über Dero Heimath ankommt, dem seuchenvollen Batavien noch vor dem mordsüchtigen und paradiesischen Italien den Vorzug.

Erwiesen wäre es also, daß Dieselben auf alle Fälle Ihres Vaterlands sich nicht zu schämen brau=

chen. Allein es kommt offenbar weniger darauf an, wo man, als von wem man geboren ist, und wer ist edel durch seine Geburt, oder wer ist Wohlgeboren, wenn es Ew. Wohlgeboren nicht sind? Zwar zählen Dieselben so wenig Ahnen, als Adam, der Stammvater aller Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herrn; zwar schweigen sogar schon von Dero Herrn Vater die Geschlechtsregister und Kirchenbücher so gut, als von den Vätern einer großen Menge mit den vorzüglichsten Geisteskräften begabter Söhne. Dieser Mangel wird aber reichlich durch Dero Frau Mutter, die Sünde ersetzt, die allein für mehr als für zwey und dreyßig stifts- und turnierfähige Ahnen gelten kann. Mit Recht gebührt ihr der Nahme eines weiblichen Titus, weil sie noch unendlich mehr als dieser vergötterte Kaiser die Lust des menschlichen Geschlechts ist. Wächst nicht die Zahl der Anbeter dieses ächten Freudenmädchens, statt daß sie bey andern mit den Jahren abnimmt, mit jedem Tage, und ist sie nicht für Jeden, der sich ihr ein-

mahl ergibt, ein wahres Blümchen Jelänger-jelieber? Aspasia, Lais und Phryne, und überhaupt die berühmtesten und schönsten Verführerinnen aller Zeiten hatten den Verdruß mit den Rosen ihrer Wangen auch ihre getreuesten Liebhaber verschwinden zu sehen. Aber sie, wenn sie gleich beynahe so alt als die Welt ist, hört nicht auf, Greise und Jünglinge, Väter und Söhne zu bezaubern, und mit ihr kann höchstens die berühmte Ninon Lenclos verglichen werden, die noch in ihrem achtzigsten Jahr sogar ihrem eigenen Sohne zärtliche Regungen einflößte. Was aber das Unglaublichste ist, so sind die Weiber eben so rasend in sie verliebt, als die Männer, und da, wie man behauptet, jeder Sterbliche die Neigung zu ihr mit auf die Welt bringt: so darf man sich nicht wundern, daß die Gewalt ihrer Reize sich sogar an lallenden Säuglingen offenbart. Zwar gibt es, wie Denselben selbst nicht unbekannt ist, einen eigenen sehr ehrwürdigen Stand, welchen der Staat bloß dafür bezahlt, damit jedes Glied desselben es sich

zum Geschäft macht, das Volk vor ihr, als der gefährlichsten aller Sirenen, aufs ernstlichste zu warnen, und ihr jede Woche wenigstens ein Mahl eine öffentliche Schandrede zu halten. Allein diese sonst wackern Männer, nicht zu gedenken, daß man selbst einige von ihnen nicht ohne Grund einer heimlichen Neigung zu ihrer angeblichen Feindinn beschuldigt, machen sich durch die Vollziehung ihres Auftrags sehr wenig Freunde, und Dero Frau Mutter hat die Genugthuung, daß sich das feinere Publikum in die Wette beeifert, die Orte zu meiden, wo man von seiner angebeteten Beherrscherinn so beleidigende Reden zu führen, sich herausnimmt.

Ueberhaupt müßen selbst ihre Feinde, deren sie jedoch unglaublich wenige zählt, zu ihrem Triumph bekennen, daß wenn man sonst ihr nur heimliche Opfer brachte, man ihr jetzt öffentlich huldigt; daß man um so lächerlicher wird, je mehr man ihr abgeneigt scheinen will, und daß die empfindlichen Strafen, die sonst auf eine allzugroße Anhänglichkeit an sie gesetzt waren, täg=

lich nicht nur gelinder, sondern auch seltener werden.

Es ist bekannt, wie streng die poetische Gerechtigkeit zu seyn pflegt, und daß Niemand weniger als die Dichter ihre Lobsprüche an Unwürdige verschwenden. Welche Begeisterung bemächtigt sich aber zum Beyspiel eines der erhabensten Zöglinge der neuesten, ächt-poetischen Schule, wenn er für die Heilige der Verdammten die Harfe ergreift! Die Sünde, sagt er mit der höchsten Salbung, wenn gleich mit dürren Worten, die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit, und unbedingte Vereinigung mit dieser ist ihr Zweck. Die reizende Dame hatte also, wenn gleich Poeten wie Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller, die bald die Here von Orleans, bald den Kobold Oberon, bald den Doctor Faust, und bald den Teufel selbst besingen, entweder gar nicht, oder höchst zweydeutig von ihr sprechen, ich sage, sie hatte ihren Petrarch so gut, als die berühmte Laura, und ich weiß nicht wie Dieselben es mit Ihrer kindlichen

Pflicht vereinigen wollen, daß Sie dem erhabenen Sänger ein ewiges Verstummen auflegten, ehe er dazu kommen konnte, die zärtlichen Gefühle für die Heldinn seines Lieds, und die eigentliche Dame seiner Gedanken, in einem der mystisch-poetischen Schule zu widmenden Sonetten-Kranz erklingen und verklingen zu lassen. Dieselben können doch unmöglich Dero eigene Frau Mutter wegen einer Ehre beneiden, die sie so sehr verdient, und es bleibt also der Welt Nichts übrig, als auch hier wieder sich über einen Ihrer unbegreiflichen Rathschlüsse mit stiller Ergebung zu verwundern.

Wenn aber auch Dieselben auf einen Sänger, welcher das Lob Ihrer Frau Mutter in eigenen Hymnen zu preisen unternimmt, Nichts weniger als zu zürnen geruhen, so fürchte doch ich Dero hohen und gerechten Unwillen auf mich zu laden, wenn ich in einer Schrift, wie die meinige, die ausschließend Ihrem Lobe gewidmet ist, mich zu lange bey dem nur allzureizenden mütterlichen Bilde verweile, und den würdigen Sohn gleich-

sam als einen Junker behandle, dessen Verdienste bloß in dem bestehen, was seine Ahnen gethan haben, und ich werde also von nun an mich einzig theils mit Dero Vertheidigung gegen unbillige und grundlose Vorwürfe, theils mit Anpreisung Ihrer glänzenden Vorzüge beschäftigen, und den Weihrauch um so weniger sparen, je allgemeiner und löblicher die Sitte ist, diejenigen ins Angesicht zu loben, deren Angesicht gleich dem Ihrigen nicht roth zu werden vermag.

Ich wüßte nicht, wie ich es angreifen wollte, um die Thatsache zu läugnen, daß Dieselben der wahre englische Killman, oder Menschenmörder sind. Aber wenn ich so ehrlich bin, diese Beschuldigung Ihren Gegnern, und also auch den meinigen unbedingt zuzugeben, so werden dafür jene Splitterrichter mir die Frage erlauben, wer dem Menschen mehr nach dem Leben trachtet, der Mensch selbst, oder das Wesen, welches mit dem ernsten Amt, die Sterblichen sterben zu heißen, bekleidet ist, und ich

möchte den Unverschämten sehen, der diese Frage zu Ihrem Nachtheile zu beantworten sich getraute. Haben Dieselben etwa das Pulver erfunden, oder die Kochkunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht? Oder haben Sie gar die Arzneywissenschaft studirt? Sind Dieselben ein Brauntweinschenke, oder ein Weinküper? Oder treiben Sie — pfuy des Gedankens! — das Handwerk einer Kupplerinn? Haben Sie, frage ich ferner, haben Sie jemahls den lieb= und erbarmungslosen Aftergemahl der Liebesgöttinn, den blutdürstigen Mars, mit guten oder bösen Worten zu Ihrem Vortheile zu bereden gesucht, und werden die Kriegsankündigungen unter Ihrem Nahmen ausgefertigt? Sind Dieselben etwa gar einer der jacobinischen Kopfabschneider, oder der Septembermörder, die von der heillosen französischen Staatsumwälzung ausgebrütet wurden? Im Gegentheil, wer muß nicht Dieselben bedauern, wenn Sie in Augenblicken, in welchen Sie von Dero ordentlichen, ohnehin häufigen Berufsgeschäften

sich ein wenig zu erhohlen wünschen, dem Rufe der Trommel zu folgen genöthigt werden, um das Bett der Ehre mit Schlafenden zu füllen? Was ist ferner ärgerlicher, als die Zudringlichkeit, welche Dieselben von dem nächsten besten Narren, oder Taugenichts, welchem Nichts mehr als ein Schuß Pulver, oder ein Strick zu Gebothe steht, sich gefallen lassen müßen? Haben Sie dem jungen Werther und manchem ähnlichen Helden die Mordpistole in die Hand gegeben, und sind überhaupt die traurig-lächerlichen Komödien, welche von der deutschen Phantasterey im neunzehnten Jahrhundert, zum Aergerniß des ganzen vernünftigen Europa, so häufig aufgeführt werden, Ihr Werk? Geschieht es endlich freywillig, oder gezwungen, wenn eine so ehrbare Standesperson, als Dieselben sind, mit dem unehrlichen Henker die Galgenleiter besteigt?

Millionen Menschen fallen also durch Dero Sense ganz gegen Ihren Willen, und Dieselben würden es zuverläßig vollkommen zufrieden seyn,

wenn Sie Dero Amt nie anders als auf ausdrücklichen Befehl der guten Mutter Natur vollziehen dürften, und wenn man also weder von Kriegen, noch von gewaltsamen Staatsumkehrungen, noch von den zahllosen Ausschweifungen und Thorheiten, wodurch die Menschen Dieselben gegen sich zu reizen pflegen, einen Begriff hätte.

Die Mäßigung, mit welcher Dieselben Ihr Amt verwalten, ist aber keineswegs Ihre einzige Tugend. Hatten Dieselben nicht von jeher das Schicksal, sich von den größten Männern aufs äußerste verachtet zu sehen, und ist es Ihnen jemahls eingefallen, sich für diese allerdings empfindliche Verachtung zu rächen? Haben Dieselben nicht vielmehr gegen eben diese großen Männer fast immer die größte Achtung bezeugt, und dagegen mit desto weniger Schonung die Tröpfe behandelt, von welchen Sie mit Furcht und Zittern verehrt wurden? Dieselben sind ein erklärter Bewunderer der Tapferkeit, und sprechen mit einem berühmten

Manne, der übrigens sonst, besonders was die Magerkeit betrifft, ein wahrer Gegenfüßler von Ihnen war, dem würdigen Sir John Falstaff: Der Henker hohle alle feigen Memmen!

Einen Beweis von Dero Großmuth gegen Ihre bittersten Feinde haben wir auch erst in neuern Zeiten an einem gewißen Doctor Jenner in London, gesehen, von welchem unmächtigen Erdenkloß und ungerathenen Sohn des Aesculaps Ihnen kürzlich ein Schaden zugefügt wurde, den kaum eine Pest wieder auszugleichen vermag.

Dieselben geruheten nähmlich als einer der größten Kinderfreunde von jeher ganze Pflanzstätten von Unmündigen und Säuglingen anzulegen, und die armen Mütter konnten ihre lieben Kleinen nicht genug gegen Dero Entführungskünste verwahren. Wenn aber von nun an statt einer Menge holder Knäbchen und Mädchen Nichts als kahlköpfige Greise und zahnlose Mütterchen in Dero Hände fallen, wem haben Sie es sonst zu danken, als jenem er-

findetischen, oder mit einem andern Wort unruhigen Kopf und Erbfeind Ihres Reichs? Und wer könnte es Ihnen verdenken, wenn Sie ihn, andern Seinesgleichen zum abscheulichen Exempel, den ganzen Umfang Ihrer Rache empfinden ließen? Aber wer kann auftreten und sagen, daß Sie ihm auch nur ein Haar gekrümmt hätten? Versendet er nicht vielmehr, unbekümmert um Ihre Rechte, bis auf die jetzige Stunde seine Kuhpocken in alle fünf Welttheile, und lebt bloß auf Dero Kosten herrlich und in Freuden?

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es auf alle Fälle vortheilhafter ist, mit Ihnen auf einem guten, als auf einem schlechten Fuße zu leben, und ich bekenne daher, daß ich diejenigen Aerzte wenn nicht für die besten, doch für die klügsten halte, die sich am sorgfältigsten hüten, es auf irgend eine Weise mit Ihnen zu verderben.

Die Verdienste, die ich bisher von Ihnen rühmte, sind so viele und so bedeutende, daß man glauben sollte, die ganze Welt verehre in Ihnen ihren größten Wohlthäter. Aber wenn

man nach Ihren Freunden fragt, wo muß man sie suchen, als unter den so eben genannten Aerzten, und — unter den Todtengräbern? Und was fesselt die Genossen dieser beyden Stände an Dieselben, als der leidige Eigennutz? Sie sind der Gegenstand des allgemeinen Abscheus, und wenn ein Socrates den Giftbecher lächelnd auf Dero Gesundheit ausleert, so zählt man dafür Tausende, deren letztes Wort eine Verwünschung gegen Dieselben ist. Nur die Neger sagen: Der Tod ist besser, als alles Andere! weil bey diesen armen Hautschwarzen, Dank seys den Herzschwarzen! das Leben schlimmer ist, als alles Andere. Bey uns aber sieht man täglich, daß bloß um Dero Rechte an ihre Person zu kränken, neunzigjährige Greise Teufelsdreck verschlucken, Andere sich ganze Glieder absägen lassen, und wieder Andere Tage und Wochen lang sogar der Gemeinschaft mit Dero Frau Mutter, der Sünde, wenn nicht ganz, doch wenigstens in solchen Dingen entsagen, durch welche sie Ihnen sich zu nähern besorgen.

Noch empfindlicher müßte es, wenn Dieselben nicht der unempfindlichste Stoicker wären, Ihnen fallen, daß lachende Erben, daß Männer, die beym Verlust ihrer Frauen, und Frauen, die beym Verlust ihrer Männer sich heimlich vor Freude gar nicht zu lassen wissen, daß diese Undankbaren, wie man täglich in allen Zeitungen und andern Flugschriften lesen kann, Sie nicht nur in Prosa und Versen den unerbittlichsten Tyrannen schimpfen, sondern auch, bloß um Dieselben vor den Leuten recht schwarz zu machen, sich in Trauermäntel einhüllen, und schluchzen und heulen, daß es einen Stein erbarmen möchte. Doch was rede ich von Schluchzen und Heulen! Hat nicht der bekannte thracische Spielmann Orpheus nach dem Absterben seiner Ehefrau, die wenn ich mich recht erinnere, Eurydice hieß, die Verstellungskunst so weit getrieben, daß er geradezu in die Hölle gelaufen ist, und daselbst so viel Lärm und Musik gemacht hat, daß Pluto ihm endlich erlaubte, die Abgeschiedene, gegen alle Polizey der untern Welt,

in die obere zurückzuführen, obgleich der herzenskundige Höllenbeherrscher voraussah, daß der eben so schlaue als untröstliche Wittwer den belehrenden Wink, wie er seiner ihm aufs Neue geschenkten Hälfte sich auf eine anständige Weise wieder entledigen könne, nicht unbenutzt lassen würde.

Bedürfen Dieselben noch weiterer Zeugniße, daß Sie der Mehrheit der Menschen ein wahrer Dorn im Auge sind, und daß auch andere und gescheutere Leute als Philosophen, wenn sie nur wüßten, wie sie die Sache angreifen sollten, sich kein Gewissen daraus machen würden, einen Todtschlag an dem Tode selbst, und also einen Todesmord zu begehen? Allein es soll mir nicht schwer werden, zu beweisen, daß Dieselben von eben den Leuten, die gegen Sie nicht besser gesinnt sind, als weiland der tückische Mörder Brutus gegen den leutseligen Cäsar, nach Dero Hinscheiden nicht weniger schmerzlich vermißt werden würden, als in dem Gedicht des unsterblichen Wieland der verklagte und verbannte Amor von den Göttern.

Ich will mich nicht bey mühsamen Berechnungen des Raums, den nach Dero Fall die sich immer vermehrende und nie vermindernde Menschenmasse erfordern würde, aufhalten. Ich schweige von den verdrießlichen Gesichtern hoffnungsloser Thronfolger und gemeiner Erben. Ich will es endlich gar nicht in Anschlag bringen, daß die Geisterseher, unter welchen man doch, mancher ehrwürdigen Matrone nicht zu gedenken, selbst Professoren und Doctoren zählt, gar Nichts mehr sehen würden, wenn sie keine Geister mehr, die ohne Dero Veranstaltung schlechterdings ein Unding sind, zu sehen bekämen. Ganz andere, und ungleich wichtigere Folgen machen mich zittern.

Man denke sich ein Mahl ein Schlachtfeld von lauter Verwundeten, ohne einen einzigen Todten. Himmel, wo soll nur die Zupfleinwand zu dem Verband herkommen, der schönen Hände, die sie zupfen müßten, nicht zu gedenken? Ist man nicht schon jetzt genöthigt, um Zeit und Kosten zu ersparen, den halb Todten das Vorrecht der ganz Todten angedeihen zu lassen, und

sie gleich diesen zu begraben? Wie wäre es, um die Sache von allen Seiten zu betrachten, wenn man Dieselben aus dem Wege räumte, wie wäre es möglich, die Scharen von Krüppeln unterzubringen, ohne die halbe Welt zu einem Invalidenhause zu machen? Wo bliebe ferner, ohne einen Verbündeten von Ihrer Bedeutung, der Ruhm der Krieger? Wahrlich, es lohnte sich auch noch der Mühe, ein Held zu seyn, wenn man seinen Feinden bloß Arme und Beine entzweyschlagen, oder den Kopf zerschmettern könnte! Und hat man nicht genug an den armen Tröpfen, welchen die Natur das Gehirn versagt hat? Sollten auch noch diejenigen am Leben bleiben, denen eine Kartätschenkugel den Schädel ausleert, wahrlich kein ehrlicher Mann würde sich mehr vor dem Heer gewißer Philosophen und Poeten zu retten wissen! Dieser Punct verdient besonders beherzigt zu werden, und ich hoffe, daß man schon um seinetwillen geneigt seyn wird, Dero alte und verjährte Rechte unangetastet zu lassen.

Von einer großen Anzahl unnützer Menschen wissen ihre wohlhabenden Mitbürger sich nicht anders zu befreyen, als daß sie es den Lästigen so schwer als möglich machen, ihre immer wiederkehrende Begierde nach Speise und Trank zu befriedigen. Dieselben fragen mit Recht, ob man Lust hat, diese Elenden, wenn Sie nicht mehr das Amt des Vermittlers übernehmen, künftig zu füttern, oder ob man sich einbildet, sie werden sich geduldig dazu verstehen, eine ganze Ewigkeit hindurch zu hungern und Wasser zu trinken?

Wenn Ihr, pflege ich endlich Dero heftigsten Gegnern, wenn Sie gar nicht aufhören wollen, über Ihre verheerende Sense zu murren, zuzurufen, wenn Ihr schlechterdings darauf besteht, daß der Tod gleich einem abgelebten Seelsorger, oder Gerichtshalter in den Ruhestand versetzt werde, so macht Euch nur gleich darauf gefaßt, täglich von Banditen, die keinen Galgen mehr zu fürchten brauchen, angefallen, und zwanzig Mahl halbtodt, welches zwar nicht soviel, als

zehn Mahl ganz todt, aber hundert Mahl schlimmer ist, geprügelt zu werden. Oder glaubt Ihr etwa, gewiße tapfere Leute, die bisher sich nur zur Noth ein wenig vor dem Henker fürchteten, werden desto mehr vor Eurem einfältigen Zuchthause zittern, in welchem die Bewohner besser gehalten werden, als manche Dienstbothen in den vornehmsten Häusern?

Wer diese und hundert andere Gründe, die ich der Liebe zur Kürze aufopfere, auch nur einer flüchtigen Betrachtung würdigt, wird gewiß den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es auch in Ansehung Ihrer beym Alten gelassen werden möge, und ich selbst bleibe bey meinem Lieblingsspruch: In einer Welt, worinn es keinen Tod gibt, kann kein ehrlicher Mann leben.

Könnten wir aber auch uns wirklich für diese Welt ohne ihre so wichtigen Dienste behelfen, wie sollten wir den Führer in jene entbehren? Es wird doch hoffentlich nicht jeder Narr wie Elias lebendig zum Himmel, oder wie der unseligste aller Doctoren mit dem Teufel lebendig zur

Hölle fahren wollen? Oder ist man gar ruchlos genug, wenn nicht beyde, doch die letzte zu läugnen, und mit einem gewißen Poeten zu singen:

„Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!"

Dieselben sind also, was so viele Sterbliche auf ihrem Platze zu seyn sich einbilden, in der That, nähmlich — unentbehrlich. Aber wie viel sind Sie noch außerdem!

Es ist doch wahrlich nichts Geringes, der größte Gutsbesitzer der ganzen Christenheit zu seyn, und wer darf es wagen, Ihnen diese Ehre streitig zu machen? Gibt es ein Dörfchen, es sey so armselig, als es wolle, auf dessen Markung nicht wenigstens Ein Acker Ihnen erb- und eigenthümlich zugehört? Und dürfte eben daher der vornehmste Landjunker sich weigern, Brüderschaft mit Ihnen zu trinken, oder in Dero Gesellschaft ein Schwein, oder einen Hasen zu hetzen, wenn anders Sie ihn dieser Ehre würdigen wollten?

Mit den Helden, wenigstens mit den halben,

würde gar nicht auszukommen seyn, wenn Dieselben nicht ihren Stolz zu beugen verständen. Was ist das Letzte, was von den Unüberwindlichen, die in den Jahrbüchern der Geschichte und in den Liedern der Homere aller Länder und aller Zeiten glänzen, der Nachwelt hinterbracht wird? Er starb! schreiben die Geschichtschreiber und singen die Dichter von dem großen Alexander so gut, als von den Königen, die seinen Triumphwagen zogen, und auch die schamlosesten Lobredner wagen es von keinem ihrer Helden zu läugnen, daß sein Schwert gegen Dero Sense den Kürzern gezogen habe. Dieselben lassen bloß die Nahmen leben, aber die Besitzer muß Ihre stolze Nebenbuhlerinn, die Unsterblichkeit, Ihnen Preis geben.

Von Titeln sind Dieselben, wie alle wahren Philosophen, kein besonderer Freund, und begnügen sich, wenn man Ihnen den schönsten, den es gibt, und auf welchen Niemand so gerechte Ansprüche hat, als Sie, den Titel eines Friedensfürsten, nicht verweigert.

Der Vorwurf, daß Dieselben nicht nur den Leib, sondern auch die Seele zu tödten geruheten, muß Ihnen um so kränkender seyn, da er sehr viel zu dem Abscheu des großen Haufens vor Ihnen beyträgt! Ich meines Orts bin der Meinung der weisesten Männer, welche uns von jeher das Gegentheil versichert haben, und die Großmuth, mit welcher Dieselben die Seele aus der Bastille, die man ihren Körper nennt, zu befreyen geruhen, setzt in meinen Augen Dero Verdiensten um die Menschheit die Krone auf.

Ich sehe Dieselben bey meiner Lob- und Schutzrede mit so vieler Anmuth und Zufriedenheit grinsen, als wenn der giftige Sirocco Dero Stirn umsäuselte, oder Ihre Base, die Pest, Ihnen ein Mäulchen gäbe, und darf man sich über Ihre Selbstzufriedenheit wundern, da Alles, was ich sagte, zum Beweise dient, daß kein Thron in der Welt so fest steht, keiner so sehr allen Stürmen und Erschütterungen Trotz biethen kann, als der, welchen Dieselben sich aus den Knochen Ihrer Schlachtopfer emporgethürmt

haben. So lange es Leben gibt, werden Dieselben Dero glorreiches Regiment fortsetzen. Ich sage mit Vorbedacht, so lange es Leben gibt, weil Dieselben selbst am besten wissen, daß es so wenig einen Tod ohne Leben, als ein Erdenleben ohne Tod gibt. Steht einst der letzte Pulsschlag still, so ist es auch um Dieselben geschehen, und es ist ein sehr fruchtbarer Stoff zu Betrachtungen, daß man selbst dem Tod zurufen kann: Memento mori!

Ich habe Denselben von meinen freundschaftlichen und ehrfurchtvollen Gesinnungen so unzweydeutige Proben gegeben, daß ich mehr als jeder Andere berechtigt zu seyn glaube, Ihnen zum Beschluß einige wohlgemeinte Erinnerungen an das Stück Eisen, welches Dieselben, wie die Dichter behaupten, statt des Herzens im Busen tragen, zu legen. Es gibt unzählige Sittenlehren für das Leben und für Lebendige, die nicht befolgt werden. Ich bin der Erste, der es wagt, eine für den Tod zu schreiben, ob ich ihr gleich kaum ein besseres Schicksal, als jenen, prophezeyen darf.

Unter den zahllosen Verirrungen, welche Ihnen von Dero Feinden zur Last gelegt werden, ist leider eine, welche Dero Freunde selbst nicht in Abrede zu ziehen vermögen. Ich weiß nähmlich selbst nicht, rührt es von dem Ihnen gänzlich ermangelnden Augenlichte, oder von irgend einem andern Leibes- oder gar Geistes-Gebrechen her, daß Dieselben mit Dero Sense zuweilen nicht weniger blind darein zu schlagen geruhen, als die Gerechtigkeit, wenn sie ihre böse Stunde hat, mit dem Schwert. Wie viele Nachtheile aus dieser Weise, oder vielmehr Unweise, Dero Amt zu verwalten, entstehen, davon kann man leider täglich sich mit eigenen Augen überzeugen. Was soll man von Ihrer Ordnungsliebe, von Ihrer Achtung gegen die Gesetze der Natur denken, wenn eine alte Frau ihren jungen Mann, der Vater den Sohn, die Mutter die Tochter, oder gar der Großvater den Enkel begräbt? Und doch hören Dieselben nicht auf, der Welt täglich dieses Mißfallen erregende, und sogar Thränen erpressende Schauspiel zu geben! Ueberhaupt ver-

dient es eine besondere Rüge, daß Dieselben nicht selten aus dem Rührenden, welches eigentlich Ihr Fach ist, und worin Sie selbst mit dem Verfasser von Menschenhaß und Reue wetteifern können, in das Gebiethe des Schrecklichen, und hin und wieder auch, zum gerechten Aergerniß aller Leute von Geschmack, sogar in das Gebiethe des Gräßlichen fallen.

Einer der wichtigsten Gegenstände, welchen Dieselben vor Dero Gerichtshof zu ziehen geruhen, sind die Ehescheidungen, und gerade hier sind die Klagen gegen Dieselben am zahlreichsten. Zuerst behauptet man mit vielem Schein, daß Sie auf die gerechten Beschwerden mancher Klagenden viel zu wenig Rücksicht zu nehmen pflegten, und eben dadurch Dieselben nöthigten, mit vielem Zeit- und Geldverlust bey dem ordentlichen Richter Hülfe zu suchen, und ich will Sie daher nur zu bedenken bitten, daß, da die Heirathen um so seltener werden, jemehr Dero Unerbittlichkeit gegen Diejenigen zunimmt, die nicht länger verheirathet zu seyn wünschen, es

für Dero eigene Erhaltung von der größten Wichtigkeit ist, daß sich noch zuweilen ein Männlein und ein Fräulein entschließen, in die Verbindung zusammen zu treten, ohne welche die gesammte Menschheit Nichts als eine Brut von Bastarden seyn, und am Ende, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet, gar aussterben würde.

Um diesen heilsamen Zweck zu erreichen, ist es aber durchaus nöthig, daß Dieselben die heimliche Hoffnung manches neuen Ehepaars, einander spätestens nach einigen Jahren wieder los zu werden, von Zeit zu Zeit in Erfüllung gehen lassen, und es ist auch bey der Sache für Dieselben um so weniger Bedenken, da gewöhnlich Mann und Frau des Lebens in gleichem Grade überdrüßig sind, und Sie also nicht leicht Gefahr laufen, von demjenigen Theil, welchen Sie, um Frieden zu stiften, in jene Welt versetzen, der Parteylichkeit beschuldigt zu werden.

Eine zweyte Beschwerde, die ich mich jedoch,

die Wahrheit zu gestehen, in meinem ganzen Leben höchstens einige Mahl gehört zu haben erinnere, ist diese, daß Dieselben zuweilen eine Ehe von Amts wegen, ohne von einem oder dem andern Theil darum gebeten zu seyn, und sogar zur größten Betrübniß beyder Theile aufzulösen pflegten. Ich bin jedoch sehr geneigt, diese Anklage für eine boshafte Erfindung Ihrer Feinde zu halten, und will also, ehe ich es wage, sie Ihnen öffentlich vorzuwerfen, erst bündigere Beweise erwarten.

Dieselben wissen selbst, wie übel das Glück sich in der Regel gegen die wackersten Leute zu benehmen pflegt, und daß nur zu oft Sie der einzige Freund sind, der manchem Ehrenmanne übrig bleibt. Ist es aber nicht eine kaum zu verzeihende Härte, daß Dieselben diesen Elenden, die Sie in einem Augenblicke von allen ihren Qualen befreyen könnten, in den meisten Fällen Dero Ohr verschließen? Dieselben sind der allgemein angebetete Schutzengel der Leiden=

den. Möchten Sie daher von nun an Keinem, der ein Recht an Ihre Hülfe hat, sie versagen. Ein Arzt, wie Dieselben, braucht ja, um Wunden zu heilen, weder Oehl, noch Wein.

Langsamkeit und Eile sind bey dem Denselben obliegenden wichtigen Geschäft ebenfalls zwey mit gleicher Sorgfalt zu vermeidende Fehler. Man darf zwar neun Jahre an einem Buch schreiben, aber nicht eben so lang an einem Menschen tödten. Und was die Eile betrifft, so brauche ich Denselben nicht zu sagen, daß die Reise, zu welcher die Sterblichen von Ihnen genöthigt werden, kein Spaziergang ist, und also der Reisende Zeit zur Vorbereitung braucht. Er muß sein Haus bestellen, von seinen Freunden und Bekannten Abschied nehmen, und was die Hauptsache ist, er muß sich mit Empfehlungen versehen, um in dem unbekannten Lande, von welchem er nie wieder zurückkehrt, eine gute Aufnahme hoffen zu dürfen. Zwar können Dieselben mit einigem Schein einwenden, daß ein kluger und vorsichtiger Mann sein ganzes Leben

dazu benutze, um, besonders was den letzten Umstand betrifft, Nichts zu versäumen. Allein wo sind denn die klugen und vorsichtigen Menschen? Für die Unklugen und Unvorsichtigen muß bey jeder Einrichtung zuerst gesorgt werden, und es scheint also nicht unbillig zu seyn, daß Dieselben künftig neben dem schwächern Theile der Menschen auch die Vornehmen und die Reichen, die wegen vieler und dringender Geschäfte für diese Welt gar nicht an jene denken können, nicht überfallen, ohne sie lange zuvor täglich zu warnen.

Daß in Dero Augen der Reiche, wie der Arme, der Vornehme, wie der Geringe, gleichviel gilt, gereicht Dero Geradheit und Rechtsgefühl zur größten Ehre. Aber um so mehr muß es befremden, daß Sie diesen Grundsatz auch auf den Rechtschaffenen und den Schurken erstrecken: Wäre ich an Dero Stelle, ich würde jeden Bösewicht bey der ersten Schandthat ohne Gnade zur Hölle hinabschleudern. Ich will nicht hoffen, daß Dieselben dem Unfug gewißer

Leute darum so gleichgültig zusehen, weil sie dem Manne nicht ins Amt greifen wollen, der ausdrücklich dazu bestellt ist, sie Ihrer Gewalt zu überliefern. Wer schon so lange, wie Dieselben, mit der Welt bekannt ist, kann unmöglich vergessen, wie klein ein Schurke seyn muß, um gehangen zu werden. Im Ernst, Niemand als Dieselben, könnte die Rolle eines Rächers aller Ungebühr mit Erfolg, und ohne sich gleich dem guten Ritter von Mancha lächerlich zu machen, auf Erden spielen, und die schlimmste Welt in die beste verwandeln.

Dero Zumuthung, daß die Sterblichen über der Erde von den Sterblichen unter der Erde Nichts als Gutes reden sollen, ist mehr ein Beweis von Dero Empfindsamkeit, als von Dero Verstand und Wahrheitsliebe, und Dieselben werden zuverläßig dieses Vorrecht der Bewohner Ihres Reichs für null und nichtig erklären, wenn Sie bey einem zufälligen Spaziergange auf dem geweihten Boden der nächsten besten Ihrer Ländereyen die abscheulichen Lügen

zu lesen bekommen, mit welchen gewiße Denkmähler den gutmüthigen Wanderer zu hintergehen trachten.

Einem Jeden das Seine! ist das Erste aller Gesetze, und Dieselben sollten also billig dafür sorgen, daß die Scheintodten, welche Ihnen zuweilen aufgedrungen werden, als Opfer, die noch dem Leben angehören, und Ihnen also unmöglich angenehm seyn können, gleich an Dero Gränzen zurückgewiesen werden.

Sehr schmerzlich fällt es mir, dem Freund und Vertheidiger eines mir über Alles theuren Gönners, daß ich um der Wahrheit willen Dieselben öffentlich eines Raubs an der ganzen Welt, dessen Sie sich nicht selten schuldig machen, anzuklagen, mich genöthigt sehe. Wie arm ist die Menschheit an großen Menschen, und was wäre daher billiger, als daß Sie diese wenigen als Auserwählte und Heilige betrachteten, deren Schwelle Sie gar nie, oder erst, wenn sie einen Nestor dreyfach an Jahren übertreffen, betreten dürfen? Aber wen schützen Tugend und

Geistesgaben, wen schützen selbst die Musen vor Ihren Pfeilen? Und haben Sie nicht schon oft die größten Dichter mitten in ihrem Gesange verstummen heißen, und Helden weggerafft, die noch Kraft genug besaßen, einen ganzen Lorberwald zu entblättern? In der That, man kann Denselben kaum wieder gut werden, wenn man sich dieses unverantwortlichen Mißbrauchs der Ihnen vom Schicksal anvertrauten Gewalt erinnert, und billig sollte man Sie Ihrer Gewalt entsetzen, wenn man nur wüßte, wie man die Sache anzugreifen hätte, und wo man einen tüchtigen Stellvertreter für Sie finden könnte. Ich hoffe übrigens, daß Sie wenigstens was diese Sache betrifft, meinen Erinnerungen Dero Ohr nicht gänzlich verschließen, und will Sie aufs nachdrücklichste gewarnt haben, sich nicht einzubilden, daß Sie mit einem gewißen Mann in Weimar, dessen unsterblicher Nahme Wieland ist, und an dessen Leben die ganze Welt den größten Antheil nimmt, bloß darum nach Belieben schalten dürfen, weil er die Jahre er-

reicht hat, in welchen gewöhnliche Menschen wenig Erhebliches mehr gegen Dero Ansprüche an ihr Leben einwenden können. Wehe Ihnen, wenn Sie diesen Mann nicht als ein Kindlein betrachten, das erst heute zu leben begonnen hat, und von der guten Mutter Natur mit der Kraft ausgerüstet wurde, wenigstens achtzig Jahre lang dem Feinde zu trotzen, der sich an Allem was Athem hohlt, und leider am liebsten an dem Edelsten zu vergreifen pflegt.

Dieselben würden mich ganz verkennen, wenn Sie dem Verdacht Raum geben wollten, ich hätte die Feder für Sie aus irgend einer eigennützigen Absicht ergriffen. Geben können Dieselben bey Dero bekannten Armuth und Nacktheit selbst den verdientesten Leuten und ihren besten Freunden weder Guineen, noch Louisd'or, weder Titel, noch Ordensbänder, und was Sie mir zu nehmen im Stande sind, worin besteht es, als in einem Bischen Leben, auf das ich, Dieselben können mir aufs Wort glauben, keinen so hohen Werth lege, als der große Haufe

meiner Mitbrüder, und das ich Ihnen daher jeden Augenblick mit frohem Herzen zu überlassen bereit bin.

Wollen Dieselben mich auf eine Ihrer und meiner gleich würdige Art belohnen, so brauchen Sie nur meine frommen Wünsche und Bitten Dero erleuchteten Prüfung und ernstlichen Beherzigung zu würdigen. Es gilt dem Besten der Welt und der Menschheit, und dieses nicht auch Ihres Orts auf jede Weise befördern wollen, würde Dieselben der Gefahr aussetzen, die wenigen aber auserlesenen Freunde, welcher Sie sich von jeher mit Recht zu rühmen hatten, auch vollends einzubüßen.

In der gewißen Hoffnung, Dieselben werden bedenken, wie traurig es selbst für den Tod seyn müßte, noch weniger Freunde, als ein König, und dagegen so viele Feinde, als es Sterbliche gibt, zu zählen, und daß Sie daher lieber Alle leben lassen, als von Allen verwünscht seyn wollen, schließe ich meine lange

Lob= und Schutzrede, die hoffentlich Ihnen nicht zu lang scheint, mit der Versicherung, daß ich noch diesseits des Grabs, und ehe Sie mich selbst zu dem Ihrigen machen, der Ihrige bin.

II.

Die Spielsucht.

Sie. Ich weiß gar nicht, wie der Herr Gemahl mir vorkommt! Schon seit drey Tagen sprichst Du kein Wort mit mir, und desto mehr mit Dir selbst. Deine Blicke, wie wild sind sie nicht! Wahrhaftig, ich fürchte mich, Dich anzusehen, und es ist nicht anders, als ob Du ein Verbrechen rächen, oder gar selber eins begehen wolltest.

Er. Das Letzte, mein Kind! Ich gehe mit entsetzlichen Dingen schwanger. Kannst Du es glauben? Gegen vier Könige, die beynahe meinen letzten Heller von mir erpreßten, will ich

mich auf-einmahl förmlich empören. Diese vier geldsüchtige Tyrannen, Niemand, leider! kennt sie besser, als Du, mein Kind! sieht man immer mit einem Gefolge von vier nichtswürdigen Buben, und zum Ueberfluß von vier über und über gemahlten Damen erscheinen, die als Erzverführerinnen, trotz ihrer keuschen Natur, schon mehr Jünglinge, Männer und Greise zu Grunde richteten, als Lais, Phryne und alle ihres Gelichters.

Sie. Du redest auf einmahl eine Poetensprache, von der ich nicht ein Wort verstehe.

Er. Ich rede eine Sprache, die Dir Nichts weniger als unverständlich, aber desto verhaßter ist. Ich sage, ich dulde es nicht länger, daß das Weib meines Herzens eine Spielerinn ist, und es wundert mich also gar nicht, wenn Du nicht verstehst, was Deinen Ohren unangenehm klingt.

Sie. Bist Du von Sinnen? Ich eine Spielerinn? Wenn Niemand die Karten mehr liebte, als ich . . .

Er. Du hast Recht. Spielst Du doch in diesem Augenblicke weder Pharo noch Whist. Du hast überdieß, wenn ich nicht irre, erst die vorige Nacht drey volle Stunden geschlafen, und daß es Dir nicht von Karten träumte, ist wenigstens möglich.

Sie. Ich weiß längst, daß Du mir jede Freude mißgönnst.

Er. Kannst Du eine Raserey eine Freude nennen, oder wenn Du, von dem hohen Götterfunken und von der Tochter Elysiums singst, an das Spiel, oder die Spielsucht denken? Nicht eine Tochter Elysiums, ein Wechselbalg der Hölle ist die letzte, und zwar der scheußlichste von allen.

Sie. Warum nicht gar ärger, als Diebstahl und Mord!

Er. Allerdings ist sie oft ärger, als beyde, und besser nur äußerst selten. Es gibt mehr Mörder und Diebe, die keine Spieler, als Spieler, die nicht auch Diebe und Mörder sind.

Sie. Welche Behauptung! Muß ich Dich erinnern, daß Manche, die das Spiel nicht blos

lieben, sondern es sogar jedem andern Vergnügen vorziehen, in die Klasse der besten und gebildetsten Menschen gehören?

Er. Spiele nicht außer den Karten auch noch mit Worten und Begriffen! Es ist ein Unterschied, ob man zur Erhohlung spielt, oder das Spiel so treibt, daß es nöthig wird, für Geist und Körper auf eine Erhohlung vom Spiele zu denken. Die Spieler, die ich gähnen sehe, möchte ich umarmen, und wer zur Erhohlung spielt, (und zur Erhohlung spielen wenn auch nicht gerade die gebildetsten und die besten, doch ganz rechtliche und vernünftige Menschen,) pflegt meistens dabey zu gähnen. Aber Du und Deine Mitspielenden, wie könntet Ihr den Mund zum Gähnen öffnen, da Ihr fast nie aufhört, mit den Zähnen zu knirrschen?

Sie. Ich verlasse Dich. Diese Bitterkeit, nein, sie ist unerhört.

Er. Ich sehe ein krankes Kind, das die Arzeney, die man ihm reichen will, wegschleudert, weil sie nicht nach seinen Lieblings-Näschereyen schmeckt.

Sie. Ich habe nie gehört, daß Gift eine Arzney ist.

Er. Luise! Nicht dieser Ton ist es, der Dir und mir geziemt. Soll ich an Dir verzweifeln? Denke an Ehemahls und Jetzt! Du weißt, was Du mir warst. Sey mir es nicht mehr. Verbanne mich aus Deinem Herzen. Höre auf mich zu lieben! Nur dahin laß es nicht kommen, daß ich Dich nicht mehr lieben kann.

Sie. Sey billig! Laß mir Mittwochs das Spiel im Waltherschen, und Sonnabends das im Frankschen Hause, und ich will allen übrigen entsagen.

Er. Du mußt gar nicht mehr spielen, oder Du bist verloren. Bey wem das Spiel einmahl Leidenschaft ist, für den kann es nie wieder ein schuldloses Vergnügen werden. Leidenschaftliche Spieler, die nicht Alles einbüßen, was die Menschen zu Ansprüchen auf Achtung und Liebe berechtigt, sind so selten, als die Wesen, die im Feuer nicht verbrennen.

Sie. Welche Uebertreibungen! Du muthest

mir zu, Zerrbilder für natürliche Gesichter zu halten.

Er. Sprich lieber, mein Pinsel sey nicht kräftig genug. Kannst Du von Uebertreibung reden, und sahst mit eigenen Augen, welches Unheil das verdammte Spiel seit wenigen Jahren nur in unserer mittelmäßigen Stadt angerichtet hat? Wer war liebenswürdiger, als unsere Nachbarinn Amalie, und was ist sie jetzt, und wodurch ist sie es? Du erröthest, und ich brauche also Nichts weiter zu sagen. Wurden nicht ein Paar Männer als offenbare Betrieger landflüchtig, die ich selbst, Gott weiß, mit welchem Stolz, meine Freunde nannte, ehe ihre Ehre an einem Kartenblatte scheiterte? Ein Dritter entging der kleinern Schmach nur durch eine größere, durch — Selbstmord.

Sie. Mit diesen Menschen stellst Du mich zusammen!

Er. Habe ich Unrecht? Waren sie nicht vor Kurzem noch, was Du bist, und würden sie nicht,

was sie jetzt sind, auf dem Wege, den Du, ach! den meine Louise wandelt?

Sie. Es ist entsetzlich! Du behandelst mich wie eine Verworfene. Willige in die Trennung von einer Frau, die Du weder liebst, noch achtest.

Er. Louise, Louise! wie verkennst Du mich! Achte und liebe Dich selbst nur halb so sehr, als Du beydes von mir wirst, und nie sehe ich Dich wieder eine Karte berühren.

Sie. Bin ich denn eine Andere, als ich war? Liebe ich Dich minder, als sonst? Hat mein Spiel Dich zu Grunde gerichtet?

Er. Ob Du eine Andere bist? Wer war eine zärtlichere Mutter, als Du? Unzertrennlich von Deinen Kindern, erlaubtest Du Dir kaum, ihnen wenige Augenblicke zu entziehen, um auch noch andere, nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen. Und jetzt! Denke an die letzte Gesellschaft im Bartelschen Hause. Dort durchwachtest Du den größten Theil der Nacht am Spieltische, und am Bette Deiner tödtlich kranken Caroline

durchwachte sie — eine bezahlte Wärterinn. Fast sollte ich Dich fragen, ob Du mich je geliebt hast, wenn Du im Ernst fragst, ob Du mich weniger liebst, als sonst? Das Spiel duldet bloß andere Laster neben sich, aber keine Tugend, keine Pflicht, und keine wohlwollende, nicht einmahl eine menschliche Regung. Dein Hang zu ihm hat den Kindern die Mutter, dem Vater die Gattinn entrissen, kann es mich noch kümmern, ob zuletzt auch noch Armuth und Verachtung mein Los seyn sollen? Laß mich also von der Zerrüttung unsers Hauswesens, die Du hoffentlich nicht mir zur Last legen wirst, kein Wort sagen. O es ist traurig, wenn die Wuth zu spielen den Mann ergreift. Aber unendlich fürchterlicher sind die Folgen, wenn die Frau sich von ihr hinreißen läßt. Wehe dann Allem, was sie umgibt!

Sie. Kann man ein Herz unmenschlicher zerreißen, als Du das meinige?

Er. Laß mich ausreden. Ich habe nur noch wenig zu sagen, und rede das letzte Mahl. Du weißt, wie sehr ich das Sittenpredigen hasse.

Aber soll ich es nicht versuchen, der Schlange den Kopf zu zerdrücken, die Dich umringelt hat? Ich habe Dir nie gesagt, daß ich selbst einst dem Spiele bis zum Wahnsinn ergeben war. Urtheile also, mit welchem Gefühl ich diese unselige Leidenschaft bey Dir wahrnahm, als ich von meiner letzten Geschäftsreise nach einer halbjährigen Abwesenheit wieder in Deine Arme flog. Ist es doch, als ob die Nemesis es wäre, die mich schlechterdings durch die Karten verderben will. Einst spielte ich; jetzt spielst Du. Nun fehlt Nichts mehr, als ein Sohn, oder eine Tochter, die künftig in unsere Fußstapfen treten, und wenn es wahr ist, daß die Neigungen der Mütter den Kindern sich vor der Geburt mittheilen, was wird aus dem werden, zu welchem Du mir Hoffnung machst! Ein Wunder, wenn es nicht eine Karte als Muttermahl mit auf die Welt bringt!

Sie. Du suchst Alles hervor, mich zu martern. Aber ist es möglich, daß Du einst das Spiel geliebt hast?

Er. Und es jetzt hassest, willst Du sagen. Ich liebte es allerdings, oder vielmehr, ich liebte Nichts, als das Spiel. Und soll ich Dir erzählen, wie es mir lohnte? Mein Vater gab mir den Fluch — und starb. Eine Mutter kann nicht fluchen. Die meinige weinte sich blind, und starb. Eine eben so redliche, als strenge Tante enterbte mich, weil, als ich sie am Morgen eines Festtags nach durchgespielter Nacht besuchte, eine Handvoll Karten, die zufällig einer meiner Mitspieler in meinen neben ihm liegenden Hut geworfen hatte, ihr, da sie sich eben dem heiligen Tage zu Ehren durch das Lesen einer Predigt erbaute, vor die Füße geflogen waren. Ich wurde zum Bettler, und alle Welt hielt den Bettler zugleich für einen Schurken. Ich hatte viel gelernt, und wollte arbeiten. Aber dem Kopf eines Spielers traut man so wenig, als seinem Herzen. Man sagte mir beynahe mit dürren Worten, man wundere sich, wie ein Mensch meiner Art einen Augenblick säumen könne, sich die Kehle abzuschneiden. Das tiefste

Elend weckte meinen Stolz. Ich verschmähte es, ein schimpfliches Leben durch einen noch schimpflichern Tod zu enden. Man muß ein Cato seyn, wenn man einen Selbstmord begehen will, ohne sein Andenken zu brandmarken. Ich verließ, da auch meine Freunde mich nach vergeblichen Warnungen längst verlassen hatten, mein Vaterland, und ging als gemeiner Soldat in fremde Kriegsdienste. In wenigen Jahren war ich Hauptmann, und jetzt besuchte ich alle öffentlichen Orte und alle häuslichen Gesellschaften, wo gespielt wurde, ohne je wieder eine Karte zu berühren. Meine Kenntniße und das Vertrauen in meine Redlichkeit öffneten mir eine neue Laufbahn. In dieser gründete ich mein Glück so fest, als das Glück sich gründen läßt, und kurz, es wurde der Mann aus mir, der es wagen durfte, einem Mädchen von Deinen Vorzügen meine Hand anzubiethen.

Sie. Deine Geschichte, ich kann Dir nicht sagen, welche Gefühle sie in mir erregt hat. So wie Du kann nur ein Mann über eine Leiden=

schaft und über das Unglück siegen. O hätte ich nie gespielt!

Er. Dieser Ausruf heißt doch nichts Anderes, als ich will nie wieder spielen? Wo ist die Tugend, in welcher das Weib nicht mit dem Manne wetteifern könnte?

Sie. Ich werde der ganzen Stadt zum Gelächter werden. Man wird mit Fingern auf mich weisen. Du weißt, was man sich hier von jeher gegen die Wenigen erlaubt hat, die sich weigerten, mit dem Strome zu schwimmen.

Er. Lächerlich zu werden fürchtest Du Dich, wenn es darauf ankommt, der Verachtung zu entgehen? Sage mir im Ernst, was an dem Urtheile der Leute liegt, die es lächerlich finden, wenn man eine Lächerlichkeit ablegt? Und hier ist, bey Gott! doch von mehr als von einer bloßen Lächerlichkeit die Rede. Wer darüber lacht, wenn Jemand besser wird, ist ein unverbesserlicher Thor, oder vielmehr ein verächtlicher Taugenichts.

Sie. Ich fühle, daß Du Recht hast, und

doch weiß ich zum Voraus, den Spott gewißer Weiber über die bekehrte Sünderinn, wie sie mich nennen werden, nein, ich kann, ich werde ihn nicht ertragen.

Er. Auch die falsche Scham hat etwas Ehrwürdiges bey Deinem Geschlecht, und sie sey also auch von mir geachtet. Du weißt, wie theuer mir diese Stadt ist; Du weißt, daß die mannigfaltigsten Pflichten, daß Dankbarkeit gegen den besten der Fürsten, daß die Bande der Freundschaft mich hier festhalten. Aber ich ziehe mit Dir aus dem Lande, wo die Citronen blühen, in ein Grönland, wenn Du in dem Grönland nicht mehr spielst. Bestimme also selbst den Ort, wo du künftig leben willst, und die Zeit unserer Auswanderung.

Sie. Mann, den ich nicht genug ehren, nicht genug bewundern kann! Was wäre ich, wenn diese Großmuth, wenn dieser Beweis der uneigennützigsten Liebe nicht mein Innerstes erschütterte, wenn ich Dir nicht bloß eine unselige Leidenschaft, sondern Alles, Alles aufzuopfern

bereit wäre! Trotz sey ihnen! Ihr Spott, mag er noch so giftig seyn, er soll mein besseres Gefühl keinen Augenblick betäuben. Nicht das Hohngelächter der Menge, die Stimme der Vernunft, Deine Stimme ist es, auf die ich von nun an allein höre. Nimm also das Wort Deines reuevollen Weibs, daß sie auf ewig den Dämon verbannt, der bisher Deine und ihre Ruhe störte. Und nicht da, wo wir Fremdlinge sind, sondern hier laß mich an Deiner Seite ein neues Leben beginnen!

Er. Treffliches Weib! Gott weiß, wie gern ich Allem, was mir das Liebste ist, entsage, wenn es darauf ankommt, Dir auch nur einen eingebildeten Schmerz zu ersparen, und Dein Entschluß, den Pfeilen der Lästersucht, die hier auf Dich warten, die Brust muthig entgegen zu biethen, entzückt mich also nur, weil Deine eigene Würde ihn erfordert. Würdest Du, wenn wir uns von hier entfernten, die Achtung des edlern Theils unserer Mitbürger mitnehmen, die Du, wenn wir bleiben, in

Kurzem wieder zu gewinnen hoffen darfst? Und soll man nicht die Schlechten durch das Beyspiel der Wiederkehr zur Vernunft und zur Pflicht, wenn nicht zu bessern, doch schamroth zu machen versuchen? Kurz, meine Theure! auf demselben Schauplatze, auf welchem Du eine Zeitlang eine Deiner nicht würdige Rolle spieltest, mußt Du Dich in der neuen zeigen, in welcher Du des ungetheilten Beyfalls Aller, die selbst Beyfall verdienen, zum Voraus versichert seyn kannst.

Sie. Genug! Laß meinen ganzen Kartenvorrath, und Alles, was zum Spiele gehört, noch heute aus dem Hause schaffen. Die silbernen Marken, und den Werth des übrigen Geräths sende dem Waisenhause. Ach! vielleicht ward manches Kind nur darum ein Zögling dieser Anstalt, weil seine Mutter von dem Abgrunde wirklich verschlungen wurde, von welchem Deine Hand mich zurückzog.

Er. Du sollst mich nicht in der Aufopferung übertreffen. Meine Leidenschaft für alt

und neue Münzen ist zwar nicht halb so verderblich, als die Spielsucht, aber sie bleibt doch immer eine Leidenschaft. Die schöne Sammlung, kein Stück, weder ein goldenes, noch ein silbernes, weder einen alten, noch einen neuen Kaiser ausgenommen, wandere also ebenfalls. Kurz, meine Spielmarken sollen den Deinigen Gesellschaft leisten.

Sie. Und nun erlaube mir, den Herrn und Damen, die sich heute, der festgesetzten Ordnung gemäß, bey mir versammeln sollten, mit zwey Worten zu melden, daß in unserem Hause nie wieder gespielt wird.

Er. Schreibe flugs, meine Unvergleichliche! und mit der Feder, welcher Du Dich bedienst, mache mir ein Geschenk, damit ich sie in Gold fassen lasse.

Sie. Ich kann Dir nicht sagen, wie leicht mir ums Herz ist.

Er. Und wie das meinige hüpft!

Sie. Einen Kuß Deiner wiedergeborenen Louise!

Er. Komm in meine Arme! Heil mir! Ich bin ein Orpheus. Ich habe meine Eurydice der Hölle entrissen.

1 8 0 9.

Vierte Abtheilung.

I.

Das Kalender-Geschenk.

Eine Frau muß beschenkt seyn, wäre es auch nur mit einem Kalender, und ich sende Dir also, meine Liebe! aus meiner traurigen Entfernung, und noch ehe das neue Jahr mich wieder in Deine Arme führt, das Cottasche Taschenbuch für Damen. Du glaubst mir hoffentlich aufs Wort, wenn ich Dir sage, daß ich nicht seufzte, ja nicht einmahl den Kopf schüttelte, als ich das Geld dafür hingab. Glücklich ist der Mann, den der Leib seiner Frau nicht Alles kostet, und der also auch noch einige Groschen zum Besten ihrer Seele ausgeben kann. Die Damendichter sind auf

alle Fälle leichter zu bezahlen, als die Damenschneider. Das Papier ist wohlfeiler, als der Stoff, woraus es entsteht, und die poetischen Blumen kosten ein Spottgeld gegen die, welche die italiänischen Blumengöttinnen mit der Schere ausschneiden.

Zwar fehlt es nicht an Männern, die sogar das Lesen unter die unserem Geschlecht vorbehaltenen Rechte zählen. Aber ich halte es nicht mit ihnen, und kenne nur ein verbothenes Buch für die Damen, und zwar eins, das gleich dem Damenkalender ausdrücklich für sie geschrieben wird, nähmlich — das Modejournal. Doch selbst dieses erlaube ich ihnen zu lesen, und verbiethe Ihnen nur — ihm zu folgen. Ein Buch nimmt auf einem Putztische immer einem schädlicheren Dinge den Raum hinweg, und es bedarf daher, meine Beste! nur eines Winks von Dir, wenn ich zu dem Damenkalender auch noch die sämmtlichen Männerkalender, und sogar das Taschenbuch für Pferdeliebhaber, und den Almanach für Scheidekünstler für Dich kaufen soll.

O daß doch nur die meisten Frauen wären, was die wenigsten sind! Warum kann ich mein eigenes Glück der ganzen männlichen Welt nur wünschen, und nicht verschaffen! Eine Frau, welcher man gleich Dir höchstens ein Buch zu schenken braucht, ist selbst das seltenste und köstlichste Geschenk für den Mann. Man nennt die Weiber Engel, und sie wären es in der That, wenn sie nur wie diese keiner Kleider bedürften.

Ich besuchte auf meiner Reise meinen alten Freund Bernhard, und er hat mir eine Schilderung von seiner Frau gemacht, die dadurch, daß ich sie Dir, mein Kind! mittheile, zu der feinsten Lobrede auf Dich wird.

Hymen, sagte er, der Gott der Ehe, und nicht Merkur, ist der Gott der Diebe, und zugleich der Gott der Bettler. Ein Mann, der eine Frau nach der Mode besitzt, und wer will eine andere finden, wenn er nicht seine Großmutter heirathet? ein solcher Mann muß unerträglich faul seyn, wenn er in wenigen Jahren nicht bettelt, oder stiehlt. Beym Herkules,

Freund! ich werde bis aufs Hemd ausgezogen, bloß damit meine Frau sich angezogen nennen kann. Statt meiner trägt sie, mein zweytes Ich, alles das Meinige bey sich. Ihre kostbare Uhr hat mir sehr trübe Stunden gemacht, und mein eigener Hut macht mir den Kopf nicht so warm, als der Ihrige. Ich hange nicht an ihrem Hals, aber mein Hab und Gut, und das Feuer ihrer Brillanten hat mir Haus und Hof verzehrt. Perlen bedeuten Thränen, sagt Emilia Galotti, und der Mann muß kein Weib haben, der ihr nicht Recht gibt, und hinzusetzt: Auch umgekehrt. Thränen bedeuten Perlen, nähmlich diejenigen, welche die weinende Frau von dem weigernden Manne erpreßt. Du irrst Dich aber, fuhr er fort, wenn Du glaubst, meine Frau pflege immer nur zu nehmen, und gebe mir nie etwas. Alle Jahre beschenkt sie mich pünktlich mit — einer Tochter, keineswegs aber mit einem Sohn, weil sie fürchtet, dieser möchte mich zu wenig kosten. Ist es nicht zum Rasen, mein Freund! daß man nicht selten aus Einem

Weib ein ganzes Dutzend Weiber entstehen sieht, und wie läßt sich die Thorheit der Männer begreifen, die dem ungeachtet es noch täglich wagen, eine zu nehmen? Ich bin bereits mit drey Mädchen gesegnet, und kannst Du dir vorstellen, keine dieser leichtsinnigen Dirnen macht sich ein Gewissen daraus, mit jedem Tage größer zu werden. Es ist ordentlich, als ob man Leinwand und Stoffe, Spitzen und Bänder, und Alles, was man mit der Elle ausmißt, umsonst bekäme, und als ob die Schneider und Putzmacherinnen, wie gewiße Poeten, bloß für die Ehre arbeiteten. Wahrlich, keine Frau sollte in diesen schweren Zeiten über drey Fuß hoch werden, und die Natur sollte, wenn sie die Weiber nicht klüger machen kann, sie wenigstens kleiner machen.

Du siehst, meine Auserwählte! daß dieser Frauenspiegel die Bilder etwas vergrößert, und auch ein wenig verzerrt zurückwirft. Aber ganz aus der Luft gegriffen ist seine Schilderung keineswegs. Die Galle meines wunderli-

chen Heiligen läßt ihn zwar manche bittere Wahrheiten sagen. Aber wenn es nur Wahrheiten sind, so mögen sie immer einige Aehnlichkeit mit dem Wermuth haben.

Uebrigens glaube nicht, meine Theure! daß ich scherze, wenn ich behaupte, man sollte nicht immer nur Frauenspiegel, sondern zuweilen auch einen Männerspiegel schleifen. Ich wette, man würde in demselben sehr drollige, und zum Theil recht häßliche Gesichter zu sehen bekommen. Ist die Verschwendung der Weiber eine Thorheit, so ist der Geiz der Männer ein Laster. Die meisten wollen für die himmlischen Rosen, welche ihnen nach dem Liede des Dichters von den Frauen ins irdische Leben gewoben werden, diesen holdseligen Geschöpfen nicht einmahl einen Strauß von seidenen bezahlen, und sie würden der guten Eva gern einen doppelten Sündenfall verzeihen, wenn er nur keine Schneiderrechnungen ihrer weiblichen Nachkommenschaft zur betrübten Folge gehabt hätte. Das Liebste und Beste soll ihnen zugleich das Wohlfeilste

seyn, und jeder will seine Madonna anbeten, ohne sie zu kleiden. Sie versagen der Krone der Schöpfung eine Haube, und verlangen, daß die Grazien sich ihre Strümpfe eigenhändig stricken. Sie ziehen lieber das Schwert für ihre Schönen, als den Beutel, und Niemand soll weniger von ihren Schätzen genießen, als — ihr Schatz. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie es ihren Frauen nicht an der Nahrung fehlen lassen, und gestehen doch selbst, daß die Weiber nie um Nahrung und Kleider, sondern allein um die letzten bitten, weil Kleider zugleich ihre eigentliche Nahrung sind.

Uebrigens sollten wir Satyren gegen den Putz uns auch aus dem Grunde verbiethen, weil schon jede Frau ihn an der andern hinlänglich bestraft, und weil es unmenschlich ist, das harmloseste aller Schooßkinder, die Eitelkeit, mit doppelten satyrischen Ruthen zu züchtigen. Und sollte man diese Ruthe nicht gegen die Spötter selbst kehren, die den Hang des schönen Geschlechts, sich durch den Putz zu verschönern, nur in einem un-

günstigen, und nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sich bemühen?

Was spornt mehr zu unsterblichen Thaten und zu unsterblichen Werken, als die Noth? Und welche Noth ist größer, als die häusliche? Und ist es also nicht wenigstens von manchem großen Geist ein schnöder Undank, wenn er sich Klagen über den Aufwand seiner Frau erlaubt, da er neben diesem Aufwand seinen ganzen Ruhm schuldig ist? Wer weiß, ob nicht diese oder jene Epopee bloß darum aus Licht kam, weil die Frau des Dichters durchaus einen neuen Spitzenanzug haben wollte? Der Mann reitet auf dem Flügelroß, damit die Frau mit ungeflügelten fahren kann, und mit dem Diadem auf ihrem Haupt erwarb er zugleich den Lorberkranz auf dem seinigen. In der That, so widersinnig es auch klingt, so liegt doch die wahre Ursache, warum es mancher Mann in der Welt zu Nichts bringt, in dem Umstand, daß seine Frau eine zu gute Wirthinn ist, und nahmentlich

nicht genug auf kostbare Kleider verwendet. Und eben so unwidersprechlich ist es, daß ein Anderer zum reichen Manne wird, bloß weil seine Frau Alles aufbiethet, ihn zu einem armen zu machen.

Daß ich hier nicht scherze, sondern in vollem Ernst spreche, davon, mein Kind! könnte ich Dich freylich am Besten überzeugen, wenn ich meinen Brief mit einem kostbareren Weihnacht-Geschenk, als das Taschenbuch für Damen ist, begleitete. Aber ich habe Ursache, kein zu großes Vertrauen auf meinen Dichter-Genius zu setzen. Leicht könnte dieser Unzuverläßige mir künftig eben so sehr im Unglück, als seither im Glück seinen Beystand versagen, und wer wäre mehr zu bedauern, als ich, wenn selbst der ungestümste Gläubiger kein Trauerspiel aus mir herauspochen könnte, und wenn mein Bestreben, durch ein Lustspiel mich selbst gegen einen tragischen Tod zu schützen, einen unglücklichen Erfolg hätte?

Behalte also immer, Du Muster aller Frauen! vor der Hand noch dein altes Schleppkleid, und Dein Mann wird seine alte Ehre, und Du wirst — ihn behalten.

II.

Die Alten und die Buchdruckerkunst.

Welche Höhe der Geistes-Bildung erreichten die Alten ohne die Buchdrucker-Kunst, und welche Höhe würden sie erst durch sie erreicht haben! Es ist in der That sonderbar, daß man das Bücherdrucken gerade zu der Zeit noch nicht verstand, wo man die besten Bücher schrieb. Julius Cäsar, und Cicero, Virgil und Horaz, Tacitus und Livius, Sophocles und Euripides Aristoteles und Plato hätten die Freude verdient, ihre unsterblichen Werke aus Unsterblichkeit verleihenden Druckerpressen hervorgehen zu sehen. Es sind schon wichtige Künste verlo-

ren gegangen. Daß die Buchdrucker-Kunst nicht ein gleiches Schicksal hat, dieses Unglück wird schon allein durch die Thätigkeit der deutschen Schriftsteller verhütet, und so wenig auch die Schriften der meisten gedruckt zu werden verdienen, so gebührt ihren die Pressen unaufhörlich beschäftigenden Verfassern doch der Ruhm, daß wenn über kurz oder lang einmahl ein gutes Buch geschrieben wird, es nicht an Gelegenheit fehlt, dasselbe zum Besten der Menschheit zu vervielfältigen. Man zählte im Ernst die wenigen guten Bücher, die jede Messe erscheinen, und man wird gestehen müßen, daß von ihrem Druck kaum der hundertste Theil der deutschen Buchdrucker leben könnte, und daß also von dieser Seite die elenden Schriftsteller sich ungleich verdienter um die Welt machen, als die guten, indem ohne sie die Werke der letzten längst nicht mehr gedruckt werden könnten.

III.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Das Zeitalter.

Sonst hielten die bessern Menschen mit ihrem Zeitalter gleichen Schritt, und die besten eilten ihm voran. Aber wer nicht rückwärts gehen will, muß hinter dem unsrigen zurückbleiben.

2.

Berufen auf fremdes Ansehen.

Manche kleine Schriftsteller suchen ihre Fehler durch das Ansehen der größten zu rechtfertigen, oder mit andern Worten, sie gehen zum Homer in die Schule, um von ihm — schlummern zu lernen.

3.

Die Verhaßte.

Ich kenne eine Hexe, an die Niemand glaubt, und die doch da sie immer wieder aus ihrer Asche hervorgeht, trotz der Aufklärung, schon unzählige Mahl verbrannt worden ist. Diese verhaßte Unholdinn, deren Nahmen ohne Zweifel bereits Jeder errathen hat, heißt — Wahrheit.

4.

Lehr- und Erziehungs-Arten.

Der Mann hat ohne Zweifel die beste Lehr- und Erziehungs-Art, der die meiste Liebe für die Kinder besitzt, und ich frage daher keinen Lehrer: Wessen Jünger bist Du? sondern ich frage ihn: Hast Du ein Herz?

5.

Die Dichter.

Die Dichter im ächten Sinne des Worts müßen nothwendig wenigstens halbe Götter seyn. Indessen Shakespear, Klopstock, Milton, Wieland und einige Andere dachten, man dürfe, selbst wenn es darauf ankomme, ein Gott zu

seyn, es nicht halb seyn, und Alle wurden ganze.

6.

Völker-Stolz.

Ich weiß nicht, welcher persische, oder arabische Weise behauptet, ein Volk, welchem man Mangel an Stolz auf sich selbst vorwerfe, könne diesen empfindlichen Vorwurf nicht geschickter von sich ablehnen, als wenn es die Tadelnden überzeuge, daß es nie Ursache gehabt habe, stolz auf sich selbst zu seyn.

7.

Das Menschensuchen.

Diogenes suchte mit der Laterne Menschen. Wie sich doch die Zeiten ändern! In unsern Tagen sucht man alles Mögliche eher mit und ohne Laterne, als Menschen. Doch ich irre mich. Eine gute Polizey macht noch zuweilen Jagd auf einen. Aber wehe Jedem, der von ihr sich finden läßt, und sie nicht überzeugen kann, daß er, wenn er gleich auf zwey Füßen geht, doch nicht

unter die Menschen gehört, welche zu suchen, der wunderliche Diogenes sein Oehl verbrannte.

8.

Verzeihung.

Man soll Allen und Alles verzeihen. Aber erst muß die Gerechtigkeit versöhnt seyn. Ich verzeihe dem Dieb, aber nicht eher, als bis ich ihn am Galgen sehe.

9.

Satyren auf die Frauen.

Niemand, sagt Jean Paul, spotte über die Menschen, als wer sie recht herzlich liebt. Dieses Geboth wurde lange beobachtet, ehe Jean Paul den Einfall hatte, es kraft seines schriftstellerischen Ansehens öffentlich zu verkündigen. Woher hätten wir sonst die vielen Satyren des männlichen Geschlechts auf das weibliche?

10.

Abscheu gegen den Tod.

Die Menschen zahlen gewöhnlich keine Schuld so ungern als die, gegen welche sich am wenigsten einwenden läßt — die Schuld der Natur.

Noch mehr aber sind die Selbstmörder zu tadeln, weil sie früher bezahlen, als sie sollen, oder vielmehr der hohen Gläubigerinn ihre Schuld trotzig vor die Füße werfen.

11.
Das Handverbrennen.

Mutius Scävola wurde durch die Heldenthat unsterblich, daß er sich freywillig die linke Hand wegbrannte. Ich kenne unzählige Schriftsteller, denen ich einen gleichen Heldenmuth für die rechte wünschte, weil dieselbe ihnen doch auf keine andere Art zur Unsterblichkeit verhelfen kann. Den noch heldenmüthigern Entschluß, nicht die Hand, sondern die Werke, die durch sie hervorgebracht werden, zu verbrennen, diesen Entschluß ihnen zuzumuthen, wäre eine unmenschliche Forderung an die menschliche Natur.

12.
Hang zum Verachten.

Wir leben in einer Zeit, die Alles verachtet, nur das Verächtliche nicht.

13.

Lärm um Nichts.

Man muß staunen und lächeln, wenn man sieht, welch ein Lärm nicht nur auf der Bühne und in Romanen, sondern nicht selten sogar in der Welt entsteht, bloß damit — ein Mädchen Ja sagt.

14.

Dichter-Noth.

Nicht Ueberfluß sey das Los des Dichters, weil doch einmahl die Armuth seine zehente Muse seyn soll. Aber man lasse doch auch Minervas Söhne nicht in den Fall kommen, mit Minervas Eule — Mäuse zu fressen.

15.

Gelobte Menschenliebe.

Ich schwöre Euch, auch ich will die Menschen von ganzem Herzen lieben, sobald sie mir nur — die geringste Ursache dazu geben.

16.

Der Esel von Abdera.

Der berühmte Esel von Abdera war zuver-

läßig ein mystischer Esel. Er verrückte einer ganzen Stadt die Köpfe durch das heilige Dunkel seines Schattens, und die Köpfe, die er verrückte, gehörten Abderiten. Wenn man gewiße Schriften der neuesten Zeit liest, so muß man glauben, das Geschlecht dieses Esels, und zugleich mit ihm das Geschlecht der Abderiten habe sich vermehrt, wie der Sand am Meer.

17.

Katholischer Hang der neuesten Dichter.

Kein Wunder, daß die bereits wieder alternde neueste poetische Schule dem päbstlichen Glauben so eifrig ergeben ist. Die guten Leute möchten gar zu gern das gemeine Wasser ihrer Verse in Weihwasser verwandelt sehen.

18.

Gegen den Spott über die Sonette.

Man sollte es billig nicht dulden, daß von ungeweihten Witzlingen Klingklingel-Almanache und andere Spottschriften über die Sonette in die Welt geschickt werden. Wenn unsere Vor-

ältern es gar nicht anders zuließen, als daß die Narren durch Schellen sich von den vernünftigen Leuten unterschieden, so ist es von unserer Seite eben so wenig klug, als gerecht, daß wir ihnen sogar verbiethen wollen, an den poetischen Schellen ihre Freude zu haben.

IV.

Scherzrede am Geburtstage eines Freunds.

Noch hat der Kaiser Napoleon seinen Einzug in Wien nicht gehalten. Aber wir, wenn nicht tapferer, doch glücklicher, als er, haben das Ziel, nach welchem wir längst schon strebten, glücklich erreicht. Schon seit mehreren Stunden sieht unser Wirth seine nie eroberte Wohnung von Feinden besetzt, und sicher hätten wir die Festung, wäre auch eine ganze Falstaffsche Armee zu bezwingen gewesen, mit Sturm eingenommen. Aber zu unserem höchsten Erstaunen hatte der Feind, statt sich in Vertheidigungsstand zu setzen, lauter Anstalten getroffen, als

ob er — Freunde erwartete. Daß dieser Feind, ob er sich gleich für einen Berliner ausgibt, doch ein ächter Wiener ist, beweist uns jede Schüssel auf dieser seiner ungeheuren Tafel. Ich wollte, die Landkarte könnte sprechen, um uns die Frage zu beantworten, ob sich unter ihren zahllosen blauen, gelben, rothen und grünen Flecken einer befindet, auf welchem die Brat- Koch- und Backkunst einen so zügellosen Unfug treibt, als in jener von den Franzosen besetzten Stadt, und in diesem von uns besetzten Hause? Daß der Feind seine Sieger besser zu bewirthen, als ihn bekriegenden Feinden Widerstand zu leisten versteht, davon liegt der Beweis am Tage, wenn es gleich in diesem Augenblicke Nacht ist. Haben wir ihm nicht schon vor länger als einem Vierteljahre förmlich den Krieg angekündigt? Sagten wir nicht, wie Napoleon aller Welt, ihm den Tag voraus, an welchem die feindliche Hauptstadt unser Hauptquartier seyn würde? Waren wir nicht unsere eigenen Kundschafter, die alle ihre zu seinem Untergange geschmie-

deten Anschläge an ihn selbst verriethen? Aber ich frage, welche Anstalten traf er zu seiner Sicherheit? Wo sind die Laufgräben, die er gegen uns öffnete? Wo sind seine Sechzehnpfünder, seine Granaten und seine Haubitzen? Wurde eine bekannte Festung schlechter vertheidigt, als diejenige, deren Herr und Befehlshaber er zugleich ist? Hätte er nicht wenigstens die Treppe abbrechen, oder die Thür seines Speisesaals verrammeln sollen? Und noch jetzt? Sieht er nicht gelassen zu, wie wir sein Vieh nicht aus dem Stalle, sondern aus der Schüssel hohlen? Sind seine Hühner und Gänse, seine Kapaunen und Rebhühner vor uns sicher? Und ist es nicht bloße Großmuth von uns, wenn wir nicht nach seinen Goldkisten fragen, und Nichts mit Gewalt im Hause öffnen, als — seine Champagner-Flaschen? Umsonst hat er vor Kurzem drey angstvolle Tage lang, die Kunst durch Uebung gelernt, sich gegen plündernde Feinde zu wehren. Ich wage Nichts, wenn ich bekenne, daß unser Leben noch immer in seiner Gewalt steht. Eines Helden-

Entschlußes ist er schlechterdings unfähig, und ich will nicht ehrlich seyn, wenn sich eine einzige Mine unter seinem Hause befindet, um uns in die Luft zu sprengen. Kein Wunder also, daß Einer aus unserer Schar, den sie keineswegs unter ihre Tapfersten zählt, an seiner Seite nicht nur ruhig ißt und trinkt, sondern auch ruhig — schläft. Kurz, theure. Freunde! wir haben es mit einem Feinde zu thun, der stets bereit ist, jedes Gewehr zu strecken, nur — das Messer und die Gabel nicht.

Doch Heil dem Kriege, in welchem das Lachen das Feldgeschrey ist! Heil unserm wackern Feinde, und drey Mahl Heil der gütigen Feindinn an seiner Seite! Möge dieser Ritter Georg nie andere, als gelehrte Lindwürmer bekämpfen, und möge er vor männiglich zittern, nur nicht vor Geistern und Geistersehern, und vor gewißen erboßten Poeten, die neuerlich ihn mit stumpfen Federn zu ermorden drohten. Nie zähle er andere Feinde, als

solche, die sich heute um ihn versammelten, um mit gerechtem Stolze sagen zu können, ich habe — gar keine, und alle Freunde des Guten und Schönen sind auch die meinigen, und jeder deutsche Biedermann hat Eine Sache mit mir.

V.

Ueber eine Erzählung im Tübinger Damenkalender aufs Jahr 1810, die Ueberraschung.

Diese Erzählung ist, wie es sich von ihrem Verfasser erwarten läßt, gut vorgetragen. Ob sie aber eben so gut erfunden ist, mag der Leser nach folgender Entwicklung entscheiden.

Dorneck, der Neffe des Barons Landau, schreibt diesem einen Brief, der seine Gattinn Josephine der Untreue anklagt. Er beschwört ihn, er möchte, ohne sie Verdacht merken zu lassen, unter dem Vorwand irgend einer Reise ihn besuchen, um die unzweifelhaftesten Beweise

seiner Anklage, für welche er die unschätzbare Liebe seines Oheims, seine Ehre, ja sein Leben selbst zum Pfande setze, aus seinen Händen zu empfangen. Landau reist auf der Stelle, und die Beweise des Neffen sind Briefe, in welchen der Jäger des Barons sich gegen seinen in Dornecks Diensten stehenden Kameraden der Liebe Josephinens rühmt, und in dem letzten sogar Hoffnungen äußert, die sich auf die Abwesenheit des Barons während der Reise zu seinem Neffen gründen. Nur mit Mühe verhindert es dieser, daß der Oheim nicht sogleich nach Hause eilt, um die treulose Gattinn und ihren Liebhaber seiner gerechten Rache aufzuopfern. Auch verschiebt er die Ausführung seines Vorsatzes nur in der Hoffnung, sich mit eigenen Augen von beyder Strafbarkeit zu überzeugen, bis auf die Nacht. Er kommt, und schießt, da er wirklich den Jäger in dem Schlafgemach seiner Gemahlinn findet, eine Pistole nach ihm ab, ohne jedoch ihn zu treffen. Der Jäger entkommt durch eine stets verschlossene Hinterthür, wäh-

rend Dorneck und der Schloßverwalter den Baron umschlungen halten. Dieser schickt seiner Gemahlinn, die von dem Pistolenschuß erwachte, und zum Theil den Auftritt, und nahmentlich die Flucht des Jägers aus ihrem Zimmer mit ansah, einen Zettel, der Nichts als die Worte enthielt: „Sie werden sich meines Wagens bedienen, um zu Ihrem Vater zurückzukehren, und dort das Weitere erwarten:„Aber sie ist, wie die Leser von selbst errathen, unschuldig, und der Baron betrogen. Dorneck, theils aus Eigennutz, theils um sich wegen verschmähter Liebe zu rächen, hatte den Jäger durch das Versprechen eines Jahrgehalts von zweyhundert Thalern erkauft, die von ihm verfaßten Briefe zu schreiben, und sich mit Hülfe des gleichfalls bestochenen, und ihm verlobten Kammermädchens in das Zimmer der Baroninn, der ein Schlaftrunk beygebracht wurde, einzuschleichen.

Ehe man noch untersucht, ob der Baron den scheinbaren Beweisen der Untreue seiner Gemahlinn hätte trauen sollen, sieht man sich zu

der Frage gezwungen: Warum stellte er sie nicht wegen ihres Vergehens zu Rede? Ist hier nicht das Bedürfniß des Erzählers sichtbar, der die Wahrheit nicht zu früh an den Tag kommen lassen durfte? Und könnten wir dem Baron, selbst wenn seine Gemahlinn schuldig wäre, die Versäumung der Pflicht, nicht ungehört zu verdammen, verzeihen? Aber die Hauptfrage ist und bleibt: darf er sie nach dem, was man ihm sagte, und was er selbst sah, für ungetreu halten? Für ungetreu? Wahrlich, das Wort ist noch viel zu milde. Oder gibt es ein verworfeneres Geschöpf, als ein Weib von Erziehung, eine Predigers Tochter, die fähig ist, einen Baron Landau, wem? seinem Jäger, kurz, einem Livreebedienten aufzuopfern? Kann, fragen also die Leser, kann das tiefgesunkene Laster sich vor den Augen eines Mannes von Geist und Gefühl im täglichen vertrautesten Umgange Jahre lang verbergen, ohne geahnt zu werden, oder mit andern Worten, ist ächte weibliche Tugend so ganz ohne Gepräge, daß der Glaube an sie je=

der verleumderischen Zunge, oder dem nächsten besten Gaukelspiele unterliegen muß? Kann eine Gattinn, wie Josephine, durch ein Jahr voll zärtlicher Anhänglichkeit nicht einmahl das Vertrauen eines Mannes in dem Grade gewinnen, daß er sie für — keine Messaline hält? Sollten nicht wenigstens die Gründe, die für ihre Unschuld nothwendig in seinem Herzen sprechen müßen, sollten diese nicht eben so viel Gewicht bey ihm haben, als ein Zeugniß gegen dieselbe, wenn dieses Zeugniß nicht alle Bedingungen der Glaubwürdigkeit erfüllt? Und da also der Baron Landau sich schon durch eine bloße, die Möglichkeit ihrer Schuld voraussetzende Prüfung der Anklage versündigt hätte, wie können wir es ihm verzeihen, daß er diese Anklage ohne alle Prüfung für wahr hält? Der Ankläger ist sein Neffe. Wer ist dieser Neffe? fragen wir. Antwort. Ein Bösewicht ohne Seinesgleichen. Aber der Oheim ahnt nicht nur Nichts von seiner Schlechtigkeit, er muß ihn sogar für rechtschaffen halten. Wie könnte er ihm sonst in einer so wichtigen Sache

blindlings trauen? Wir sehen also in dem Baron Landau einen Mann, der wenigstens sich selbst getreu in seinen Irrthümern bleibt. Wenn er die tugendhafteste Gattinn für eine Verbrecherinn hält, so hält er dafür einen Erzschurken für einen ehrlichen Mann. Ob aber diese Uebereinstimmung mit sich selbst ihm Anspruch auf Achtung gibt, mag der Verfasser selbst entscheiden. Aber, sagt man, der Neffe legt ihm Beweise vor. Diese Beweise bestehen in den Briefen des Jägers an seinen Kameraden. Welcher unbefangene Leser schüttelt hier nicht den Kopf? Was treibt den Jäger ein Geheimniß, dessen Entdeckung ihn für immer unglücklich machen müßte, nicht nur Einem, sondern mehreren Briefen anzuvertrauen? Doch mag dieser Mensch die unbesonnene Eitelkeit bis zum Unglaublichen treiben, und der Baron selbst soll von dieser Seite keinen Zweifel in die Aechtheit der Briefe setzen, muß er darum nothwendig an ihre Wahrheit glauben? Kann der Mensch nicht wenigstens ein unverschämter Prahler seyn? Aber

auch angenommen, diese Briefe sind das glaubwürdigste Zeugniß, das der bedenklichste Zweifler fordern kann, was hat der Baron zu thun? Doch wohl nichts Anderes, als sie dem Urheber auf der Stelle vorzulegen, und ihn über den Inhalt zur Rede zu setzen? Das eigene Bekenntniß desselben ist doch wohl auf alle Fälle gewißer, als der Erfolg der Ueberraschung, zu welcher der Baron sich entschließt. Endlich bey dem Auftritt im Schlafzimmer der Baroninn, aus welchem der Jäger durch eine Hinterthür entflieht, wie viel läßt sich hier nicht fragen, worauf wir keine das Verfahren des Barons auch nur erklärende, vielweniger entschuldigende, oder gar rechtfertigende Antwort wissen! Warum schießt er nach dem Jäger, statt ihn zu greifen? Sollte nicht ein solcher Mensch unter seinem Zorn, wenigstens unter einer Rache wie diese seyn, und es ist nicht mehr als Raserey, daß er selbst den gültigsten Zeugen gegen seine Gemahlinn aus dem Wege räumen will? Warum läßt er endlich diesen Zeugen ent-

wischen? Er brauchte ja bloß die Hausthür zu verschließen, um sich seiner auf alle Fälle zu versichern. Man entschuldige die Unbedachtsamkeit seines Verfahrens nicht mit der Hitze der gereizten Leidenschaft. Einem Manne, der einen Liebhaber im Schlafzimmer seiner Frau überrascht, und an dieser keine andere Rache nimmt, als daß er einen Zettel an sie schreibt, worinn er sie zu ihrem Vater zurückzukehren ersucht, diesem Manne kann unmöglich die Hitze der Leidenschaft zu Statten kommen, wenn er nach dem Liebhaber schießt. Wer kennt die Natur der Eifersucht so wenig, um nicht zu wissen, daß ihre Wuth sich heftiger gegen den geliebten Gegenstand, als gegen den Verführer äußert? Und wenn also der Baron nach dem Jäger schoß, so hätte er nothwendig das Herz der treulosen Gattinn durchbohren müßen. Setzten ihn doch schon die Briefe des Jägers so sehr außer sich, daß er sich nur mit Mühe abhalten ließ, an diesem sowohl, als an seiner Gemahlinn auf der Stelle die blutigste Rache zu nehmen. Welchen Grund hat denn

jetzt, da er an seiner Schande gar nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubt, diese Mäßigung auf der einen, und diese Hitze auf der andern Seite? Seltsam ist es auch, daß wir den Jäger nicht anders gewahr werden, als indem er durch die Hinterthür aus dem Schlafzimmer der Baroninn flieht, und daß wir diesen Umstand von der kaum aus dem Schlaf aufgeschreckten Dame, und nicht von dem Baron erfahren. An welcher Stelle fand denn dieser ihn? An der nähmlichen etwa, an welcher seine Gemahlinn seiner ansichtig wurde? In diesem Falle muß er mit seiner Flucht nicht sehr geeilt haben, weil zwischen dem Eintreten des Barons ins Zimmer, zwischen dem Abfeuern der Pistole und dem Erwachen der Baroninn doch nothwendig eine längere Frist vergangen seyn muß, als ein vorbereiteter Flüchtling zum Entweichen durch eine absichtlich für ihn geöffnete Thür nöthig hat. Aber, wird man sagen, der Jäger wollte von dem Baron gesehen seyn, und zögerte also absichtlich. Freylich wollte er von ihm gesehen, aber nicht

erschossen seyn, und es bleibt also immer unbegreiflich, wie der Baron eine Pistole auf ihn abfeuern, und seine erst durch den Schuß aufgeschreckte Gemahlinn ihn noch durch die Hinterthür entfliehen sehen konnte. Es verhalte sich aber mit diesen Umständen wie es wolle, den Baron kann auch hier Nichts gegen den Vorwurf des höchsten Grads der Unbesonnenheit, der Uebereilung und der Ungerechtigkeit retten.

Es ist bereits gezeigt, daß die Briefe des Jägers gegen die Unschuld der Baroninn nicht das Geringste beweisen konnten. Eben so verhält es sich mit seinem Erscheinen in ihrem Zimmer. Muß er denn nothwendig mit ihrem Willen hineingekommen seyn? Er war vielleicht ein Dieb, oder hatte einen gewaltthätigen Anschlag auf ihre Ehre. Beyde Fälle müßen in den Augen des Barons auch ohne Rücksicht auf das bisherige verdachtlose Leben seiner Gattinn wenigstens so wahrscheinlich seyn, als ein Einverständniß des Jägers mit ihr, und in jedem Falle muß er untersuchen, wenn er nicht, statt

unsere Theilnahme zu gewinnen, unsere Verachtung, ja selbst unsern Abscheu auf sich laden will. Gewiß ist hier nur ein und eben dasselbe Gefühl bey den Lesern. Wer gönnt nicht einem solchen Manne von ganzem Herzen den Kummer und den Verdruß, deren Urheber er selbst ist? Und wer findet nicht vielmehr seine Strafe noch bey weitem zu gelind? Wer ist endlich nicht unwillig über einen Ausgang, der ihm ein Glück zurückgibt, dessen er sich völlig unwürdig gemacht hat? Josephine konnte und durfte ihm nie verzeihen, wenigstens nie wieder zu ihm zurückkehren. Diese Entschließung war sie sich selbst, war sie der Würde ihres Geschlechts schuldig. Und hätte der Verfasser die Erzählung auf diese Weise geendigt, so wäre weiter Nichts an ihr zu tadeln, als daß er uns in dem Baron Landau einen Character aufstellte, der weder im Leben, noch in der Kunst, weder in der Wirklichkeit, noch in der Dichtung auf Wohlgefallen Anspruch machen kann.

Der Plan des Neffen erfordert noch eine ei-

gene Beleuchtung. Es ist oben gesagt worden, daß Eigennutz und Rache als die Triebfedern seiner Handlung angegeben wären. Dem ersten muß schlechterdings widersprochen werden. Der Eigennutz verfährt immer wenigstens mit einiger Ueberlegung, und Nichts ist leichter, als zu zeigen, daß hier ganz ohne dieselbe zu Werke gegangen wird. Ein Bedienter des Barons wird gewonnen, erstens Briefe zu schreiben, die ihn seinem Herrn als den beglückten Liebhaber seiner Gattinn verrathen, und zweytens, sich von ihm in ihrem Schlafzimmer überraschen zu lassen. Es ist zu zweifeln, ob seit die Welt steht, irgend einem Sterblichen ein ähnlicher eben so sonderbarer, als halsbrechender Antrag gemacht wurde. Wir wollen es aber damit nicht genau nehmen; wir wollen sogar zugeben, Dorneck habe dem Jäger alle mögliche Entschlossenheit, Gewandtheit und Schurkerey zur Ausführung seines Plans zutrauen dürfen, und sey zugleich gewiß gewesen, von ihm nicht noch größerer Vortheile wegen an den Oheim verrathen zu werden. Da-

für aber erlaube uns der Verfasser die beyden Fragen: Erstens konnte der Neffe vernünftiger Weise auf das Gelingen seines Plans bey dem Oheim rechnen? Und zweytens, worin bestehen die Vortheile, die er sich in diesem Falle zu versprechen hatte? Was der Oheim hätte thun sollen, und was also auch der Neffe erwarten mußte, daß er thun würde, haben wir oben bereits zu umständlich gezeigt, um noch länger bey dieser Frage zu verweilen. Entweder muß die Natur ihre ewigen Gesetze verändern, oder ein Mann wie Landau wird, wenn er auch der Tugend seiner Gattinn nicht mehr glaubt, als dem Scheine, doch den Schein nicht für die Sache nehmen. Er wird auf das Gespenst, das sich zwischen ihn und sein Glück stellt, losgehen. Und wenn er es nicht thut, ist nicht Josephine zu fürchten? Wird diese nicht Alles anwenden, um ihre aufs schändlichste gekränkte Ehre zu retten? Und was muß ihr bey ihrer gänzlichen Unschuld leichter seyn, als am Ende über Ränke den Sieg davon zu tragen, die ihrer Natur nach nur ih-

rem Urheber verderblich werden konnten? Doch Alles soll nach dem Wunsche des Bösewichts gehen. Der Oheim soll blindlings glauben, blindlings verurtheilen; die schwer beleidigte Gattinn soll sich ruhig verhalten, und die Augen sollen ihm nie geöffnet werden, was wird die Folge davon seyn? Josephine wird verstoßen bleiben. Aber wird Landau darum das ganze weibliche Geschlecht hassen? Wie grundlos diese Hoffnung ist, zeigt der Erfolg. Noch ist der Baron nicht von seiner Gemahlinn geschieden, und schon hat er eine neue Verbindung, wahrscheinlich mit dem ersten Frauenzimmer, das er seit der Trennung von der Baroninn kennen lernte, eingegangen. Es soll aber auch hier das Unwahrscheinlichere erfolgen, welche Vortheile kann dem Neffen die Ehelosigkeit des Oheims gewähren? Vielleicht eine reichere Unterstützung, da die Hoffnung, einen Mann, der erst dreyßig und einige Jahre zählt, zu beerben, wenn man nicht Aqua tofana zu Hülfe nimmt, gar zu eitel ist. Um eines eben so un=

wahrscheinlichen, als unbedeutenden Vortheils willen setzt also dieser Mensch, den der Erzähler schon darum, weil der von ihm betrogene Landau sonst gar zu verächtlich würde, schlechterdings nicht als einen Schwachsinnigen konnte schildern wollen, seine ganze Wohlfahrt aufs Spiel, und verkauft sich zugleich einem Elenden zum lebenslänglichen Sclaven! Oder soll uns etwa die Rache sein Verfahren wahrscheinlicher machen? Um diesen Grund gelten zu lassen, müßte man ganz vergessen, was Rache ist, die, sobald sie ihre Zuflucht zur List und zu Ränken nimmt, und also mit kaltem Blute verfährt, ihren Vortheil besser zu berechnen weiß.

Wie der Herr, so der Diener. Wenn der Baron durch seine Handlungsweise auf den Nahmen des Unbegreiflichen Anspruch macht, so hat sein Jäger dafür gesorgt, daß man sich in die seinige eben so wenig finden kann, und beyde mit dem Neffen bilden ein Triumvirat, das um den Preis der Verkehrtheit auf Leben und

Tod zu streiten scheint. Dieser Jäger nähmlich entschließt sich für das Versprechen eines Jahrgehalts von 200 Thalern, sich von seinem Herrn in dem Schlafgemach seiner Gemahlinn antreffen zu lassen. Haben wir hier nicht einen Menschen, dem man eine Schüssel mit Rumforderscher Suppe an den Fuß des Straßburger Münsters setzt, und ihm die Erlaubniß gibt, sie auszuessen, wenn er sich von oben herabstürzt? Doch es ist noch weit ärger. Jener Mensch findet doch richtig seine Suppe, wenn er den Hals nicht bricht. Aber der Jäger? Wer verbürgt diesem den Lohn für seine tollkühne That? Antwort, Baron Dorneck, und also ein Mensch, der von der Gnade seines Herrn lebt, und der ihm schlechterdings nicht Wort halten kann, sobald der Oheim die Hand von ihm abzieht. Noch mehr, er braucht nur diesen von dem Plane des Neffen zu unterrichten, um den ungewißen Vortheil in einen gewißen zu verwandeln. Wahrlich, in einem Feenmährchen, worin die Leute einander behexen, müßte man

Dorneck das Zeugniß geben, er habe ein Meisterstück an dem Jäger gemacht.

Im Vorbeygehen ist auch noch zu erinnern, daß Amalie sich nicht so weit mit Landau hätte einlassen sollen, ohne aufs genaueste von seinem Verhältniß zu seiner vorigen Gattinn unterrichtet zu seyn. Nichts ist bedenklicher für ein zartfühlendes Frauenzimmer, als ein Bündniß mit einem Manne, der seine Gattinn verstoßen hat.

Endlich mußte die Baroninn auch den Jäger nicht, wie sie bekennt, vor allen Leuten ihres Gemahls auszeichnen, und am allerwenigsten ihm Geschenke machen. Diese Begünstigung eines männlichen Bedienten verträgt sich auf keine Weise mit der weiblichen Würde, und der Grund, mit welchem sie ihr Verfahren zu rechtfertigen sucht, daß sie nähmlich ihren Gemahl gleichsam aus der Hand des Jägers empfangen habe, wer kann ihn lesen, ohne zu lächeln, oder vielmehr, ohne ihr einen offenbaren Mangel an Zartgefühl vorzuwerfen? In den Augen einer andern Frau würde vielleicht dieser Umstand den Werth ihres

Mannes vermindern, statt dem Jäger einen Vorzug zu geben. Es erregt offenbar eine widrige Empfindung, wenn man eine Dame es anrühmen hört, sie habe ihren Gemahl gleichsam aus der Hand eines Lackeyen erhalten. Wollte der Verfasser durch diesen Umstand die unwahrscheinliche Leichtglaubigkeit des Barons etwas wahrscheinlicher machen, so hat er auf alle Fälle ein unglückliches Mittel gewählt. Nicht zu gedenken, daß jetzt auch das Verfahren des Jägers gegen eine Wohlthäterinn um so schwärzer, und also unwahrscheinlicher wird.

Vielleicht denken einige Leser bey dieser Erzählung an ein berühmtes Beyspiel, auf welches der Verfasser sich berufen könnte, nähmlich an Shakespear im Othello. Allein abgerechnet, daß mit Shakespear fehlen auch fehlen heißt, so kann Nichts sich unähnlicher seyn, als der Held des unsterblichen Trauerspiels dem Helden unserer Erzählung. Der Mohr ist eifersüchtig von Natur, und ist um so geneigter, an der Treue seines Weibs zu zweifeln, je mehr er sich be-

wußt ist, daß seinem Aeußern Alles fehlt, was Liebe einzuflößen vermag. Hierzu kommen noch zwey sehr hervorstechende Bestandtheile seines Wesens, Wildheit und Rachgier, und was endlich die Hauptsache ist, der Gegenstand der vermeinten Liebe Desdemonas ist ein in jedem Betracht edler und liebenswürdiger Mann, und ihr gleich am Stande. Jagos in einem hohen Grade feines und wohlberechnetes Ränkespiel endlich läßt sich mit Dornecks gar nicht vergleichen.

1810.

Erste Abtheilung.

Die Brautwerbung.

Erstes Kapitel.

Ueber die Schönheit der Königstöchter wundert sich längst kein Mensch mehr, weil sie bey ihnen eine so natürliche Sache ist, als bey der Sonne das Licht und die Wärme, bey dem Feuer die Hitze, und bey dem Eis die Kälte. Indessen sah die Welt doch ein Mahl eine Prinzessinn, die diesen gewöhnlichen Vorzug in einem so ungewöhnlichen Grade besaß, daß die Poeten nicht müde wurden, sie zu besingen, die Mahler nicht, sie zu mahlen, und andere Schönen nicht, sie zu beneiden. Man hatte sie bey ihrer Geburt ordentlich getauft, und ihr wenigstens ein Dutzend

der schönsten Nahmen gegeben. Aber kaum war sie ein wenig herangewachsen, als die Leute es höchst unschiklich fanden, eine Prinzessinn, die mit goldenen Haaren prangte, und der Mutter des Liebesgottes den goldenen Apfel streitig machte, wie andere gemeine Prinzessinnen Amalie, Emilie, Albertine, oder Helene, und nicht Prinzessinn Goldhaar, und um zugleich ihre Reize überhaupt zu bezeichnen, Schönchen Goldhaar zu nennen.

Zweites Kapitel.

Eine schöne Prinzessinn kann es durchaus nicht verhüten, daß sich eine Menge Prinzen, und zuweilen sogar, wenn gleich in größtem Geheim, auch andere junge Herrn von minder edler Geburt in sie verlieben, und wirklich zählte die unsrige gerade so viele Liebhaber, als es Prinzen, Grafen und Edle, Ritter und Knechte gab, die sie gesehen hatten, und sogar — noch Einen mehr. Dieser Eine, der sich auf Treue und Glauben

verliebte, war ein benachbarter König, und sandte, da seine Leidenschaft ihn weder essen, noch trinken, noch schlafen ließ, den Demosthenes unter seinen Hofleuten mit dem gemessenen Befehl nach dem Hofe der Prinzessinn, ihm nicht nur ihr bloßes Jawort, sondern ihre eigene Person mitzubringen.

Drittes Kapitel.

Der Abgesandte, der durch ein Gefolge von hundert Bedienten und Pferden, und den prachtvollsten Reisewagen die Größe seines Herrn ankündigte, sagte der Prinzessinn im Nahmen desselben die schönsten Sachen, und brachte ihr noch weit schönere, nähmlich Hals- und Armbänder von Diamanten, Schnüre von den größten Perlen, Diademe, Gürtel, Ringe und Uhren von unermeßlichem Werth. Aber mit einer Gleichgültigkeit, die sie in den Augen des Ueberbringers zu einem größern Wunder erhob als wenn ihre Haut noch zehn Mahl blendender

ihr Auge noch zehn Mahl funkelnder, und ihr Haar noch zehn Mahl goldener gewesen wäre, schlug sie alle diese Kostbarkeiten aus, und behielt bloß einen Brief feiner englischer Stecknadeln, die in ihrem Reich unter die verbothenen Waaren gehörten.

Was die königliche Bitte um ihre Hand betraf: so weiß man nicht, war die Dame an diesem Tage bloß nicht in der besten Laune, oder hatte die Rede des Gesandten, oder sein Gesicht, oder seine Weste nicht ihren Beyfall. Genug, der König erhielt für sein Geschenk einen Korb, und noch spitziger als seine Stecknadeln waren die Reden, mit welchen sie den Gesandten entließ.

Zum Glück war der König nicht von der wilden Art, und statt also in der Wuth über die Sprödigkeit der Prinzessinn eine Armee ins Feld zu stellen, ein Paar Länder zu verheeren, und hundert tausend Menschen schlachten zu lassen, machte er es wie die unglücklichen Liebhaber in gewißen Romanen und Schauspielen. Er weinte

wie ein Kind, und die Leute, die ihn trösten wollten, goßen Wasser in ein Sieb.

Viertes Kapitel.

Mitten in seiner Traurigkeit hinterbrachten dem König einige seiner getreu dienstfertigsten Diener, sein Günstling Allbeliebt habe aus Gelegenheit der mißlungenen Brautwerbung sich einige höchst anzügliche Anmerkungen erlaubt.

Dieser junge Mensch, der nicht weniger Geist als Schönheit besaß, wurde darum von den Leuten Allbeliebt genannt, weil er wirklich bey Allen, die ihn nicht um die Gunst des Königs beneideten, beliebt war. Dieser Neider zählte man aber so viel, als Höflinge, und sie waren es auch, die ihn bey dem König angeklagt hatten.

Das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, bestand darin, daß er, indem er seinen Herrn wegen des empfangenen Körbchens von der stolzen Prinzessinn beklagte, die Worte fallen ließ, er wünschte, der König hätte ihn zum

Gesandten gewählt, und bürge mit seinem Kopf dafür, das Land hätte bereits Hoffnung zu einem Thronerben.

Diese Worte mochten ein wenig Eitelkeit verrathen. Aber um ein Verbrechen darin zu finden, mußte man nothwendig ein Hofmann seyn, und man ist mit Recht begierig, zu erfahren, wie die Neider es angriffen, um seine unschuldige Zuversicht in einem Lichte darzustellen, das den Zorn des Königs gegen den geprüften Liebling reizte. Was konnte, ließen sie sich vernehmen, was konnte der Majestäts-Beleidiger Anders sagen wollen, als die Person des Gesandten, nicht die Person des Königs ist es, durch welche die Prinzessinn sich das Herz rühren läßt, und wenn sie diesem ihr Jawort gibt, so geschieht es bloß aus Liebe zu jenem?

Der König fand Nichts einleuchtender, als diese Deutung, und Nichts gerechter, als daß der Liebling ungehört, und ohne Hoffnung der Erlösung in den großen Thurm geworfen werde.

Fünftes Kapitel.

Man kann alt werden in einem Thurm, wenn man zu essen und zu trinken hat. Aber da dem armen Allbeliebt weder Brot noch Wasser gebracht werden durfte, so wäre er ohne Zweifel in seinem Gefängniß, ob es gleich einem Beckerladen gegenüber lag, und er hart am Fuße desselben ein klares Bächlein vorbeyfließen sah, verschmachtet, noch ehe sein Bart Zeit gehabt hätte, auch nur eine halbe Elle lang zu wachsen, wenn das Schicksal gegen ihn nicht barmherziger gewesen wäre, als es gewöhnlich gegen arme Gefangene zu seyn pflegt.

Er sprach nähmlich, als er kaum noch sprechen konnte, mit dem einzigen Menschen, der ihm sein Ohr lieh, mit sich selbst, und sagte unter Anderem: Warum muß der treueste Diener seines Königs der unglücklichste seyn? O wäre dieser irdischen Gottheit die Gabe der himmlischen, in den Herzen zu lesen, verliehen, wie schnell würde sich die höchste Ungnade in die

höchste Gnade verwandeln! Nur darum drückt mich das Gewicht meiner Leiden so schwer, weil sie mich die theuerste meiner Pflichten, die Pflicht, dem besten Könige zu dienen, nicht erfüllen lassen.

Diese Worte wurden von den meisten Höflingen, die sich gerade in der Nähe des Gefängnißes befanden, vernommen. Aber keiner würde sie so treulich, wie jene andere Rede des Gefangenen, die ihn ins Unglück stürzte, dem Könige hinterbracht haben, und es war also ein Glück, daß dieser, der selbst gegenwärtig war, sie mit eigenen Ohren hörte. Aber nicht genug, daß er hörte. Er wollte heute auch ein Mahl sich selbst regieren, und machte daher einigen Ohrenbläsern, die, als sie sahen, daß er den Klagen des Lieblings einige Aufmerksamkeit schenkte, nicht ermangelten, ihm zu Gemüth zu führen, wie wenig es sich für einen König zieme, auf das Wimmern eines Unglücklichen zu achten, der auf höchsten Befehl unglücklich sey, ein finsteres Gesicht. Ein König, sprach er, darf für keine Klagen

taub seyn, am wenigsten für die Klagen eines Unglücklichen, den er selbst zu einer nur zu furchtbaren Strafe verdammt hat. Er bestieg sogar, da der Gefangene fortfuhr, sich über sein Elend zu beklagen, und für den erlauchten Urheber desselben die Götter um Segen anzuflehen, den grauenvollen Thurm in eigener Person. Auf sein Rufen erschien der Gefangene, und fiel zuerst aus Ehrfurcht auf seine Knie, und dann vor Betrübniß und Entkräftung in Ohnmacht. Als er sich erhohlt hatte, sprach er, indem er dem Könige die Füße küßte: Ich sterbe, mein König! Aber soll mein Tod nicht der bitterste seyn, o so laß mich den Trost mit ins Grab nehmen, daß meine letzten Worte meinen Herrn, gegen den meine Treue keinen Augenblick wankte, von meiner Unschuld überzeugten! Ich verlange keine Gnade. Ich will nur das Verbrechen wissen, dessen man mich beschuldigt, und so gewiß der Unschuld die Gewalt der Ueberzeugung verliehen ist, so gewiß wird Deine Majestät erken=

nen, daß der unglücklichste Deiner Diener nie aufgehört hat, Deiner Gnade würdig zu seyn.

Ist der Mensch meiner Gnade würdig, antwortete der König, der die Vermessenheit hat, mich zum Ziel seines Spottes zu machen? Erinnerst Du Dich, daß Du öffentlich behauptetest, um die Hand der Prinzessinn Schönchen Goldhaar zu erlangen, hätte ich Dich an sie abordnen müßen? Soll ich Deinen Verdiensten eine Gemahlinn verdanken?

Erlauben mir Eure Majestät, erwiederte Allbeliebt, mich durch ein Beyspiel zu rechtfertigen. Große Prinzen pflegen der Prinzessinn, die sie zu ihrer Gemahlinn machen wollen, ihr Bildniß zu senden. Ist es aber bloß das Verdienst des Mahlers, wenn die Gestalt den gewünschten Eindruck macht, und bin ich also ein Verbrecher, wenn ich mir schmeichelte, Niemand sey geschickter, ein Gemählde von den unvergleichlichen Eigenschaften des größten und liebenswürdigsten der Könige zu entwerfen, als der treueste seiner Sklaven?

Die eben so feine, als schmeichelhafte Art, mit welcher Allbeliebt ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen zu einem Verdienst erhob, überraschte den König im höchsten Grad. Er konnte nicht begreifen, wie sein Scharfsinn sich von der boshaften Auslegungskunst seiner Höflinge so sehr hatte täuschen lassen, und blickte die Verleumder jetzt eben so zornig, als den Liebling freundlich an.

Sechstes Kapitel.

Die Leiden des Unschuldigen hatten also ein Ende, und kaum hatte er sich mit Trank und Speise erquickt, als der König ihn in sein Kabinett rufen ließ.

Allbeliebt, sprachen Se. Majestät, es geht mir, trotz meiner Krone und meinem Zepter, mit meiner Liebe wie dem gemeinsten Schäfer. Je kaltsinniger die Prinzessinn Goldhaar mich behandelt, desto heißer glüht meine Flamme, und kurz, ich stehe Dir für keine Tragödie, wenn

die Unerbittliche sich nicht bald erbitten läßt. Ich muß aufhören zu schmachten, wenn ich nicht verschmachten soll. Eile also, und rechtfertige mein und Dein Vertrauen zu Deiner Herzenseroberungskunst, und leistest Du mir wirklich den größten aller Dienste: so sollst Du erfahren, daß der glücklichste König auch der dankbarste ist.

Noch heute will ich abreisen, erwiederte Allbeliebt, und bat sich, statt des prächtigen Staatswagens, den der König ihm anboth, nur ein Pferd, und zu seiner Beglaubigung einen Brief an die Prinzessinn von ihm aus.

Siebentes Kapitel.

Unterwegs mußte der Reiter öfters absteigen, um passende Gedanken, die ihm für seine Anrede an die Prinzessinn in Menge einfielen, in seine Schreibtafel aufzuzeichnen, und das erste Mahl, da er sich zu diesem Zweck auf einer Wiese an den Rand eines von Weiden beschatteten Bachs gesetzt hatte, sah er am Bo=

den einen nach Luft und Wasser schnappenden Karpfen liegen, der bey dem Fliegenhaschen zu hoch gesprungen, und ins Gras gefallen war. Ein Anderer hätte den Fisch sogleich ans Feuer gesetzt, statt ihn ins Wasser zu werfen. Aber Allbeliebt hörte mehr auf die Stimme seines Herzens, als auf die verderblichen Rathschläge des aller Barmherzigkeit spottenden Magens, und sah sogleich seine Großmuth durch die rührendste Dankbarkeit belohnt. Der Karpfen nahm sich kaum Zeit, sich ein wenig von seiner Ohnmacht auf dem Grunde des Wassers zu erhohlen, als er wieder zum Vorschein kam, um die süßeste Pflicht gegen seinen Erretter zu erfüllen. Allbeliebt, sagte der sonst stumme Fisch, Sie haben mich mit einer Discretion behandelt, die mich in Erstaunen setzt. Die Menschen pflegen sich sonst gegen uns Fische ganz anders zu betragen. Ich bin kein Freund von vielen Worten, und darum sage ich Ihnen bloß, so dankbar, als Ihre Brüder sind, kann Gottlob! ein

ehrlicher Fisch auch noch seyn. Adieu, auf Wiedersehen, und glückliche Reise!

Achtes Kapitel.

Dem Abenteuer mit dem Karpfen folgte ein zweytes mit einem Adler und einem Raben. Jener verfolgte diesen, um das Recht des Stärkern an ihm auszuüben, und unser Wanderer, der dieses Recht für das brutalste Unrecht hielt, setzte ihm durch eine Kugel Schranken, die er dem Adler in die Luft nachschickte. Von einem Raben erwartet man wenig edle Regungen, und daher war Allbeliebt ganz überrascht, als der Galgenvogel ihm ebenfalls Komplimente über seine Großmuth machte. Es ist, sprach er, vielleicht nie erhört worden, daß man einen Adler todt schießt, um einen Raben zu retten. Aber um so mehr haben Sie mich zu Ihrem Schuldner gemacht, und wenn Sie über kurz oder lang diesem oder jenem Schurken die

Augen ausgehackt wünschen: so zählen Sie auf meine Klauen.

Neuntes Kapitel.

Einen noch größern Unfug verhinderte der gute Allbeliebt bey seinem Eintritt in einen großen Wald. Er hörte nähmlich eine Eule so jämmerlich heulen, daß er gleich dachte, der gute Vogel muß große Ursache haben, betrübt zu seyn. Entweder hat er Vater und Mutter, oder Frau und Kinder, oder gar seine Freyheit verloren. Voll Mitleid ging er der Stimme nach, und fand die Eule wirklich im Netz eines Jägers verwickelt. Unerträglich! dachte er, indem er sie losmachte, Rohheit und Unwissenheit in Gestalt eines Jägers bekämpfen Bildung und Wissenschaft in Gestalt des Vogels der Minerva. Die Eule zeigte eben so viel Witz als Dankbarkeit in der schönen Rede, die sie ihrem Befreyer zu Ehren hielt? Ich finde keine Worte, sagte sie, nachdem sie eine Menge derselben

verschwendet hatte, Ihnen zu sagen, wie sehr ich von Ihrer Güte gerührt bin. Ob ich Gelegenheit finde, Sie vom Tode zu erretten, weiß ich nicht. Aber wenn Sie meiner Dienste bedürfen, so verlassen Sie sich darauf, daß ich nicht erst warte, bis Sie mich rufen. Ich wäre nicht werth, eine Eule zu seyn, wenn ich mich von irgend einem Menschen an Dankbarkeit übertreffen ließe.

Zehntes Kapitel.

Ohne ein weiteres Abenteuer erreichte der Abgesandte die Residenz der Prinzessinn, und kaum hatte er sein Kleid von Goldstoff angelegt, und sich mit einer reichgeschmückten Schärpe gegürtet, als er, den mit rothen und weissen Federn prangenden Hut in der einen Hand, und in der andern ein Körbchen mit einem niedlichen Hündchen, das er zum Geschenk für die Prinzessinn in Bologna gekauft hatte, sich nach ihrem Pallast führen ließ. Die Pracht desselben,

die Kostbarkeit des Hausraths, der Ueberfluß an Gold, Silber und Edelsteinen, die Menge der geschmackvollsten Gallakleider, mit welchen er Tische, Stühle und Sophas belegt sah, erfüllten ihn mit Erstaunen und — Furcht. Der Himmel, dachte er, sey einem König gnädig, wenn seine Gemahlinn es bey ihm auf den nähmlichen Fuß zu treiben gedenkt! Und wird sie sich von einem Schloß, wie das ihrige, mit allen seinen Herrlichkeiten, bloß einem Manne zu lieb trennen wollen?

Als man ihn bey der Prinzessinn meldete, wiederhohlte sie sogleich seinen Nahmen in einem Ton, der eine sehr günstige Stimmung für ihn ahnen ließ. Allbeliebt! sagte sie, Allbeliebt? Führt der Mensch diesen Nahmen mit Recht, so muß er ja von Jedermann geliebt werden. Ich habe Nichts dagegen, wenn er sich nur nicht einfallen läßt, auch bey mir sein Vorrecht geltend zu machen.

Leider, Ihre Hoheit, antworteten ihre Damen, ist dieser Gesandte der gefährlichste Mensch,

den man vielleicht jemahls an eine Prinzessinn abgeschickt hat. Man sieht sich gar nicht satt an ihm, wenn man sich gleich selbst sagt, daß es nicht schicklich ist, ihn anzusehen, und wirklich vergaßen wir sogar die Vergißmeinnicht in unserem Nährahm, und Nadel und Seide, so lange er im Zimmer war.

Was muß ich hören! rief die Prinzessinn, Damen, meine Damen, Thörinnen, die sich zu einem Geschlecht mit mir rechnen, sehen, nach wem? nach einer Mannsperson! Unglaublich, unerhört, unverantwortlich! Doch geht, mir mein Kleid von himmelblauem Silberstoff zu bringen! Lauft nach frischen Blumenkränzen für meine Haare! Geschwind, ordnet mir die Locken! Was zögert Ihr? Wollt Ihr, daß der Abgeordnete aller Welt sage, mein Nahme sey eine Lüge?

Im Augenblicke schwärmten und summten die dienstfertigen Künstlerinnen gleich geschäftigen Bienen um ihre Gebieterinn. Zwanzig Hände verrichteten Nichts, weil jede Alles verrichten

wollte, und der Thurmbau ihrer Haare wurde beynahe durch dieselbe Sprachverwirrung vereitelt, wie der zu Babylon. Endlich aber schlug sich ein Heer von Toiletten-Sylphen ins Mittel, und diese unsichtbaren Hülfstruppen der weltbeherrschenden Mode brachten mit zauberischer Allgewalt in einer Sekunde zu Stande, was menschlichem Witz ewig unmöglich geblieben wäre. Wie Venus dem Meere, entstieg jetzt ihre neugeschaffene Schwester dem Putzzimmer, um in der großen Spiegel-Gallerie, die ihr ihre Gestalt tausendfach zurückgab, gleich dem betrachtenden Weisen, der sein Inneres erforscht, prüfende Blicke auf ihr Aeußeres zu werfen, und als sie sah, daß auch in dieser Schöpfung von Band und Spitzen, von Schleifen und Nadeln, von Talg und Puder Alles gut war, bestieg sie ihren Thron von Gold, Elfenbein und Ebenholz, den eine Atmosphäre von balsamischen Wohlgerüchen umfloß. Ihre Mädchen mußten ihre harmonischen Instrumente und ihre melodischen Stimmen ertönen lassen. Aber Spiel und

Gesang durften, um die Ohren nicht durch das Geräusch alltäglicher Concerte zu beleidigen, kaum die Grenzen des sanftesten Flisterns überschreiten.

Eilftes Kapitel.

Allbeliebt trat in den Saal, und fühlte beym Anblick dieser Königinn der Schönheit und des Liebreizes, bey dieser in Anmuth verschmolzenen Majestät, bey dieser huldvollen Hoheit, bey diesem lächelnden Ernst, bey dieser würdevollen Grazie, sich so sehr in Entzücken, Anbeten, Bewundern und Erstaunen verloren, daß es um alle seine in die Schreibtafel gesammelten Gedanken geschehen war, und er kaum derjenigen mächtig blieb, die er brauchte, um seiner selbst sich bewußt zu seyn. Er hielt in der Angst eine ganz neue Rede aus dem Stegreif, die ihm aber selbst beynahe noch besser schien, als die studierte, und schloß mit der Bitte, daß die Prinzessinn ihm nicht den Verdruß machen möchte, in den Wind gesprochen zu haben.

Mein Herr Abgeordneter! antwortete die Prinzessinn mit einer Stimme, die den Verbrecher, dem sie ein Todesurtheil ankündigte, entzückt hätte, ich gestehe Ihnen, ich hätte, ehe ich Sie hörte, in meinem Leben nicht gedacht, daß sich so viele vernünftige Gründe für eine so heillose Sache, als eine Heirath ist, anführen ließen, und wenn ich irgend einem Menschen die verwegene Bitte, mit der Sie mich behelligten, gewähren könnte, so wären Sie es. Allein vor der Hand steht Ihrem Antrag ein Hinderniß im Weg, das Sie ein wenig schwer zu beseitigen finden werden. In dem Fluße, den Sie von meinem Schloß aus erblicken, liegt mein Ring. Er entfiel mir vor einigen Monaten bey einer Wasserfahrt, und da er mir lieber ist, als drey Königreiche und alle Männer in denselben: so schwur ich, selbst dem großen Mogol meine Hand zu versagen, wenn nicht er, oder sein Gesandter eben dieser Hand ihren Ring wieder verschaffen würde. Sie kennen nun meine Bedingung und je schöner Ihre

Worte sind, desto besser werden Sie thun, sie zu sparen. Ich schwöre Ihnen, von nun an finden Sie keine tauberen Ohren in allen meinen Staaten, als die meinigen.

Zwölftes Kapitel.

Allbeliebt war über eine Zumuthung, die sich besser für einen Taucher, oder einen Perlenfischer, als für einen königlichen Gesandten schickte, nicht wenig betreten, und gab bereits die Hoffnung auf, sein Geschäft mit Ehren zu vollenden. Er bat die Prinzessinn, wenigstens den Korb mit dem Hündchen anzunehmen. Aber sie antwortete: Meinen Ring sollen Sie mir bringen, und keinen Hund im Korb, kehrte ihm den Rücken, und ließ ihn stehen.

Was sollte er thun? Die Prinzessinn hassen? Verdient hatte sie es wohl. Aber nicht zu gedenken, daß sie viel zu liebenswürdig war, um gehaßt zu werden, erhielt er dadurch weder den ins Wasser gefallenen Ring, noch ihre Hand.

Er verzieh ihr also, und begnügte sich, recht herzlich betrübt zu seyn. Ohne zu essen warf er sich aufs Bett, und seufzte und stöhnte die ganze Nacht. Vergebens löste sogar die kleine Kapriole, sein Hündchen, das Band ihrer Zunge, um ihm Muth einzusprechen. Beruhigen Sie sich, bester Herr! sagte sie, wer bey Jedermann beliebt ist, wie Sie, muß es nothwendig auch bey dem Glück seyn. Ist es gleich keine so ganz leichte Sache, einen verlorenen Ring in einem Fluß zu finden, so ist es doch auch, besonders wenn man sich vor dem Ertrinken in Acht zu nehmen versteht, nicht gerade unmöglich. Lassen Sie also, sobald der Tag anbricht, uns an den Strom gehen, und ich will mein bestes Halsband verlieren, wenn wir den Ring nicht finden, und die Prinzessinn auslachen. Allbeliebt gab der gutmüthigen Schwäzerinn einige sanfte Schläge mit der Hand, ohne ihr zu antworten, und schlief endlich ein. Aber sobald er am folgenden Morgen aufgestanden war, bestürmte sie ihn so lange mit Bitten und Ermahnungen, bis er sich endlich entschloß, sich

anzukleiden, um einen Spaziergang mit ihr zu machen. Sie führte ihn in den Garten, und ohne daß er es merkte, immer weiter, bis sie endlich das Ufer des Stroms erreichte. Hier ging der trostlose Gesandte, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, mit übereinandergeschlagenen Armen schwermüthig auf und nieder, und überlegte, ob es nicht das Vernünftigste wäre, sich ins Wasser zu stürzen, statt, wenn er ohne die Prinzessinn zurückkehrte, sich von dem ganzen Hofe verspotten, und von dem König wieder in den Thurm werfen zu lassen.

Dreyzehntes Kapitel.

Mitten in den verzweiflungsvollen Betrachtungen Allbeliebts ließ sich nicht fern von ihm eine Stimme hören. Allbeliebt, Allbeliebt! rief es deutlich. Er blieb stehen, und sah sich um. Da sich aber weit und breit kein Mensch blicken ließ, so glaubte er sich geirrt zu haben, und ging weiter. Allbeliebt, Allbeliebt! rief es aber=

mahl. Wer ruft mich? fragte er unmuthig. Niemand antwortete. Endlich sagte die kleine Kapriole, die am Wasser hinschnüffelte: Sie werden mich auslachen. Aber eine Katze will ich seyn, wenn es nicht dort der große Goldkarpfen ist, der Sie so vertraulich beym Nahmen ruft, als wäre er ein Gesandter wie Sie, oder Sie ein Karpfen, wie er. Nun wundere man sich noch über irgend eine Seltsamkeit! Zugleich näherte sich auch der Fisch, und sprach zu Allbeliebt: Ein Mann, ein Wort! Ich habe nicht vergessen, was ich Ihnen bey meinem neulichen Abenteuer versprach. Dankbar wollte ich Ihnen mich bey der nächsten Gelegenheit für die Großmuth bezeugen, daß Sie keine Fastenspeise aus mir machten, und freue mich, daß diese Gelegenheit jetzt schon gekommen ist. Eine gewiße launenvolle Prinzessinn muthet Ihnen zu, ihr einen verlorenen Ring in diesem Fluße zu suchen, und ohne mich würden Sie nicht ihn, sondern den Tod finden. Erlauben Sie mir also, Ihnen das Kleinod zu überreichen. Allbeliebt bückte sich nach dem Was-

ser, nahm den Ring aus dem Munde des Fisches, und nachdem er dem redlichen Finder mit vieler Rührung gedankt hatte, eilte er mit noch größerer Freude nach dem Pallast der Prinzessinn.

Vierzehntes Kapitel.

Der gute Mensch wird kommen, um Abschied zu nehmen, sagte die Prinzessinn, als der Gesandte sich melden ließ. Es ist freylich eine mißliche Sache, einen Ring aus einem Fluße zu hohlen, und man unterzieht sich lieber einem solchen Geschäft gar nicht, als daß man Schande damit einlegt. Desto größer war ihr Erstaunen, als Allbeliebt den Ring hervorzog, und ihr ihn mit der Erinnerung an ihr gegebenes Wort überreichte. Hexerey und kein Ende! sagte sie. Wie viele Schwarzkünstler und Zauberinnen haben Sie in Ihrem Solde. Wenigstens werden Sie mich nie bereden, daß Sie auf eine natürliche Art zu dem Ringe gekommen sind.

Allbeliebt hatte bekanntlich in diesem Punct

nicht das beste Gewissen. Aber er schrieb, indem er dreist allen natürlichen und übernatürlichen Beystand läugnete das Wunder einzig und allein seiner Dienstbeflissenheit gegen die Prinzessinn zu, und es war also seine eigene Schuld, daß sie seine Gefälligkeit sogleich auf eine zweyte, noch gefährlichere Probe setzte. Da es, sagte sie, Ihnen so leicht wird, Abenteuer zu bestehen, vor welchen jedem Andern die Haut schauert, so wissen Sie mir es ohne Zweifel noch Dank, wenn ich Sie bitte, einem gewißen Riesen, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu heirathen, eben diesen Kopf abzuschlagen. Der Schurke, Galifron heißt er, hat schon hundert Körbe von mir bekommen, und erst kürzlich ließ ich ihm sagen, ich hätte nicht Lust, einen Kirchthurm, mit welchem das plumpe und steinerne Ungeheuer die größte Aehnlichkeit hat, zum Manne zu nehmen. Aber Nichts desto weniger fährt er fort, mich mit seiner verdammten Liebe zu verfolgen, und droht bald mich zu fressen, bald frißt er mir meine be-

sten Unterthanen wirklich. Spassen läßt sich, da er alle Taschen voll Kanonen hat, nicht mit ihm, und ich weiß jeden Augenblick nicht, wenn er mir meinen Pallast und meine Residenz obendrein zusammenschießt. Zeit also, mein Herr! ist, wie Sie sehen, keine zu verlieren, und wenn Sie sich heute noch auf den Weg machen, so ist es besser, als wenn Sie bis morgen zaudern.

Fünfzehntes Kapitel.

So eine unbeschreibliche Freude es einem Roland, einem Amadis, oder sonst einem wackern Degen macht, wenn eine Prinzessinn ihn der Ehre würdigt, für sie mit einem Riesen zu kämpfen, so wenig war es dem guten Allbeliebt, der nicht unter Waffen, sondern bey Hofe, wo man bekanntlich nicht einmahl einem Zwerg, vielweniger einem Riesen den Kopf abhauen lernt, groß gesäugt worden war, zu verdenken, wenn er mit dem halsbrechenden Auftrage lie-

der verschont geblieben wäre. Aber sollte er der Prinzessinn Ursache geben, seine Gefälligkeit und seine Herzhaftigkeit zugleich zu bezweifeln? Nach einigem Bedenken sagte er also: Es sey! Ich will mit dem Goliath kämpfen, oder mit andern Worten, ich will von seiner Hand sterben. Ich bin weder ein David, noch ein Eisenfresser, und was kann ich also anders erwarten, als daß ich gegen jeden Riesen den Kürzern ziehe? Aber ich bitte mir aus, daß wenn ich todt bin, man wenigstens meinem Muth Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Sechzehntes Kapitel.

Diesen Rittergeist hatte die Prinzessinn bey dem zarten Abgesandten gar nicht gesucht, und da ihr im Grunde nicht viel an dem Kopf des Riesen, den sie für einen Bramarbas hielt, gelegen war, wenn sie nur den König nicht heirathen durfte: so bemühte sie sich jetzt selbst mit allem Ernst, ihn von dem gefahrvollen Abenteuer zu-

rückzuhalten. Allein es war zu spät. Allbeliebt hatte einmahl den Riesenkopf in dem seinigen, und blieb taub gegen alle ihre Bitten. Er setzte sich auf der Stelle mit seinem Hündchen im Korb zu Pferd, und zog aus, um mit zwey Köpfen, oder mit gar keinem zurückzukehren. Indessen schien ihm der letzte Fall bey weitem der wahrscheinlichere, und je näher er dem Gebiethe des Riesen kam, desto stärker schlug ihm das Herz, besonders da die Leute, bey welchen er sich nach ihm erkundigte, dem Enakssohn alle Menschlichkeit absprachen. Sein Hündchen, welches ein Löwe zu seyn verdient hätte, sparte jedoch keine Beredsamkeit, um ihn ein wenig von seinem eigenen Muth einzuflößen. Fürchten Sie sich doch, sprach es, vor dem einfältigen Riesen, als ob er schon eine ganze Armee aufgefressen hätte, und am Ende brauche ich ihn bloß, so lange Sie mit ihm kämpfen, ein wenig in die Füße zu beißen, um Ihnen den Sieg zu verschaffen, da Nichts leichter ist, als daß Sie, während er sich bückt, um mich wegzujagen, ihm mit Ihrem

Schwert den entscheidenden Hieb beybringen. Allbeliebt lächelte über den guten Willen des Hündchens. Aber um seinen Kleinmuth zu verbannen, hätten ihm ein Paar Leoparden ihren Beystand versprechen müßen.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter den schwermüthigsten Betrachtungen setzte der Gesandte seinen Weg fort, und endlich sah er das Schloß des Goliaths, das die Riesenmäßigkeit seines Bewohners ankündigend, sein Haupt in den Wolken verbarg und den Raum einer kleinen Stadt bedeckte, vor sich liegen. Der Weg zu demselben war ganz mit Menschenknochen, Schädeln und Gerippen bedeckt, die der Riese, der wenig gute Zähne mehr hatte, nicht zermalmen konnte. Er ließ nicht lange auf sich warten, und Allbeliebt sah ihn aus dem Dickicht eines Walds hervorkommen. Seine Schritte waren — Riesenschritte, und sein Kopf ragte weit über die höchsten Bäume hinaus. Der

Ruf, der gern Alles vergrößert, hatte also diesem ächten Abkömmling der Giganten kaum Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihn beynahe verkleinert. Indessen schien doch das Ungeheuer in den schönen Künsten, wenn sie gleich seine Sitten nicht gemildert hatten, und ihn, wie manche andere schöne Geister, die keine Riesen, sondern Zwerge an Leib und Seele sind, noch immer eine Bestie seyn ließen, nicht ganz verwahrlost. Er sang nähmlich, freylich in dem scheußlichsten Baß, vor welchem sich jemahls menschliche Ohren entsetzt haben, folgende Stanze:

Nichts taugen die Menschen von jedem Geschlechte,
Die Weissen, die Schwarzen, die Herrn und die Knechte!
Ich fresse sie sämmtlich mit Haut und mit Haaren,
So kann ich den Göttern die Sündfluth ersparen.

Achtzehntes Kapitel.

Wenn der Herr Riese ein eben so schlechter Held als Poet ist, so ist mir sein Kopf so gut als gewiß, dachte Allbeliebt, und antwortete dem Felsen erschütternden und Bäume aus den Wurzeln singenden Orpheus auf seine eben so viel Misanthropie als Egoismus verrathende, wahrscheinlich poetische Erstgeburt aus dem Stegreife mit folgender Antistrophe:

Du lästerst die Menschen von jedem Geschlechte,
Die Weissen, die Schwarzen, die Herrn und die Knechte!
Doch frißt du sie nimmer mit Haut und mit Haaren.
Die Mühe wird Allbeliebts Schwert dir ersparen.

Dem Riesen drang diese Parodie nur wie ein leises Flistern in die Ohren, und noch schwerer wurde es ihm, den ihm Trotz biethenden Sänger, der ihn durch fortgesetzte Schmähungen zu reizen suchte, von seiner Höhe herab zu entdecken. Sobald er ihn aber erblickte, schwang

er seine eiserne Keule, und sicher hätte der arme Allbeliebt weder gute noch schlechte Verse mehr parodirt, wenn nicht ein Deus ex machina in Gestalt eines Raben sich noch im rechten Augenblicke ungebeten zu seinem Beystand aufgeworfen hätte. Der muthige Vogel setzte sich dem Riesen auf den Kopf, und hackte ihm, wie einem armen Sünder auf dem Rade, gerade da er seinen winzigen Feind mit einem Streich zu zerschmettern im Begriff war, beyde Augen aus.

Neunzehntes Kapitel.

Welcher Sehende wird sich von einem blinden Feind überwinden lassen, wenn dieser auch Herkules selber wäre? Und war es also ein Wunder, daß Allbeliebt dem Riesen, dem das Blut in Strömen über das Gesicht floß, und der alle Bäume und Sträuche umher, nur seinen Gegner nicht, die Schärfe seines Schwertes und die Stärke seines Arms erfahren ließ, eine Wunde um die andere beybrachte, während er

selber so unverletzt blieb, als ob er mit Damen um Pfänder spielte? Endlich erbebte die Erde von dem Falle des siebenfachen Goliaths, und während Allbeliebt, keuchend und von Schweiße triefend, sein ungeheures Haupt vom Rumpfe trennte, krächzte ihm der hülfreiche Rabe, der seinen Rückzug auf einen Baum genommen hatte, zu: Mit dem Riesen bezahle ich den Adler, den Sie aus Freundschaft für mich zu erlegen die Güte hatten. Ich versprach Ihnen den Dienst zu vergelten, und erwarte jetzt Ihr Urtheil, ob ich Wort gehalten habe.

Sie sind, antwortete Allbeliebt, der honetteste Rabe, der jemahls Galgen und Rad mit seiner Gegenwart beehrte. Der Dienst, den Sie mir leisteten, verhält sich zu dem, welchen ich Ihnen zu erzeigen so glücklich war, wie dieser Riese zu dem von mir erlegten Adler, und ich werde also ohne Zweifel Ihr ewiger Schuldner bleiben müßen. Mit diesen Worten schwang er sich aufs Pferd, und ritt mit dem blutigen Zeichen seines Siegs nach der Stadt zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Da es die meisten Leute ungemein gern sehen, wenn ein Anderer Riesenköpfe für sie abschlägt, während sie auf dem Faulbette ihrer Gemächlichkeit pflegen, so lief bey Allbeliebts Ankunft Alles, was laufen konnte, und bestreute seinen Weg mit einer ganzen poetischen Blumenlese von Lobsprüchen. Die Prinzessinn hörte das Getümmel in ihrem Zimmer, und glaubte, es bedeute seinen Tod. Aber noch ehe sie Zeit hatte, aus dem Fenster zu sehen, erschien der Held selbst vor ihr, und warf sich und den ungeheuersten Kopf, der jemahls, seitdem es Riesen und Prinzessinnen gibt, abgeschlagen wurde, zu ihren Füßen. Hier, sprach er, ist der Kopf, mit dem ich endlich Ihre Hand für meinen König verdient zu haben, mir schmeichle.

Ja wohl schmeicheln Sie sich, antwortete die Schöne. Ist die Hand einer Prinzessinn nicht unter Brüdern hundert Riesenköpfe werth,

und Sie verlangen die meinige für einen einzigen! Aber statt der neun und neunzig Köpfe, die ich noch fordern könnte, will ich so billig seyn, mich mit einem Fläschchen Wasser zu begnügen, das in der dunkeln Höhle zu bekommen ist. Die dunkle Höhle, merken Sie wohl auf, ich will sie Ihnen so deutlich beschreiben, daß Sie nicht leicht irren können, die dunkle Höhle also ist eine Grotte, die ungefähr sechs Stunden im Umfang hat, und von einem Paar feuerspeyenden Drachen bewacht wird. In dieser Grotte finden Sie, wenn Sie das Drachengeschmeiß aus dem Wege geräumt haben, ein tiefes, tiefes Loch, worin Sie von Drachen Nichts zu fürchten haben, weil es bloß mit Kröten, Schlangen und Ottern angefüllt ist. Das Loch enthält in einer nochmahligen Vertiefung, deren verpestete und erstickende Luft, wie man sagt, die wenigsten Leute ertragen können, eine Gruft, und wenn Sie lebendig bis in diese gelangen, so haben Sie weiter Nichts zu thun, als aus der darin fließenden Quelle der Schönheit und

Gesundheit die Phiole zu füllen, die ich Ihnen hiemit zustelle. Vermuthlich haben Sie bereits ein Kompliment auf der Zunge, welches darauf hinausläuft, daß meine Reize keinen Zuwachs mehr erhalten könnten. Aber neben dem, daß Sie das Schönheitswasser auch in diesem Punct eines Bessern belehren wird, besteht seine vorzüglichste Eigenschaft darin, daß es der Schönheit zugleich die Unvergänglichkeit mittheilt. Mit Einem Worte, es verwandelt Alter in Jugend, und Häßlichkeit in Schönheit, und wo es diese beneidenswürdigen Vorzüge schon findet, verwahrt es sie gegen die Verheerungen der Zeit. Also noch ein Mahl. Vergessen Sie es nicht, daß Sie in dreyerley Tiefen hinabzusteigen haben: Zuerst in die von Drachen bewachte Höhle, dann in das Loch voll Schlangen, Kröten und Ottern, und endlich in die verpestete Gruft mit dem Schönheitswasser.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Allbeliebt, der voraussah, daß die Prinzessinn von dieser Zumuthung am wenigsten abstehen würde, ersparte sich jeden Einwurf gegen dieselbe, und wunderte sich nur, daß er erst den Ring hatte hohlen, und dem Riesen das Lebenslicht ausblasen müßen, ehe die Reihe an das Schönheitswasser kam. Er versprach ihr, sein Möglichstes zu thun, um auch dieses schwerste aller Abenteuer mit Ruhm zu bestehen, und trat in Gesellschaft seiner Kapriole und mit seinem gewöhnlichen Mangel an Selbstvertrauen sogleich die Reise nach der fürchterlichen Höhle an. Die Leute, die ihm begegneten, bezeugten ihren Unwillen in den stärksten Ausdrücken, daß ein junger Mensch von so vieler Liebenswürdigkeit von einer hartherzigen und übermüthigen Prinzessinn so muthwillig in den Tod geschickt würde. Wenn nur, sprachen Einige, der gute Herr gleich von den feuerspeyenden Drachen verschlungen wird! Ein solcher Tod ist doch immer

noch erträglicher und ehrenvoller, als wenn er durch das garstige Ungeziefer der Schlangen, Kröten und Ottern umkommt. Und wenn er vollends das Unglück hätte, bis in die Gruft zu gelangen! Dort sollen gar alle Teufel los seyn. Ja es heißt .... Doch man spricht nicht gern davon.

Unter solchen Aufmunterungen erreichte er den Gipfel eines hohen Bergs. Er stieg ab, ließ sein Roß grasen, und setzte sich nieder, um sich zu den furchtbaren Dingen, die seiner warteten, neue Kräfte zu sammeln. Da er wußte, daß er sich bereits in der Nähe der dunkeln Grotte befand, so sah er sich mit Angst und Schrecken nach ihr um, und das Erste, was er erblickte, war ein schwarzer steiler Felsen, aus welchem ein dicker Rauch hervorquoll. Am Fuße desselben wurde einer der feuerspeyenden Drachen sichtbar, dem ein grün und gelber Rumpf, und ein sich unaufhörlich in hundert gordische Knoten verschlingender und wieder auflösender Schweif ein so scheußliches Ansehen gaben, daß

selbst die gute Kapriole den Muth verlor, und Schutz in den zitternden Armen ihres Herrn suchte.

Ich gehe, sprach er endlich zu dem Hündchen, und Deine Angst sagt mir, daß Du selbst die Hoffnung aufgibst, mich jemahls wieder zu sehen. Betrachte nur den Drachen und mich, und sage mir, wie ich mit einem solchen Unthier und noch einem zweyten fertig werden soll. Und auf fremden Beystand darf ich auch nicht rechnen, da Menschen und Vieh vor dem Drachen-Geschmeiß zittert. Wenn ich also wirklich verschlungen, oder in Stücke zerrissen bin, und Du genug geweint hast, so fülle diese Phiole mit meinem Blut, um es der Prinzessinn statt dem Schönheitswasser zu bringen, und nachher eile zu dem König, meinem Herrn, um ihn wo möglich über meinen Verlust zu trösten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Allbeliebt ging. Aber als er nur noch wenige Schritte von dem Ort des Schreckens entfernt war, hörte er die Stimme einer Eule, die ihm lieblicher tönte, als die Musik eines ganzen Walds voll Nachtigallen, ihm zurufen: Nicht so traurig, Freund Allbeliebt! Haben Sie gleich meine Verbindlichkeiten gegen Sie vergessen, so erinnere ich mich dafür ihrer desto lebhafter. Es ist keine Kleinigkeit für eine arme gefangene Eule, wenn sie sich aus dem Netz eines hartherzigen Jägers befreyt sieht, und ich heule ordentlich vor Freuden, daß ich Ihnen ein Abenteuer ersparen kann, das Sie wahrscheinlich mit ungleich weniger Glück, als Muth bestehen würden. Bemühen Sie sich weiter nicht um das Schönheitswasser, und geben Sie nur mir die Phiole. Unsereins lacht nur über die feuerspeyenden Drachen, und über die Schlangen, Ottern und Kröten, und was die dunkeln Höhlen betrifft: so sind diese, wie ich Sie versichern kann, recht

mein Element. Wirklich verfloßen auch kaum drey Minuten, bis der dankbare Vogel der Finsterniß aus der Grotte zurückkehrte, und dem harrenden Allbeliebt, der in der Freude seines Herzens sich an dem Eulengesicht nicht satt küssen konnte, das wohlgefüllte und wohlverstopfte Fläschchen überlieferte.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Nichts geht über das Entzücken der Prinzessinn, als sie eine Gabe in ihren Händen sah, für welche die meisten Damen in eigener Person mit dem höllischen Drachen selbst auf Leben und Tod kämpfen würden. Allein wer verbürgte ihr die Aechtheit des Wassers? Um sich also von derselben ohne eigene Gefahr zu überzeugen, ließ sie zuerst ihre Oberhofmeisterinn, die alt und häßlich genug war, um jedes Schönheits- und Verjüngungs-Mittel auf die stärkste Probe zu setzen, einen Versuch damit anstellen, und da der Erfolg, zum Erstaunen des ganzen Hofs,

wirklich allen Glauben überstieg: so erlaubte ihr eigenes Gewissen es ihr nicht, daß sie dem Ueberbringer seine wohlverdiente Belohnung noch länger verweigerte, und sie erklärte ihm also, daß er das Glück haben sollte, in Ihrer Gesellschaft seine Rückkehr anzutreten. Aber noch vor vollbrachter Reise überraschte sie ihn mit einem Geständniß, das jeden Andern zum glücklichsten Sterblichen gemacht hätte. Wäre ich doch, sprach sie, zehn Mahl liebenswürdiger, als ich leider bin! Vielleicht hätten Ihre Augen und Ihr Herz Ihnen ein Mittel gezeigt, sich Ihre Händel mit Riesen und Drachen, und mir die fatale Reise zu Ihrem König, der mir so gleichgültig ist, als wenn ich schon sechs Monate mit ihm verheirathet wäre, zu ersparen. Aber freylich, es ist nicht Jedermanns Sache, sich mit einer Braut zu begnügen, die einem Nichts mitbringt, als ein Königreich von einigen hundert Quadratmeilen, und erst einen Bothen nach dem Schminkwasser der dunkeln Höhle schicken muß, um sich neben andern Mädchengesichtern sehen lassen zu dürfen.

Schönste, theuerste, großmüthigste Prinzessinn! antwortete Allbeliebt, man kann nicht glücklicher und nicht unglücklicher seyn, als der Mann ist, den Sie zu Ihren Füßen sehen. Ich möchte die Treue verwünschen, die mir die Liebe verbiethet. Und doch, sprechen Sie selbst das Urtheil, ob ich, wenn ich mich selbst verachten müßte, mich Ihrer würdig achten, und auf die höchste Belohnung für das strafbarste Verbrechen Anspruch machen dürfte?

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Allbeliebt gab und ließ also dem König, was des Königs war, und in wenigen Wochen theilte die Prinzessinn Bett und Thron mit dem eben so verliebten als mächtigen Herrscher. Aber so kostbar die Geschenke waren, die der Bräutigam der Braut machte, und so zärtlich sich der Gemahl gegen die Gemahlinn betrug, so war er doch kein Allbeliebt, und da die Königinn einen freundlichen Blick für keine Untreue hielt,

so war sie mit diesem Zeichen ihrer Gewogenheit nichts weniger als sparsam gegen den alten Freund, und trieb zugleich die Offenherzigkeit so weit, daß sie ihrem Gemahl täglich die wichtigen Dienste vorrechnete, die er seinem Liebling zu verdanken hatte. Es ist billig, sagte sie, daß Sie den Mann nicht viel weniger lieben, als mich selbst. Nicht genug, daß er Alles aufbot, seinen Heldenmuth wie seine Beredsamkeit, um meine Hand für Sie zu gewinnen, wessen Werk ist es zugleich, als das seinige, daß sie den Verdruß nicht fürchten dürfen, durch mein Gesicht jemahls erinnert zu werden, daß Sie der betagte Gemahl einer betagten Gemahlinn sind?

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Neider dankten dem Himmel für die erwünschte Gelegenheit, den verhaßten Günstling aufs Neue zu stürzen, und erreichten ihren Zweck nur zu gut.

Man muß gestehen, sprachen sie, die Lobre

den der Königinn auf den guten Allbeliebt sind ziemlich feurig, und freylich der Mensch empfiehlt sich so sehr durch seine Gestalt, daß man der tugendhaftesten Dame eine kleine Schwachheit für ihn unmöglich zum Verbrechen machen kann. Daß die Königinn nicht ißt und nicht trinkt, und dafür desto mehr schmachtet und seufzt, kann freylich auch von der Liebe zu Eurer Majestät herrühren. Aber wer glaubt es, wenn man von einer Frau erzählt, die zum Sterben — in ihren Mann verliebt ist? Und also . . . Zwar an der Tugend der Königinn, wer dürfte an dieser zweifeln? Aber wenn Allbeliebt zwar nicht aus dem Reiche gejagt, und noch weniger am Leben gestraft, sondern nur bis er zu einem gesetzten Alter von etwa sechzig Jahren gelangt, in der Einsamkeit des hohen Thurms zu leben gezwungen würde: so wäre auch der böse Schein vermieden. Er mag schuldig oder unschuldig seyn, es ist und bleibt seine Pflicht, der Ruhe seines Herrn, und dem Ruf seiner Königinn dieses Opfer zu bringen.

Ihr habt Recht, antwortete der König. Allbeliebt ist ein Verräther, der trotz seiner Drachen und seiner Riesenköpfe und trotz seinem Schönheitswasser es noch für eine Gnade halten muß, daß ich ihn nur in einen Thurm werfen lasse, wo es nicht halb so viele Schlangen und Kröten gibt, als in der dunkeln Höhle. Ich würde in meinem Leben für die Königinn nicht wagen, was er für sie wagte. Ist es also nicht klar, daß er sie noch mehr lieben muß, als ich? Und soll ich ihm glauben, wenn er vorgibt, er habe die Gefahren bloß aus Treue und Anhänglichkeit gegen mich bestanden? Man kennt ja Euch Höflinge, und weiß, daß Ihr nichts weniger als Waghälse seyd, wenn nichts Anderes, als die Pflicht gegen Euren Herrn Euch anspornt. Also fort mit ihm: Auf der Stelle fort in den Thurm!

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der arme Allbeliebt! Man muß so unschuldig seyn, als er, um in einem finstern Thurm, den weder Sonne noch Mond beleuchtete, auf einem Lager von Stroh, bey einem Stück verschimmelten Brots, das man ihm sparsam genug zuwarf, und einem Krug Wasser nicht zu verzweifeln. Die Härte seiner Feinde versagte ihm sogar den Trost der Gesellschaft. Niemand durfte ihn besuchen, und Niemand wollte es, und er erfuhr mit Schmerzen, daß der Arme, der im Glück allbeliebt war, im Unglück von Keinem mehr geliebt wird. Nur sein Hündchen wich, nach der seinem Geschlecht eigenen Unvorsichtigkeit, von der Politik der Hofleute ab, und besuchte nicht ohne Gefahr der königlichen Ungnade den alten Freund von Zeit zu Zeit in seinem Kerker, um ihm von dem Neuesten, was sich bey Hofe und in der Stadt zutrug, zu unterhalten. Uebrigens ging der Gefangene in der Treue gegen seinen Herrn so weit, daß er sich selbst im Gefängniß

jeden Gedanken an die schöne, wenn gleich schuldlose Urheberinn seiner Leiden, so wenig gleichgültig er auch, wie wir wissen, gegen ihre Gunst war, untersagte.

Die Königinn hatte kaum Nachricht von seinem Schicksal erhalten, als sie sich dem König zu Füßen warf, und ihn unter tausend Betheurungen der Unschuld des Gefangenen und unter eben so viel Thränen um seine Freyheit bat. Aber was darf eine Frau hoffen, die einen eifersüchtigen Mann um Gnade für den Gegenstand seiner Eifersucht anfleht? Der König war unerbittlich, und spottete aufs grausamste ihrer Traurigkeit, und um also seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen, beschloß sie, die empfindliche Saite gar nicht mehr zu berühren. Aber freylich sah sich der arme Allbeliebt durch diese Politik um Nichts gebessert.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das Schicksal schien jedoch seine Ungerechtigkeit gegen den Leidenden nicht aufs Aeußerste treiben zu wollen, und gab ihm, gerade da es ihm am meisten zu zürnen schien, den unzweydeutigsten Beweis seiner Versöhnung. Der König hatte nähmlich seiner Gemahlinn an ihrem Geburtstage eine Ueberraschung von ganz eigener Art zugedacht. Er kannte die Wirkung des Schönheitswassers, und kann ein Mann sich seiner Frau außer ihrer eigenen Verjüngung und Verschönerung durch ein willkommeneres Geschenk empfehlen, als wenn er ihr durch die Verwandlung seiner Person gleichsam zu einem zweyten Manne verhilft, ohne daß sie erst Wittwe zu werden braucht? Er bemächtigte sich also heimlich des wunderthätigen Fläschchens in dem Kabinett der Königinn. Aber so gut seine Absicht war, so wenig begünstigte sie der Erfolg. Statt des untrüglichen Verschönerungsmittels, dessen er sich zu bedienen glaubte, o Himmel, was war

ihm in die Hände gefallen! Ein bloß für die aus der Art schlagenden Prinzen von Geblüt und für andere Große, die man ohne Aufsehen so weit als möglich vom Hof entfernen wollte, bestimmtes Wasser, welches die Eigenschaft hatte, die Leute, denen man die Köpfe damit wusch, in den Schlummer zu versenken, aus welchem man nur durch die Posaunen des jüngsten Tags wieder erweckt werden kann. Eine Zofe hatte nähmlich, da sie eine Spinne mit dem Besen todtschlagen wollte, die Flasche der Königinn von dem Kamin, wo sie stand, herabgeworfen und zerbrochen, und da die verzweifelnde Dirne, die vor den Folgen ihrer Unvorsichtigkeit zitterte, sich erinnerte, eine ähnliche Flasche in dem Kabinett des Königs gesehen zu haben: so gab ein Dämon ihr ein, diese an die Stelle der zerbrochenen zu setzen.

Um den armen König war es also durch einen nicht genug zu beklagenden Zufall geschehen. Die schuldige Zofe wurde von der Königinn tüchtig ausgescholten, und übrigens der Verblichene mit

allem möglichen Pomp in der Gruft seiner hohen Vorfordern beygesetzt.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Kapriole konnte nicht genug eilen, ihren Herrn von der eingefallenen Trauer zu benachrichtigen, und erhielt von ihm Befehl, der Königinn sein Beyleid zu bezeugen. Der gute Allbeliebt! Beynahe hätte ich ihn in dem Wirrwarr vergessen, sagte die schöne Wittwe, als der vierfüßige Gesandte sich seines Auftrags entledigte, und eile auf der Stelle nach dem Thurm, um dem Gefangenen mit eigener Hand die unverschuldeten Fesseln abzunehmen. In Kurzem erhob sie ihn nicht nur auf den königlichen Thron, sondern belohnte seine Treue auch noch durch ein Geschenk, das für ihn billig unendlich mehr Werth hatte, als Krone und Scepter — durch ihre Hand.

Verbesserungen.

Erster Theil.

Seite 167, Lin. 1, von unten, nach den Worten: Indessen möchte doch, sind die Worte einzuschalten: was die ältesten Dichter betrifft.
— 406, Lin. 1, statt: kein Beyspiel, l. m. sein Beyspiel.
— 412, Lin. 10, von unten, statt: Rammlers, l. m. Ramlers.
— Ebendas. Lin. 3, von unten, statt: Todtfeind, l. m. Todfeind.
— 415, Lin. 11, ist das Wort: selten, wegzustreichen.
— 416, Lin. 6, von unten, statt: Findet etwa, l. m. Findet man etwa.
— 418, Lin. 9, vor den Worten: statt in Hainen und Fluren, l. m. von der Tafel.
— 419. Lin. 6, ist das Wort: in, wegzustreichen.
— 420, Lin. 10, statt: an Vertrauen, l. m. anvertrauen.
— 423, Lin. 4, von unten, statt: eine Handvoll Thoren, l. m. übermüthige Thoren.
— 443, Lin. 5, statt: diesem, l. m. dem.
— 468, Lin. 10, statt: von hundert, l. m. von etwa hundert.
— 469, Lin. 5, statt: oder Perlenfischerinn, l. m. oder eine Perlenfischerinn.

Zweyter Theil.

Seite 3, oben ist die römische Zahl I. beyzusetzen, und dagegen auf der folgenden Seite wegzustreichen.
— 10, Lin. 7, nach den Worten: sieben Städte, ist einzuschalten: wie beym Homer.
— 14, Lin. 7, nach den Worten: gerade wie er, ist einzuschalten: in der Schule.
— 20, Lin. 3, von unten, statt: gerechte, l. m. gerächte.
— 23, Lin. 5, statt: einen, l. m. einem.
— 29, Lin. 10, statt: hatten, l. m. hatte.
— 31, Lin. 6, nach den Worten: prügeln lassen kann, ist einzuschalten: als ich.
— Ebendas. Lin. 10, statt: seyen, l. m. seyn.
— 36, Lin. 5, statt: meinen, l. m. meinem.

Seite 42, Lin. 10, von unten, statt: ich allein, l. m. ich es allein.
— 43, Lin. 7, nach dem Wort: nennt, ist einzuschalten: gefriert.
— 46, Lin. 3, statt: unter ihm zu bleiben, l. m. unberühmt zu bleiben.
— 52, Lin. 1, von unten, statt: meinen, l. m. meinem.
— 58, l. m. zwey Mahl statt: Tabak — Tobak.
— 74, Lin. 8. statt: schmachtenden, l. m. schmachvollen.
— 75, Lin. 2, statt: auf Kutschen, l. m. in Kutschen.
— 80, Lin. 2, nach den Worten: Euer Vater, ist beyzusetzen: Eure Mutter.
— 81, Lin. 1, statt: Euch die Vielen, l. m. auch die Vielen.
— 83, Lin. 4. statt: sichs, l. m. sich.
— 95, Lin. 13, statt: Rammler, l. m. Ramler.
— Ebendas. Lin. 14, statt: Götter, l. m. Gotter.
— 104, Lin. 2, statt: Algarapa, l. m. Algarava.
— 108, Lin. 1, von unten; statt: Bedenken, l. m. Bedünken.
— 130, Lin. 4, statt: kann es, l. m. so kann es.
— 143, Lin. 2, von unten, statt: Beyspiel, l. m. Beyfall.
— 152, Lin. 6, statt: und einen, l. m. und den einen.
— Ebendas. Lin. 1, von unten, ist das Wort: nicht, wegzustreichen.
— 194, Lin. 11, statt: oder mehr, l. m. oder nicht mehr.
— 196, Lin. 6. statt: In veni, l. m. Inveni.
— 200, Lin. 8, statt: die Urheberinn, l. m. der Urheberinn.
— 210, Lin. 4, von unten, statt: abermahls, l. m. abermahl.
— 217, Lin. 4, statt: gibt, l. m. geben.
— 222, Lin. 4, statt: den Poeten, l. m. dem Poeten.
— 225, Lin. 3, statt: genannt zu werden, l. m. zu heißen.
— 251, Lin. 8, von unten, statt: wie er, l. m. wie es.
— 273, Lin. 9, statt: der Wein, l. m. den Wein.
— 302, Lin. 1, statt: selbst, l. m. von selbst.
— Ebendas. Lin. 7, statt: und also auch, l. m. also auch.
— 304, Lin. 6, von unten, statt: mit einem Buch, l. m. und einem Buch.
— 340, Lin. 4, von unten, statt: Die Verdienste, l. m. Der Verdienste.

Seite 342, L. 2, statt: Stoicker, l. m. Stoiker.
— 347, Lin. 5, von unten, statt: ihre, l. m. Ihre.
— 360, Lin. 10, statt: Ihrer Gewalt, l. m. Ihres Amts.
— 366, Lin. 9, muß es heißen: Freude! Kannst Du eine Raserey ꝛc.
— 378, Lin. 1, von unten, statt: alt, l. m. alte.
— 390, Lin. 9, statt: neben, l. m. eben.
— 394, Lin. 11, statt: zählte, l. m. zähle.
— 412, Lin. 11, statt: nicht alle Bedingungen, l. m. auch alle Bedingungen.
— 414, Lin. 4, von unten, statt: und es ist nicht mehr, l. m. und ist es nicht mehr.
— 423, Lin. 6, statt: Rumforderscher, l. m. Rumfordscher.
— 445, Lin. 6, statt: einen König, l. m. meinen König.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke

Bd.: 2

Stuttgart 1822

P.o.germ. 1568 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122965-5